Lehrreiche

Abendunterhaltungen

für

Jugend- und Familienkreise,

oder

Katholische Geschichtsbibliothek

für

die Jugend und das Volk.

Beiträge zur Erweckung einer christlichen Welt- und Lebensanschauung in Schulen und Familien.

Herausgegeben

von

M. Lehmann,
Lehrer an der Stadtschule in Hechingen.

Zweite Folge.

Neuntes Bändchen.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1861.
Verlag von Lampart & Comp.

Lehrreiche
Abendunterhaltungen
für
Jugend- und Familienkreise,
oder
Katholische Geschichtsbibliothek
für
die Jugend und das Volk.

Beiträge zur Erweckung einer christlichen Welt- und Lebensanschauung in Schulen und Familien.

Herausgegeben
von

M. Lehmann,
Lehrer an der Stadtschule in Hechingen.

Zweite Folge.

Neuntes Bändchen.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1861.
Verlag von Lampart & Comp.



C. Jäger del. Ausführung Stich u. Druck v. Serz & C^ie Nürnberg.

Clotilde und Laura.

Verlag von Lampart & C^o. in Augsburg.

Chlotilde von Arnaud,

oder

der Sieg des Glaubens über die Sünde.

Eine

Erzählung aus der Zeit der französischen Revolution.

Der reiferen Jugend, vorzüglich aber heranwachsenden Jünglingen und Jungfrauen gewidmet

von

M. Lehmann,

Lehrer an der Stadtschule in Hechingen.

Verfasser der Erzählung: „Ritter Gerold von Helfenstein" &c.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg 1861.

Verlag von Lampart & Comp.

Druck von Albr. Volkhart.

Vorwort.

Die Geschichte ist die große Lehrmeisterin der Menschen. Sie ist das Weltgericht. An diesen beiden Wahrheiten zweifelt Niemand. Wer möchte es auch wagen? Wenn aber je ein Zeitraum in der Geschichte lehrreich ist und zu den verschiedenartigsten Betrachtungen Veranlassung geben kann, so ist es das Zeitalter der französischen Revolution. Es ist die Geschichte jenes traurigen Zeitraums, in welchem die menschlichen Leidenschaften mit einer wahrhaft infernalischen Gewalt die Oberhand in allen Lebens- und Entwickelungskreisen erhielten und die religiöse, politische und sociale Ordnung der Gesellschaft in Frankreich dermassen zerrütteten, daß man gegen einen sicheren und bessern Aufbau billigen Zweifel mit gutem Grund hätte erheben können. Die Auflösung hatte so sehr um sich gefressen, daß man hätte glauben dürfen, das französische Volk sei aller innern Lebensbedingungen verlustig gegangen. Zu keiner Zeit hat sich die menschliche Schlechtigkeit mit mehr Dreistigkeii und systematisch genährtem Haß gegen die bestehende Ordnung aufgelehnt. Es wäre sonst nicht möglich geworden, viele Orte des schönen Frankreich zu einem blutgedrängten Leichenfeld zu machen, bei dessen Anblick die Menschheit das Antlitz verhüllen muß vor Scham und Schmerz. Kann es uns Wunder nehmen? Was ist der Mensch ohne Gott — ohne die Segnungen und Lehren des Christenthums, die auch ein zerrüttetes Volksthum wiederum zu beleben im Stande sind? Deßhalb zeigt auch vor Allem die Geschichte der französischen Revolution das Christenthum und seinen Werth in ihrem

schönsten Licht. Mit Recht kann man sich fragen: was vermag die Philosophie, wenn man sie lostrennt vom Christenthum? Was bewirkt eine einseitige Aufklärung, die Sturm läuft gegen Glauben und Autorität? Die französische Revolution giebt auf Beides eine nur zu deutliche Antwort — sie führen zum Ruin des wahren Volkslebens.

Die vorliegende geschichtliche Erzählung hat nun ein Bruchstück aus der erwähnten traurigen Revolution zu ihrer Grundlage erhalten. Darin soll auch ihr Hauptwerth liegen, daß sie ein getreues Bild jener zerrissenen Zeit mit markigem Colorit vor der Seele des Lesers entfalte. Sie soll ein Beitrag sein zur Kenntniß des erwähnten revolutionären Zeitraumes. Die Erzählung trägt ihren Titel nicht umsonst. Sie ist rein und sittlich und in gläubiger Gesinnung geschrieben. Sie soll deßhalb auch in christlichen Familienkreisen Eingang finden und einer freundlichen Aufnahme gewürdigt werden. Sie enthält Wahres und Erlebtes; und darin soll auch ein Vorzug liegen — sie ist kein bloßes Phantasiegemälde.

Möge das bescheidene Büchlein namentlich auch dazu beitragen, die Entfaltung einer wahrhaft conservativen christlichen Welt- und Lebensanschauung anzubahnen! Möge es in christlichen Familienkreisen als belehrender und unterhaltendender Fund mit Wohlgefallen aufgenommen werden! —

Hechingen im Juli 1861.

M. Lehmann.

Inhalt.

		Seite
Erstes Capitel.	Die Schwestern	1
Zweites Capitel	Der Wanderer	13
Drittes Capitel.	Geheimnisse	18
Viertes Capitel.	Die Verbannten	26
Fünftes Capitel.	Ein rascher Entschluß	35
Sechstes Capitel.	Nach dem Rath die That	42
Siebentes Capitel.	Ein Vorschlag	48
Achtes Capitel.	Ein Freund in der Noth	57
Neuntes Capitel.	Vorkehrungen	63
Zehntes Capitel.	Die Flucht	72
Eilftes Capitel.	Mutter Rachel	80
Zwölftes Capitel.	Plane	88
Dreizehntes Capitel.	Im goldenen Löwen	93
Vierzehntes Capitel.	Die Ruine	102
Fünfzehntes Capitel	Eine schmerzliche Botschaft	111
Sechszehntes Capitel.	Ein wohlverdienter Lohn	117
Siebenzehntes Capitel.	Ein feiner Plan	128
Achtzehntes Capitel.	Zwei Wege	135
Neunzehntes Capitel.	Wiedersehen	145

	Seite
Zwanzigstes Capitel. Der Ueberfall	156
Einundzwanzigstes Capitel. Zweierlei Herzen	165
Zweiundzwanzigstes Capitel. Der Trank	174
Dreiundzwanzigstes Capitel. Eine vereitelte Hoffnung . .	183
Vierundzwanzigstes Capitel. Rasche Entwickelung . . .	193
Fünfundzwanzigstes Capitel. Im Gefängniß	203
Sechsundzwanzigstes Capitel. Die Vergeltung	214
Siebenundzwanzigstes Capitel. Ende gut, Alles gut . .	222
Achtundzwanzigstes Capitel. Ein prosaisches Capitel . .	230

Chlotilde von Arnaud.

Seite
[illegible] Capitel. Im Ueberlaß 155
[illegible] Capitel. Zweierlei Herzen 165
[illegible] Capitel. Der Trank 174
[illegible] Capitel. Eine vereitelte Hoffnung . . . 183
[illegible] Capitel. Rasche Entwickelung . . . 193
[illegible] Capitel. Im Gefängniß 203
[illegible] Capitel. Die Vergeltung 214
[illegible] Capitel. Ende gut, Alles gut . . . [illegible]
[illegible] Capitel. Ein prosaisches Capitel . . . [illegible]

Erstes Capitel.

Die Schwestern.

Das Städtchen Marvejols hatte eine reizende Lage. Die Landschaft, welche es umgab, hatte ein malerisches Aussehen. Die Felder waren gut bebaut, und das Getreide gedieh in üppigster Pracht bis in die Nähe des Waldgürtels, welcher sich in einer Entfernung von einer kleinen halben Stunde um die blühenden Fluren schlang. An der Gränze der Feldmarken erhoben sich mächtige Hügel, welche mit saftigem Waldesgrün bekleidet waren. Die höchste der zierlich geformten Bergkuppeln war ringsum mit Ginster und Heidekraut bewachsen. In dem lieblichen Thale bildete Marvejols einen hübschen Mittelpunkt. Die reizende Landschaft ward noch angenehmer gemacht durch einen rauschenden Gebirgsbach, welcher sich silberhell zwischen Wiesen und Auen über Gerölle dahinwälzte. Wer das Städtchen Marvejols zum ersten Mal sah, auf den mußte auch das Innere desselben den wohlthuendsten Eindruck hervorbringen, und er mußte sich's gestehen, daß Marvejols zu den schönsten Landstädtchen der Provinz gehöre; und die Einwohner von Marvejols waren eitel genug, sich dieses einzubilden.

Der große weite Platz vor dem Städtchen war mit Obstbäumen der verschiedensten Art reichlich besetzt. Er wurde nach altem Gebrauch die „Gemeindewiese“ genannt. Hier versammelte sich das Volk, um bei festlichen Veranlassungen sich gemeinsam zu freuen. Wie viele herzliche Erinnerungen knüpften sich an diese schattenreichen Räume! Der heutige Tag zog viele Einwohner des muntern Städtchens nach der Wiese. Der zehnte Tag der Woche war angebrochen, und der mußte ja nach der neuen Ordnung der Dinge gefeiert werden. Und weil

das harmlose Völklein nicht mehr zur Kirche gehen sollte und den Kreuzweg nicht mehr besuchen durfte, so versammelte man sich auf der Gemeindewiese, um sich den Erheiterungen und Freuden des Lebens hinzugeben. Der Tag war unbeschreiblich schön — er war der schönste Maientag, welchen man dieses Jahr erlebt hatte. Die Luft war rein und der Himmel so hell, daß man keine Wolkenspur, selbst mit geübtem Auge, entdecken konnte. In den Gebüschen erhob sich ein unversiegbares Leben und auf den Fluren bewegte sich Alles im heitersten Genuß der Freude. Die Sonnenstrahlen fielen schräg auf, und warfen auf die grünen Matten solch' erhabene Reflexe, daß man zweifelhaft blieb, ob das emporschießende Gras grün oder goldfarbig sei. Die lieblichen Fluren waren mit einem goldenen Schleier bedeckt; selbst die Gesichter der Menschen strahlten von einem erhöhteren Lebensimpuls und Alle jauchzten hinaus in die lenzesmilde würzige Luft.

Schon hatte sich viel Volk von Marvejols auf der Gemeindewiese versammelt, um sich durch lustige Volksspiele einen heitern Mittag zu verschaffen oder aus dem Munde der Volkstribunen die Entschlüsse der Hauptstadt und seiner Beherrscher zu erfahren. Schon hatten sich einzelne Gruppen gebildet, welche sich lebhaft über die Neuigkeiten des Tages unterhielten. Aber von allen einzelnen Schichten, welche sich auf dem weiten grünen Anger versammelt hatten, war keine lieblicher und malerischer anzuschauen, als jene Gruppe, welche am Ende der Wiese auf einer unansehnlichen Erhöhung in stillgemüthlicher Ruhe im dunkeln Grase sich niedergelassen hatte. Man denke sich einige Jünglinge und Jungfrauen, welche sich um ein bildschönes Mädchen niedergelassen hatten. Die Augen der Jünglinge waren auf das Mädchen gerichtet, das, in düstere Schwermuth versunken, kaum gewahr wurde, was auf der Wiese vor sich ging. Die Jungfrauen blickten fast neidisch auf ihre Freundin, da sie den Jünglingen fast zu gut gefiel. Das Mädchen lehnte nachläßig im hohen Grase am Erdhügel und hielt eine Masse Blumen in dem Schooße; es wand niedliche Sträußchen, welche den Jünglingen und Gespielen dargeboten wurden, und sie

wurden mit lächelndem Munde und glühenden Wangen angenommen. Das Mädchen hatte den Hut abgelegt: Eitelkeit konnte nicht die Ursache sein, denn es fuhr manchmal mit dem bunten Sacktuch nach der erhitzten Stirne, um sich den Schweiß abzuwischen. Sonst hätte man vermuthen können, das Mädchen wolle die Zuschauer noch mehr auf den ungewöhnlichen Zauber hinlenken, der auf seinen Wangen lag und aus den hellen blauen Augen strahlte. Die dunkeln Locken wallten ihm unter dem weißen Sommerhute hervor. Das schwarze Haar, in großem Reichthum vorhanden, stand dem Mädchen gut und hob die rosige, jugendliche Gluth ihrer Wangen nur noch vortheilhafter hervor. Und dazu ein so herzgewinnendes Lächeln! Kein Wunder, wenn Laura den ersten Schönheiten von Marvejols beigezählt wurde.

An der linken Seite des Mädchens saß eine Jungfrau, die kürzlich den Jugendtagen entwachsen war; aber auf ihrem Gesichte spiegelte sich ein hoher Ernst ab, der kaum zu dem Lebensalter des Mädchens zu passen schien. Allein Klara hatte schon in frühester Jugend bittere Erfahrungen gemacht, und wer sie näher kannte, mußte sich's gestehen, daß der Ernst dem guten Kind gar nicht übel stand. Wer sie genauer betrachtete, mußte in ihren Zügen Laura's Schwester erkennen. Und so war es auch. Klara spielte nachlässig mit den Blumen, welche in dem Schooße der lieben Schwester lagen, und ließ gedankenvoll die Augen sinken. Auch sie zog die Aufmerksamkeit und Theilnahme der Umstehenden auf sich. Man scherzte und lachte; man warf sich Kleinigkeiten vor, was man in der guten „alten Zeit" zu thun pflegte. Und wenn ein gelungener Witz oder ein leichter Scherz das jugendlich züchtige Roth auf den Gesichtern der Mädchen hervorlockte, dann entstand ein lautes, unschuldiges Gelächter, das weithin schallte. Man wußte sich durch mannigfaltige Kurzweil die Zeit zu vertreiben und ein Jegliches war bestrebt, sein Scherflein zur Unterhaltung beizutragen.

Da entstand auf einmal ein lautes Getöse. Die Jünglinge richteten ihre Augen nach dem Stadtthore, aus welchem sich eine große Volksmenge schreiend und

lärmend herausdrängte. Man vernahm den Schall der Trommeln und den Klang der Trompeten. Rothe Fahnen erhoben sich aus dem Gedränge und Männer, mit der phrygischen Mütze und der Carmagnole bekleidet, nahten sich dem offenen Platze und eilten nach dem Freiheitsbaume, welcher in der Mitte desselben errichtet war. Alsbald begann der Tanz und mit einer rasenden Schnelligkeit reihten sich die Tänzer um den Baum, um dem Gott der Freiheit einen Dienst zu erweisen. Mächtig erschollen die Trommeln und das Wirbeln der Pauken machte die Luft erzittern. Laut ertönten die Trompeten und ehe man sich's versah, drehte sich die Menge singend und jubelnd auf der Gemeindewiese. Als das die Jünglinge sahen, standen sie sogleich auf, ergriffen die Hände der Mädchen und eilten nach dem Tanzplatze; denn die Jugend liebt den Tanz. Nur die zwei Schwestern blieben zurück, um aus den Blumen Kränze zu winden. Die Jünglinge drängten sie zwar, an der allgemeinen Freude Theil zu nehmen; allein all' ihre Bitten halfen Nichts: die Mädchen blieben fest bei ihrem Entschlusse.

„Wie froh bin ich, daß ich allein sein kann," begann Klara, und küßte Laura's Stirne, „daß wir ein ruhiges Stündlein verleben können. Mein Gott, dieser Lärm! Ach, und heute ist's Sonntag und ein — — —."

„Still, still, Klara!" versetzte Laura leise, und hielt die Hand auf den rosenfarbigen Mund der Schwester, „wenn es die Patrioten hören würden! Du müßtest dein Haupt auf's Schaffot legen."

„So schnell wird's nicht gehen," gab Klara kleinlaut zur Antwort. „Man wird mich wohl noch leben lassen."

„Wir wollen von etwas Anderem reden, liebe Schwester," erwiederte Laura, „auch die Bäume haben Ohren, und sind wir nicht unglücklich genug?"

„Und stehen wir nicht schon jetzt bei den Patrioten als junge Aristokratinnen im Verdacht?" fragte Klara mit leiser Stimme. „Ja, reden wir gar Nichts, das ist mir lieber."

Und Klara legte ihren Kopf auf Laura's Schultern, daß die goldenen Locken hernieder wallten auf

die Brust der Schwester. Ihr heißer Athem berührte ihre Wangen und manchmal bedeckte sie dieselben mit Küssen. Laura ließ sich die Liebkosungen der Schwester gefallen; als das Mädchen aber gar zu zudringlich wurde, fuhr sie fast unwillig auf und sah Klara mit einem sehr bestimmten Blick an.

„Geh doch weg von mir, Klara!“ sagte sie ernsthaft, „liege mir nicht so fest auf meinen Schultern. Du thust mir zu wehe und was wird aus den Blumen im Schooße werden?“

„Aus den Blumen?“ fragte Klara gleichgültig, „wachsen nicht genug auf den Wiesen im Thale?“

„Aber weißt du nicht“, fuhr Laura fort, „daß ich diese Blumen von dem gnädigen Fräulein habe?“

„Sieh, jetzt sprichst du gerade wie eine Aristokratin“, fiel Klara lebhaft ein. „Und so eben wolltest du mich zanken!“

„O Gott, verzeihe mir's!“ seufzte Klara, „ich kann Nichts dafür. Ich kann mich eben in die Neuerungen der Zeit nicht fügen. Ich weiß nicht, wie mir's manchmal um's Herz ist. Es ist traurig, keinen Gott und keinen Sonntag zu haben. Wenn es auf der ganzen Welt so wäre, ich müßte verzweifeln. Und ich habe gewiß keine schwermüthige Natur.“

„So scheint's dem gnädigen Fräulein auch zu gehen“, fiel Klara ein, und ergriff eine Blume, die sie gleichgültig mit dem Finger zerrieb, „ich sehe unsere Gebieterin manchmal mit thränenden Augen, seit die Patrioten unsern herrlichen Marienaltar in der Kapelle zertrümmert haben.“

„Und wir leben im Mai, Schwester!“ versetzte Laura mit einem tiefen Seufzer. „Ach, da brach man sonst Blumen und wand Kränze für den Marienaltar. Da sollte man die Königin des Himmels loben und preisen; denn dieser Monat gehörte ehedem ihr; aber so geht es in der Welt.“

„O es war einst schön“, sprach Klara mit Herzlichkeit, „mit Vergnügen erinnere ich mich an die Pilgerfahrten zur gebenedeiten Mutter in den Bergen der Sevennen. Da konnte ich nur nicht müde werden. Wie innig haben wir da gebetet, liebe Schwester! Und jetzt

dürfen wir nur beten, wenn's Niemand sieht und höret. Das ist traurig!"

„Leider, Gott!" seufzte Laura, „doch ruhig! Sieh, dort steht der Bezirkspräsident Durand — „wenn der uns solch' ein aristokratisches Gespräch führen hörte, dann kämen wir unter das Beil."

„Wie unser Herr Pfarrer!" lispelte Klara. „Herr, gieb ihm die ewige Ruhe!"

„Und das ewige Licht leuchte ihm," setzte Laura hinzu und blickte betend zum Himmel.

„O er hat's nicht nöthig, daß wir für ihn beten", gab Klara zur Antwort, „er starb wie ein Held — wie ein großer Heiliger."

Die Schwestern schwiegen still und schauten gleichgültig nach dem Mittelpunkt der Gemeindewiese, wo ein wilder Freiheitstanz aufgeführt ward, was in dieser bewegten Zeit keine Seltenheit war. Da kam Durand langsamen Schrittes heran; er drehte sich manchmal um, und sah auf das lebhafte Volksspiel, das sich, durch seine Thätigkeit entfaltet, nach seiner Meinung vortrefflich machte. Durand hatte ein abstoßendes widerliches Aussehen. Die Carmagnole, welche er trug, stand ihm häßlich genug. Er war von Natur aus unverhältnißmäßig groß, hatte lange Beine und einen kurzen Oberleib, ein spitziges Kinn, um welches ein wilder struppiger Bart wucherte. Seine Augen rollten unheimlich in den Augenhöhlen, von mächtigen Braunen düster umschattet. Die Backenknochen waren erhaben, und auf dem breiten Kopfe trug er ein stutzerhaft geschnittenes rothes Haar. Noch widerlicher waren seine Geberden und verabscheuungswürdig seine Handlungen. Kein Wunder, wenn den Mädchen die Ankunft des Bezirkspräsidenten lästig war

„Ah, guten Abend, Bürgerinnen!" fing Durand mit krächzender Stimme zu reden an. „Warum bleibet ihr so allein?"

„Bürger," versetze Klara kurz, „es hat uns Niemand zum Tanzen gewollt: wir sind übrig geblieben."

Allein Durand schien auf diese Antwort gar nicht zu achten. Er faßte Laura scharf in's Auge, und sein frecher Blick ruhte so fest auf dem Antlitz des Mädchens,

als wollte er dessen innerste Gedanken lesen. Laura ward roth bis auf die Brust herab und schlug die Augen nieder.

„Willst spröde sein, Bürgerin?“ fragte Durand empfindlich und gereizt. „Laß es bleiben, ich befehle es dir!“

Allein Laura blieb kalt und würdigte den Bezirkspräsidenten keines Blickes.

„Wie stolz!“ fuhr Durand aufgebracht fort, „weiß das Ding denn nicht, daß die allgemeine Gleichheit verkündet ist? Doch ich laß' den Narren laufen. Es kann das Ding einmal reuen.“

Und hiemit wandte sich Durand weg von Klara.

„Laß das Kind gehen, Bürger,“ begann Klara zu reden. „Es ist mit ihm Nichts zu machen. Es ist taub und stumm: es wird noch anders werden. Doch was ist dein Begehren, Bürger!“

„So du gefällst mir, Bürgerin“, gab Durand zur Antwort. „Es scheint, dir hat die Freiheit schon die Zunge gelöst.“

„Was ist dein Begehren?“ fragte Klara nochmals. „Kann ich dir dienen?“

„Ich verlange nichts, Bürgerin!“ erwiderte Durand. „Ich wollte nur Laura, die gepriesene Schönheit sehen, deren Lob in Aller Munde ist. Aber da sie — — — .“

Allein der Bezirkspräsident konnte seine Lobrede nicht mehr anbringen; denn Laura faßte schnell ihre Blumen zusammen und erhob sich rasch von der Erde. Sie winkte der Schwester mit den Augen und Klara hatte die Mahnung gut verstanden. Nach wenigen Augenblicken stand Durand allein auf dem Erdhügel und wanderte dann verstimmt zu seinen Genossen, welche sich noch immer in der wildesten Freude bewegten.

„Du weißt nicht, Schwester,“ begann Laura, als sie mit Klara wieder allein war, „wie sehr mir dieser Mensch verhaßt ist. Ich liebe sonst alle Menschen; aber ich weiß nicht, warum ich Durand so sehr verabscheue. Ich kann nicht vergessen, was er unserer Familie Uebels zugefügt.“

„O Schwester, sei ruhig,“ bat Klara herzlich, indem

sie Laura am Arme hielt, um ihr zu bedeuten, nicht so schnell zu gehen, „wenn du die bittersten Erinnerungen in mir erwecken willst, dann fahre fort. Wenn du die schmerzlichsten Gefühle in mir wach rufen willst, dann sprich weiter.“

„Schwester, Schwester!“ sprach Laura mit Innigkeit, „was hast du vor?“

„Durand ist ein Erzschelm,“ sagte Klara voll Ernst. „Hat er nicht unsern lieben Vater gemordet? Hab' ich es nicht mit eigenen Augen gesehen, wie er den Dolch in sein edles Herz gestoßen? Bin ich nicht mit Mühe seiner Rache entronnen? Und warum hat er den Vater getödtet? Warum hat er ihm den tödtlichen Stahl in die ehrliche Brust gebohrt? Ach — — — unser Vater war ein redlicher Mann: seiner Herrschaft und Gott getreu.“

Laura hielt die Hände vor das Gesicht. Sie vergoß Thränen des Schmerzes. Sie schlug einen Seitenpfad ein, um dem Gewühle auszuweichen, das nach der Gemeindewiese strömte. Es war ihr in diesem Augenblicke zu laut in der Welt. Ihr Herz war traurig, und ihr Geist war niedergeschlagen.

„Und dieser Mensch wagt es, in unsere Nähe zu kommen und dich zu begaffen,“ sprach Klara nach einer Weile. „Jeder seiner Blicke ist ein Pfeil in mein Herz; aber er wird seine Strafe erhalten.“

„Rede nicht so, Schwester!“ bat Laura, „Gott allein gehört die Rache.“

Die Schwestern liefen auf dem abgelegenen Fußpfad dahin, indem sie sich an der Hand führten. Sie schwiegen lange Zeit still. Schon waren sie auf einem Umwege der Stadt nahe. Da fing Klara zu reden an.

„Es ist traurig für uns, ohne Eltern in der Welt leben zu müssen, ganz allein auf uns angewiesen,“ sagte sie mit Innigkeit. „O Gott, wäre ich mit der Mutter gestorben! Warum mußte mein Leben ihr Tod sein? Schwester, dieser Gedanke fällt mir schwer auf's Herz!“

„Sind wir denn allein?“ fragte Laura herzlich. „Haben wir nicht das gnädige Fräulein, das sich unser nach Kräften annimmt? Sorgt man nicht für uns?“

„Wie lange noch?“ gab Klara schnell zur Antwort.

„Wie lange wird Fräulein Chlotilde frei sein? Ich sage frei: denn ich kenne trotz meiner Jugend unsere Zeit besser als du.“

„Dann haben wir die seligste Jungfrau“, versetzte Laura mit Begeisterung. „Sie wird uns nicht verlassen. Vermögen es unsere Patrioten, mir dieses erhabene Bewußtsein aus dem Herzen zu reißen? Sind sie wohl im Stande, mir den Glauben, aus der Brust zu nehmen? Je mehr sie meinen Gott verhöhnen, desto mehr halte ich meinen Glauben und meine Liebe wird nur um so vollkommener. Ich bin nur ein einfaches Landmädchen, aber ich verachte diese Künste, von elenden Menschen mit niederträchtiger Bosheit ausgesonnen. Meinen Gott sollen sie mir nicht nehmen: ich will lieber den Tod. Viele Tausende sind in Frankreich für diesen Gedanken gestorben, mich sollen die Feinde stark und muthig finden, wenn ihre Schergen mich ergreifen.“

Klara sprach kein Wort. Sie stürzte an die Brust ihrer Schwester und faßte sie mit den Armen. Ein heiliges gottbegeistertes Gefühl erfüllte ihr Herz. Sie fühlte sich stark, muthig und kräftig genug, dem Feinde des Glaubens und der Unschuld zu trotzen. Langsam schritten die Schwestern voran. Sie schwiegen still, und ehe sie sich versahen, waren sie am entgegengesetzten Thore der Stadt angekommen. Dort stand noch vor einem Jahre das Bild der gebenedeiten Jungfrau. Die Freiheitsmänner der Stadt hatten dieses christliche Zeichen entfernt und auf der gleichen Stelle einen Freiheitsbaum errichtet. Dieser Umstand konnte aber die Schwestern nicht abhalten, hier auszurasten und ein stilles frommes Gebet zum Himmel zu senden — an dem Orte, an welchem ehedem so viele Thränen getrocknet wurden. Sie setzten sich auf einen naheliegenden Stein und blickten betend zum Himmel.

„Himmlische Jungfrau, verlaß uns arme Waisen nicht!“ sprach Klara mit frommer Rührung. „Es ist ja noch nie erhöret worden, daß der nicht Gnade fand, der dich in seiner Noth mit Vertrauen suchte. Du, Mutter der Armen, hab' Mitleid mit uns!“

Laura aber betete still in ihrem Herzen. Ein ganz besonderer Wunsch beunruhigte ihr Herz. Sie liebte den

Sohn wackerer Eltern aus der Stadt, und die Eltern hatten bereits den Bund gesegnet. Allein Alfred, ihr Verlobter, neigte sich zu den Patrioten hin und war in letzterer Zeit leichtfertig und frech geworden. Er besuchte mehr, als dem Mädchen lieb war, die Versammlungen der Patrioten, und Durand hatte den jungen feurigen Mann bereits ganz in seiner Gewalt. Alfred wandte sich mehr und mehr von Gott ab, und das that dem Mädchen im tiefsten Herzen wehe. Oft hatte Laura schon in stillen einsamen Nächten bittere Thränen geweint; oft lag sie auf ihren Knieen und betete zu Gott, er möge die Augen des Verblendeten öffnen; oft hatte sie den Verführten gebeten und beschworen, im Hause der Eltern sein Glück zu suchen und die nächtlichen Zusammenkünfte zu meiden: allein es war vergebens — Alfred war bereits mit einem Netze umstrickt, aus welchem er nicht mehr entkommen konnte. Diese Wahrnehmung that dem edlen Mädchen wehe, und Laura konnte die heißesten Thränen vergießen, wenn sie die herben schmerzerfüllten Klagen von Alfred's armen Eltern anhören mußte. Diese bitteren Gefühle erfüllten in diesem Augenblicke Laura's edle Seele.

Nach dem Gebet erhoben sich die Schwestern und gingen durch das Thor in die Stadt. Als sie zu Hause angekommen waren, legten sie ihre Blumen mit den Körbchen auf ein bescheidenes Tischchen, das in ihrem kleinen Zimmerchen stand, und begannen ihre gewöhnlichen Anzüge hervorzusuchen Allein das Stillschweigen wollte keine der Schwestern unterbrechen; endlich nahm Klara das Wort. Sie neigte sich voll Zärtlichkeit zu der Schwester, schloß sie sanft in ihre Arme und küßte sie auf die Stirne.

„Schwester," sprach Klara, „es liegt dir Etwas schwer auf dem Herzen und unrecht ist's von mir, daß ich dich nicht schon früher um die Ursache deines Kummers gefragt habe. Sei offen und rede die Wahrheit."

„Was sprichst du, mein Mädchen?" fragte Laura schnell. „Mir fehlt, Gott sei Dank, Nichts und wenn's dir so wohl ist, dann soll es mich freuen."

Allein Laura's Gesichtszüge sagten etwas ganz An-

deres. Denn ihre Wangen entfärbten sich plötzlich; sie fing an am Leibe zu zittern.

„Das ist nicht dein Ernst, Schwester," sprach Klara und gab sich Mühe noch vertraulicher zu sein, „das lasse ich nicht gelten. Ich lasse dich nicht los, bis du mir die Wahrheit bekennst. Meinst du, die Thränen auf deinen Wangen seien meinen Augen entgangen? Meinst du, dein Stillschweigen sage nicht so viel als bei einer Anderen die Zunge? Und deine räthselhaften Reden im Schlafe?"

Laura zuckte zusammen und erschrack heftig.

„Schwester, du hast mich verstanden," sagte Laura und seufzte tief.

„Ja, ich kenne dich, Laura," versetzte Klara innig, „komm, setze dich auf das Polster. Du brauchst dich nicht zu schämen: rede offen."

„Ich kann es nicht," sagte Laura, „ich schäme mich!"

„Unverstand!" sprach Klara ernsthaft und blickte mit Liebe auf die Schwester. „Nun, so will ich dich nicht weiter plagen: ich will reden. Es kümmert dich die Zukunft. Du wirst kleinmüthig darüber, daß du vielleicht voreilig dein Herz verschenkt hast. Das betrübt dich: ich kenne dich zu gut."

„Genug, Schwester!" rief Laura aus und warf sich auf das Polster, „du machst mir den größten Schmerz. Quäle mich nicht!"

„Es muß sein, ich muß sprechen," fuhr Klara unerbittlich fort, „ich will dein Unglück nicht. Ist's denn nothwendig, daß du Alfred heirathest?"

Allein Laura hielt ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckt, während sie laut weinte; nachdem sie sich ausgeweint hatte, wandte sie sich zu der Schwester, welche sie mit den Armen umschlang und an das Herz drückte. Die Schwestern blickten sich so liebreich an, als wollten sie sich die geheimsten Falten des Herzens öffnen.

Nach einer Weile lächelte Klara so innig, daß Laura nicht unterlassen konnte, die gute Schwester an sich zu ziehen und mit einem herzlichen Kuß zu beglücken.

„So gefällst du mir, Schwester," begann Klara, „und nun kann ich offen und ohne Rückhalt mit dir reden. Ich weiß, daß du Alfred liebst mit jener un-

aussprechlichen Gluth einer edlen jungfräulichen Seele, die man nicht beschreiben, sondern nur fühlen kann. Alfred war einst gut und er verdiente es, mit der Liebe eines wackern Mädchens beglückt zu werden. Und du hättest keinen Anstand nehmen dürfen, Dem die Hand zu reichen, der dir vor Allen gefiel. Allein Alfred ist schlimm geworden — er hält zu den Lotterbuben der Stadt und lebt mit den Mördern unsers Vaters auf vertrautem Fuße. Er hat sich den Elenden und Sansculotten der Stadt zugesellt, und wenn du ihn ehelichst, wird er nur Schmerz und Gram auf deinem Haupte sammeln. Ein edles Herz strebt zum edlen Herzen: nur verwandte Seelen können sich beglücken. Ich begreife das, obwohl ich noch jung bin. Ich rathe dir, gute Schwester!"

„Schweig, Klara," rief Laura aus, „ich weiß, was du sagen willst. Ich soll Alfred nicht heirathen?"

„Das sollst du nicht," gab Klara zur Antwort. „Alfred hat dein gutes Herz nicht verdient. Jetzt noch kannst du die ganze Sache ändern. Mache diesem Zustand ein Ende, so lange es noch Zeit ist. Bedenke: die Reue ist ein hinkender Bote. Ich kenne einen hübschen Jüngling, der deiner würdig ist: es ist der biedere Jan, der Wildhüter des gnädigen Herrn. Hast du's bemerkt, wie seine Augen nach dir suchen und wie traurig er von dannen geht, wenn du ihn keines Blickes würdigst? Hast du heute gesehen, wie aufmerksam er auf dich war? Du konntest es freilich nicht wahrnehmen, denn du hast dich eben einmal in das hübsche Gesicht — — — doch ich will schweigen. Du kennst meine Meinung. Nun wähle!"

„Schwester, du bist grausam!" sagte Laura vor sich hin. „Heilige Jungfrau, stehe mir bei mit deinem Rathe!"

Klara aber stand schnell auf und ließ die Schwester allein. Sie lief zur Küche, um das frugale Nachtmahl zu bereiten. Laura aber blieb den ganzen Abend außerordentlich stumm. Als die Schwestern das Abendgebet gesprochen hatten, schlang Laura nochmals den Arm um den Hals der Schwester und war zutraulicher als ehedem. Klara ließ sich diese Zärtlichkeit gefallen.

„Klara," sagte sie der Schwester leise in's Ohr, „ich will deine Worte reiflich überdenken."

Zweites Capitel.

Der Wanderer.

In der Nähe des Städtchens Marvejols lag der Edelsitz des alten Herrn von Arnaud. Die Nacht war angebrochen. Es war eine schöne mondhelle Mainacht, wie sie auf einen angenehmen Maitag kommen mußte. Die leuchtenden Sterne lachten auf die reizende Landschaft hernieder und schienen in dem blauen wolkenlosen Nachthimmel zu schwimmen. Die bethauten Blumen in dem prachtvollen Parke verbreiteten einen süßen erquikkenden Wohlgeruch. Die Strahlen des Mondes stahlen sich durch das dichte Laubwerk der Ulmen und Sycomoren, welche das Stammschloß des Edlen von Arnaud malerisch umgaben; sie bildeten klare Silberstreifen in den edelgeformten Alleen, welche sich durch die Mitte des Lustgartens zogen. Ein kleiner Bach murmelte am Ende des Parkes und wand sich in mannigfaltigen Krümmungen zwischen Erlengebüsch und Haselstauden dahin nach dem blumenreichen Thale. Die Zweige der Bäume und das Buschwerk, welche an dem rieselnden Bache wucherten, schlangen sich in einander und bedeckten die fröhlichen Wellen mit einem schattenreichen Laubdache. In dem alten Herrenhause waren die Lichter bereits erloschen, und die dunkeln Schatten, welche die alten Bäume ringsum allnächtlich über das ehrwürdige Gebäude warfen, gaben demselben einen trüben Anschein von Einsamkeit und Verlassenheit. Kein Laut war zu vernehmen; nur das einförmige Murmeln des Baches unterbrach die feierliche Stille der erhabenen Mainacht. In den Mauern des Edelsitzes waren indeß noch getreue Augen geöffnet: Chlotilde, die liebliche Tochter des Hauses, war noch in ihrem stillen Gemache, und das edle Herz beschäftigte sich noch mit Gedanken, welche weit erhaben sind über alles Irdische — verwandt mit Gott und Göttlichem.

Im Hofe schlummerte der große Hetzhund, seiner vollen Länge nach ausgestreckt, auf einem jener wundersamen Lichtstreifen, welche der Mond durch das Blätterwerk einer riesigen Ulme warf. Er schien sich an der erquickenden Nachtluft zu erholen. Da lag der Hund als ein Bild der Heiterkeit, Ruhe und Zufriedenheit. So regungslos er aber schien, so schlief er dennoch nicht so fest, um nicht den leisesten Fußtritt in der Nähe des Herrenhauses zu vernehmen. Und wirklich erhob er sich, schüttelte mächtig die lange Mähne, welche an seinem Halse hing, und seine Augen rollten wild in ihren Höhlen. Er begann zu knurren, und sein lautes Gebell drang geisterhaft durch die stille Nacht hin.

In diesem Augenblicke schlich eine lange hagere Gestalt längs der Seitenmauer des Schlosses hin und lenkte ihre Schritte nach der Richtung, in welcher der Eingang zum Schlosse lag. Der getreue Jan, der Wildhüter des Edlen, war schon erwacht und stand bewaffnet im Vorhofe, um den Fremdling nach Gebühr zu empfangen, wenn er zweideutige Absichten zu erkennen geben sollte. Aber wie staunte Jan, als der große Hund auf den Fremdling plötzlich zueilte und ihn mit Liebkosungen aller Art bedachte. Wer mochte das sein? Während Jan an sich selbst diese Fragen stellte, war der räthselhafte Wanderer bis zum Eingang des Schlosses gekommen, von dem wedelnden Hunde begleitet, der sich über die Ankunft des Wanderers freute.

Der Wanderer hatte ein abenteuerliches Aussehen. Er trug nach Art der Freiheitsmänner eine Carmagnole und auf seinem Kopfe saß die rothe Mütze. Sein Gesicht war verhüllt. In der Brusttasche sah man den Griff eines Dolches, und unter dem Oberkleid hatte er zwei scharf geladene Pistolen verborgen: mehr konnte man in der Dunkelheit der Nacht von seinem geheimnißvollen Aussehen nicht entdecken.

„Es lebe die Republik!“ sprach der Fremdling zu dem ehrlichen Wildhüter und wollte dessen Hand ergreifen.

„Nicht doch,“ rief Jan entrüstet aus und stellte sich, als wollte er den Fremdling ernsthaft empfangen, „ich gebe mich, wie ich bin; bist du ein Republikaner, so

sind wir geschiedene Leute und wir haben Nichts mit einander zu schaffen. Du magst alsdann das Weite suchen. Für derlei Gezücht hat mein erlauchter Herr keine Herberge."

Und Jan zog es vor, den Rückzug anzutreten. Indessen waren auf das heftige Gebell des Hundes mehrere Personen im Schlosse wach geworden. Sie erschienen Alle bewaffnet unter dem Thore und wollten eben mit Blendlaternen hervortreten.

„Nun Jan," begann der Wanderer wieder, „wir sollten uns kennen."

„Wüßte nicht woher," gab Jan trocken zur Antwort und winkte mit der Hand seinen Gefährten. „Mache dich aus dem Staube, wenn dir das Leben lieb ist."

„Aber ich muß mich der Bürgerin Chlotilde vorstellen, es mag mein Leben kosten," sprach der Wanderer, um Jan's Treue auf die Probe zu stellen. „Ich begehre Einlaß. Ich bringe wichtige Botschaften!"

„So kann jeder Fabelhans auch sagen," versetzte Jan, während einer der Wächter nach dem Fremdling mit gewaltiger Hand griff.

Allein der Angriff wurde durch den Hund vereitelt. Alle stutzten.

„Jan, kennst du den Prior aus den Sevennen nicht mehr?" fragte der Wanderer leise und zeigte dem überraschten Jan ein Kreuz, das er auf der Brust verborgen trug, ohne indeß von den Andern bemerkt zu werden.

„Mein ehrwürdiger Herr!" rief Jan erstaunt und überrascht aus, indem er auf die Knie sank, „o Vergebung!"

„Stehe auf, Jan!" befahl der Fremdling, „was sollen diese Sachen?"

„Aber ehrwürdiger Herr, in diesem räthselhaften Aufzuge," sprach Jan treuherzig, „wie hätte ich Sie erkennen sollen?"

„Bin ich denn weniger Patriot, als Andere?" fragte der Fremdling und eilte nach dem Eingang des Schlosses.

Die Wächter und Diener im Schlosse, welche die-

sen seltsamen Auftritt nicht begreifen konnten, folgten schweigend nach. Der Hund legte sich wieder an seinen Ort, als wenn es ihm befohlen worden wäre. Das Thor in seinen Angeln schloß sich knarrend, und die Tritte des Wanderers verhallten geisterhaft in den Kreuzgängen des Schlosses.

„Mein lieber Jan," begann der Fremdling zu reden, als er mit Jan allein im Zimmer und keine weitere Gesellschaft vorhanden war, „obgleich wirklich im Lande Freiheit und Gleichheit herrschen und alle Unterschiede aufgehört haben, so werfe ich doch in diesen theuren Hallen das schmutzige Gewand der Patrioten von mir. Bringe es nachher in mein Schlafgemach; man weiß nicht, wenn man diesen Flitter braucht."

Jan nahm die Carmagnole in Empfang und trug sie in ein Nebengemach.

„Ehrwürdige Hallen, in welchen zahlreiche Ahnen ruhmvoll für das Vaterland und die Freiheit gewirkt haben, euch begrüße ich nach langer Zeit, als Verbannter, als Flüchtling gekleidet," sprach der Prior mit Wehmuth. „Soll ich klagen? Soll ich trauren? Wie ein gehetztes Wild treibt man mich umher: allüberall lauert das Verderben auf mich. Gott, du seist gepriesen! Sage deinem Knechte, wie kann er aus diesem Thale des Jammers scheiden? Gieb deinem unwürdigsten Diener Muth und Kraft, deine zerstreute Heerde zu weiden! Du hast mich hineingeführt in dieses Leben: du wirst mich erhalten. Und falle ich, so sei's zu deinem Ruhme!"

Und der Prior trat an eine Wand, an welcher ein alterthümliches Bild mit großer vergoldeter Rahme hing. Er nahm das Licht zur Hand, und betrachtet es näher. Da gingen ihm fast die Augen über, und eine Thräne blitzte unter seinen kühnen Brauen. Es war ein Bild seines geliebten Großvaters, der ihn oft, als er noch im Flügelkleide über den blumigen Rasen hüpfte, geschaukelt hatte.

„Wie soll ich dich grüßen, du edler Stern!" sprach er mit bewegter Stimme. „Du lächelst! Ja, lächle nur — du hast geendet: aber welche Zukunft wartet auf deine Sprößlinge? Großer Gott, wann wirst du den Jammer enden, der das schöne Frankreich zu Boden drückt?

Wann wirst du die erbärmlichen Fesseln brechen, welche die Kinder des größten und edelsten Volkes an niedrige Gedanken und Gesinnungen binden, an Gedanken, welche die Menschheit entehren? O mein Ahne, schön sind deine Zeiten gewesen: werden die Edlen von Arnaud unsere Zeit überdauern? Darf ich mir diese Frage vorlegen?"

Da trat Jan herein. Er sah, daß der Prior bewegt war, und er getraute sich deßhalb nicht zu reden.

„Ist Fräulein Chlotilde zu sprechen?" fragte der Prior mit ernster Miene.

„So spät noch, Herr?" versetzte Jan gleichgültig. „Lassen Sie den Engel ruhen."

„Den Engel!" seufzte der Prior. „Ja, sie ist ein Engel: ich habe eine eilige Botschaft — doch ein Engel darf Nichts fürchten. Lassen wir sie ruhen."

„O Gott!" sprach Jan, „und mein erlauchter Gebieter ist auch nicht hier!"

„Der Graf?" versetzte der Prior, „mußte ich zu dieser Zeit kommen?"

Und der Prior hielt die Hand an die Stirne und versank in ein tiefes Nachdenken.

„Was kann eine einzige Minute schaden?" sprach er endlich, „doch du, o getreuer Gott, lebst noch. Du wirst deine Diener in dieser schweren Zeit nicht fallen lassen. Gott wird bei uns sein und uns unterstützen. Darum sei ihm unser Anliegen empfohlen! Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit!" sagte Jan und hielt die Hände gefaltet.

„Ja, gelobt sei der geschmähte Heiland!" setzte der Prior hinzu und sein frommer Blick war zum Himmel gerichtet.

„Lieber Jan," sprach der Prior zum Abschiede, „vergiß nicht, für die Verbannten und Heimathlosen im Vaterlande, besonders für meine unglückliche Schaar in den Sevennen zu beten."

Drittes Capitel.

Geheimnisse.

Der Morgen war angebrochen. Schon schlug die Uhr auf dem Thurme des Schlosses die siebente Stunde. Der Prior war aufgestanden und hatte sich in den Garten begeben. Er sah heute wieder so phantastisch aus als gestern: seine Carmagnole, welche er schon viele Monate nicht abgelegt hatte, befand sich nicht mehr im besten Zustande und seine phrygische Mütze war ziemlich abgetragen. Sonst war der Prior ein hoher rüstiger Mann, der über sechzig Jahre alt zu sein schien. Sein Aeußeres war sehr merkwürdig. Er trug einen langen grauen Bart, der bis auf die Brust herniederwallte. Seine Augen glänzten wundervoll, und doch strahlten Milde und Menschenfreundlichkeit aus jedem Blicke. Sein Gesicht war abgemagert und die Farbe desselben war schwärzlich und sonnverbrannt.

So saß der Prior in der Gartenlaube. Noch hatte er Fräulein Chlotilde nicht gesehen. Er hatte sie als kleines Kind einmal auf seinen Armen gewiegt und seither manche sehnsuchtsvolle Augenblicke nach dem lieben Mädchen, wenn er an sie dachte, erfahren. Und nun war er ihr nahe! Wie wird Chlotilde geworden sein? Ist sie schön? Ist sie groß und schlank gewachsen? Wird sie eine Aehnlichkeit zwischen mir und meiner seligen Schwester entdecken? An all' diese Fragen dachte der Prior nicht: er sagte bloß Eines zu sich — wird Chlotilde ein edles Herz haben? Da in diesem Augenblicke stürzte Chlotilde heran. Als sie aber den Mann in der Verkleidung bemerkte, der ganz gemüthlich in der Klause saß, wich sie schüchtern zurück und wollte in's Schloß eilen.

„Was fehlt dir?“ rief der Prior und erhob sich von seinem Sitze, „laß dich von meinem Anzuge nicht erschrecken. Tritt näher zu mir her! Ich hab' ein gutes Herz.“

Chlotilde blieb stehen und blickte voll Verwunderung auf den Fremdling.

„Was zauderst du?“ fragte der Prior wieder, „tritt näher! Ich bin kein Sansculotte: ich trage nur sein Aeußeres, sein Kleid; aber mein Herz denkt und fühlt anders.“

Da trat Chlotilde näher und schritt in die Laube.

„O Gott, ganz ihr Ebenbild!“ seufzte der Prior, „es fehlt kein Haar! Wer hätte so Etwas vermuthet? Und aus diesen Augen spricht ein edles Herz. O Gott, erhalte mir dieses junge Leben!“

Und der Prior richtete seine Augen betend zum Himmel.

„Nun, guter Mann,“ begann Chlotilde, „was haben Sie mir zu berichten? Bringen Sie mir gute Botschaft?“

„Ist dein Vater noch nicht zurück?“ fragte der Prior und blickte voll Ungeduld auf das Fräulein.

„Wir erwarten ihn alle Stunden,“ versetzte das Fräulein, „er hat es uns versprochen, bis längstens heute in der Frühe hier zu sein.“

„Gott sei gelobt,“ sprach der Prior mit Andacht. „Gib ihm Adlerflügel, damit ich schneller an seine Brust eilen kann!“

Chlotilde ward aufmerksamer; es fiel ihr auf, daß ein Mann in dieser Kleidung den Namen Gottes aussprechen werde. Sie faßte neues Zutrauen.

„Sie kennen wohl meinen Vater?“ fragte Chlotilde schüchtern und ließ sich dem Fremdling gegenüber nieder.

„O gut, sehr gut!“ antwortete der Prior, „so gut als mich selbst.“

„O welch' ein Glück!“ versetzte Chlotilde mit Wärme. „Mein Vater hat also noch Freunde unter Jenen, welche die Freiheitsmütze tragen. Noch ist er nicht verlassen; noch gibt es treue Männer, die sein gutes Herz beschützen.“

„Der gute Mensch ist nie verlassen,“ sagte der Prior ruhig, „auch unter Bösen; denn da begleitet ihn Gottes Huld.“

„Da haben Sie vollkommen Recht,“ antwortete Chlotilde, „das hab' ich auch schon erfahren.“

Da richtete der Fremdling mit Wehmuth seine Augen auf das reizende Fräulein und beobachtete jede Regung

in dem Gesichte, aus welchem die reinste und lauterste Unschuld sprach. Er stützte sich auf seinen Stock und hielt seine Hände gefaltet wie ein Betender. Es war, als spräche er stille Segenswünsche aus und dann starrte er wieder auf das Mädchen. Niemals in seinem Leben hatte er ein so liebliches Antlitz und eine so reizende Gestalt gesehen. Er betrachtete sie so aufmerksam, als wollte er jeden einzelnen Zug des Gesichtes studiren. Da begannen seine Lippen zu zittern und seine Augen füllten sich mit Thränen, je länger sie auf dem Angesichte Chlotilden's verweilten. Es schien, als wollte er Erinnerungen aus einer längst entschwundenen Zeit erwecken.

„Warum blicken Sie mich so traurig an?" fragte Chlotilde mit Wehmuth, „warum weilen Ihre Augen auf mir? Ihre Aufmerksamkeit — — — ."

Allein der Greis ließ das Mädchen nicht ausreden. Langsam streckte der Prior die Hände aus und legte sie sanft auf das Haupt des schönen Mädchens. Man sah es ihm an, daß er gerührt war.

„Gott möge dich segnen, mein Kind!" sprach er voll Andacht. „Bleibe gut und fromm, wie deine selige Mutter. Empfange den Segen eines Geächteten. Der Gott des Himmels möge dich beschützen!"

Und Chlotilde kniete andächtig nieder und blickte in sprachloser Dankbarkeit zum Himmel. Dann reichte ihr der Prior das Kreuz zum Kusse, das er auf seinem Busen trug. Schnell jedoch erhob sie sich wieder und setzte sich auf das Polster, das dem Fremdlinge gegenüber lag.

„Sie kennen also meinen Vater?" fragte Chlotilde mit sanfter Stimme. „Wann haben Sie ihn das letzte Mal gesehen?"

„O es ist lange her, mein Kind!" versetzte der Prior, „nächste Pfingsten werden es achtzehn Jahre sein, daß wir auf dem Grabe seines seligen geliebten Weibes beteten. Es ist das Grab deiner braven Mutter. O wie war sie so gut, so liebreich — ein Engel in Menschengestalt. Und so frühe sank sie in die Gruft; so frühe ward sie eine Speise der Würmer. Da schüttelten wir unsere Hände zum letzten Male und schwuren

uns ewige Treue. Seit jenen Tagen habe ich gelernt, die Welt zu vergessen. O es hat mich manchen schweren Kampf gekostet! Aber auch er hat viel von seinem frühern Glücke eingebüßt: er, ein stolzer Edelmann, ist durch das Unglück zum braven lieben Vater geworden. So viel weiß ich: denn obgleich ich ihn seitdem nie gesehen, so bin ich doch nicht ohne Nachrichten geblieben. Und wie gut kannte ich deine Mutter!"

„Sie kannten also meine Mutter, guter Mann?" sagte Chlotilde schnell und stand auf und legte ihre Hand auf den Arm des Fremdlings. „Dann müssen Sie ein edles Herz haben; dann müssen Sie ein wackerer Mann sein: so sagt mein Vater immer — meine selige Mutter liebte nur das Gute; die Sünde war ihr ein Gräuel."

„Deine Mutter, ja — ich kannte sie — — es ist lange her!" versetzte der Prior mit unterdrückter Rührung.

Und der Fremdling warf seinen falschen Bart weg und legte seine Mütze auf die Seite. Wer beschreibt Chlotilden's Erstaunen! Da saß vor ihr ein betagter Greis mit silberweißem Haare, und sein ehrwürdiges Angesicht strahlte von Menschenliebe und engelsgleicher Freundlichkeit. Ein Priester stand vor ihr — ein Verbannter, ein Geächteter im eigenen Vaterlande.

„O Gott!" seufzte sie tief auf, „so läßt du deine verwaiste Heerde nicht ohne Hirten!"

„Du hast schmerzliche Erinnerungen in meinem Herzen wachgerufen, liebes Kind!" sagte der Prior mit liebreicher Stimme.

„Dann vergeben Sie mir, edler Greis!" versetzte Chlotilde und Thränen funkelten in ihren Augen.

„Nicht doch, mein Kind!" erwiderte der Prior mit Milde, „ich habe dir Nichts zu vergeben Die ganze Umgebung erweckt in mir die schmerzlichsten Erinnerungen. Dort in jenem altersgrauen Gemach erblickte ich das Licht der Welt. Hier in diesem Schlosse verlebte ich meine Jugend. Und dort auf jener Seite — ach, ich spreche es mit Schmerzen aus! — dort liegt jenes Wesen, das ich auf Erden am meisten geliebt habe."

„Ach, mein Onkel!" rief Chlotilde im Tone der größ-

ten Ueberraschung aus. „Wie wundersam sind Gottes Wege!“

„Ich bin der Bruder deiner seligen Mutter,“ sprach der Prior. „Es ist mancher Sturm über dieses Haupt hingerollt, seit ich dich sah. Meine Haare sind grau geworden.“

Chlotilde konnte sich nicht mehr halten. Sie warf sich an die Brust des wackern Priesters, den sie nun als ihren theuren Verwandten begrüßen konnte. Sie vergoß Thränen der aufrichtigsten Liebe. Aber auch der Prior mußte sich Mühe geben, daß ihm nicht die Thränen über die Wangen rollten.

„Welch' große Freude wird der Vater haben!“ rief Chlotilde aus, „o wenn er doch nur da wäre!“

Der Prior wand sich aus den Armen Chlotilden's los und band sich seinen Bart wieder um. Er ergriff seine Carmagnole und bald sah er aus, wie alle Patrioten seiner Zeit.

„Es ist gut so,“ sagte er lächelnd, „denn wenn man mich erkennt, bin ich verloren.“

Das begriff Chlotilde wohl und nickte beifällig mit dem Kopfe.

„Lassen wir alle traurigen Erinnerungen,“ sagte Chlotilde mit herzlichem Tone. „Wir wollen uns freuen.“

„Ja, das wollen wir thun, mein Kind,“ antwortete der Prior und gab sich alle Mühe heiter zu scheinen.

Es entstand eine Pause. Man bemerkte leicht, daß der Prior Zeit zur Fassung brauchte. Aber auch Chlotilde war ein kurzes Stillschweigen willkommen: auch sie mußte sich von der schnellen Ueberraschung erholen.

„Du bist das lebendige Ebenbild deiner Mutter, meiner Schwester!“ begann der Prior wieder und lächelte sanft.

„Es muß wahr sein,“ sagte Chlotilde, „Jan meint es auch, und Alle im Schlosse versichern mir das Gleiche.“

„Das nämliche Angesicht,“ versetzte der Prior, „die gleichen Augen und Haare: die ganze Gestalt; o Gott, wie freue ich mich bei diesem Anblicke Aber Eines muß ich dir sagen: das Gesicht ist bloß ein unbedeutender Theil des Ganzen. — Tausend schöne Gesichter sind nicht

so viel werth als die Liebe, die deine Mutter in ihrem Herzen trug. Sie war ein Engel unter Menschenkindern — sie war der Abgott der Gegend: und sie hat diese Anerkennung wohl verdient."

„O erzählen Sie mir von meiner Mutter!" bat Chlotilde, „ich höre so gern von ihr sprechen."

„Sie war gut," versetzte der Prior. „Bist du auch gut, Chlotilde?"

„Onkel!" seufzte Chlotilde und ihr Gesicht bedeckte sich mit einer leichten Röthe.

„Sie war fromm," fuhr der Prior fort, „wart', Chlotilde, ich will dich prüfen. Ich will sehen, ob die Tochter der Mutter gleicht. Deine Mutter war edel und hochherzig; dabei war sie so demüthig, bescheiden, mildthätig — ächt katholisch: sie hatte ein reines christliches Herz. Bist auch du so, mein gutes Kind?"

„Ach!" rief Chlotilde aus, „daß ich ganz wäre wie meine Mutter!"

„Bist du gütig gegen die Armen?" fragte der Greis wieder. „Hast du keinen Dürftigen von der Stelle gewiesen, wenn er dich um ein Obdach anflehte? Gabst du den Armen mit der Gabe ein freundliches Wort und den Segen, die erst das Almosen lieb und werth machen?"

Chlotilde schwieg. Sie konnte nicht antworten.

„Sie that es," antwortete eine tiefe Stimme hinter der Laube.

Chlotilde fuhr zusammen, durch den feierlichen Ton überrascht.

„Gedenkest du deines Gottes am Morgen und Abend?" fragte der Greis weiter, „bist du eine Christin nach Jesu Sinn?"

„Sie war es," antwortete dieselbe Stimme.

„Liebst du deine Religion mehr als dein Leben?" fuhr der Greis fort, „und könntest du dein Haupt auf das Schaffot bringen für deinen Glauben? Würdest du je einmal vom Glauben abfallen? Liebst du Gott über Alles?"

„Ich hoffe, es zu thun," versetzte Chlotilde mit zitternder Stimme, während sie die Augen zu Boden schlug, „aber ich bin nur ein einfaches Mädchen und habe noch keine bitteren Erfahrungen gemacht. Aber wenn mich

Gott heimsuchen sollte, dann werde ich treu an ihm hangen."

„Dieser Vorsatz gefällt mir," fuhr der Greis fort, „bleibe stets von diesen Gesinnungen beseelt, dann wird dir auch die Gnade nicht mangeln. Ich kann dich aber nicht ohne Belehrung lassen. Deßwegen fasse wohl zu Gemüthe, was ich dir jetzt sage. Deine Religion ist heute zum Kinderspott geworden. Der christliche Name ist verachtet und verhöhnt, und wer seinen Glauben bekennt, der muß sein Leben auf dem Blutgerüste enden. Die Religion ist verdrängt aus den Familien; sie wird verabscheut in den Prunkgemächern der Gesetzgeber und Gewaltigen. Die Tyrannei herrscht in deinem — in meinem geliebten Vaterlande. Wer noch ein Christ ist und den Muth hat, sich wie ein Christ zu betragen und wer zeigen will, daß das Blut des Heilandes an ihm nicht verloren sei, der muß sich in Wälder und unzugängliche Berge flüchten, und muß sich herumtreiben wie ein Heimathsloser — und er hofft vielleicht umsonst auf Rettung. Viele getreue Priester deines Glaubens sind gemordet; den Lebenden stellt man nach wie der wilden Meute, welche vom Raube lebt. Dein Glaube ist ein zerlumptes Kind, das man von sich stößt — ein Bettler, dem man aus dem Wege geht. O mein liebes Mädchen, mit welchem Kummer erfüllen mich die Leiden der Zeit! Wie einst zur Zeit der wüthendsten Verfolgungen ist der christliche Name geschändet: und Niemand weiß, wann dieser Zustand endet. O Mädchen, mache deiner seligen Mutter keine Unehre! Ach, sie wäre für ihren Glauben gerne und muthig gestorben!"

„Haben Sie keine Furcht," fiel Chlotilde lebhaft ein, „ich weiß, an wen ich glaube. Nicht Reichthum, noch Ehre soll mich von Gott und seiner Kirche trennen. Das kann ich Ihnen geloben."

„O mein Kind!" rief der Greis mit wehmüthiger Stimme aus, „das ist leichter gesagt als gethan. Könntest du das Hohngelächter der Feinde deines heiligen Glaubens ertragen, ohne in deiner Liebe und deiner Zuversicht erschüttert zu werden?"

„Ich kann es," sprach Chlotilde mit Entschlossenheit. „Ich will es!"

„Daran erkenne ich das Kind meiner Schwester,“ sagte der Prior mit rührender Begeisterung. „O sieh herab vom Himmel, du verklärter Geist meiner Schwester, und segne dieses Kind! Nimm es in deinen Schutz und lasse es nicht fallen in den Wirrsalen des Lebens!“

„Ich werde nicht fallen, mein Onkel,“ versetzte Chlotilde, „segnen Sie mich ein zum Bunde mit Gott. Gott wird Ihr frommes Gebet erhören.“

„So knie nieder, meine Tochter!“ sprach der Prior mit ernster Stimme.

Chlotilde warf sich nieder auf die Erde und erhob ihre Hände betend zum Himmel. In ihren Augen schwammen heiße Zähren und die innigste Rührung erfüllte ihr Herz.

„Gott segne dich und erhalte dich im wahren Glauben, Chlotilde!“ sagte der Prior. „Er gebe dir seinen heiligen Geist und seine Gnade, ihm allein treu zu sein und ihm allein zu dienen!“

Und der Greis hielt ein zu reden, aber noch lange lagen seine Hände auf dem Haupte des Mädchens, das in frommer Andacht betete. Ein leichter Morgenwind aber bewegte sich durch das Gezweige der Bäume und trug den himmlischen Gruß nach oben zum Allvater der Menschen.

„Erhebe dich, Chlotilde!“ sprach der Prior, während er das Mädchen sanft von der Erde erhob. „Gottes Segen sei mit dir!“

„Amen!“ sagte eine tiefe Stimme hinter der Laube.

Man hörte Tritte. Rasch drehte sich der Greis und blickte scheu um sich. Auch Chlotilde erschrack und schaute betroffen um. Allein ehe der Greis sich recht besinnen konnte, lag er in den Armen des Grafen.

„Mein Albert!“ rief der Graf freudetrunken aus, „wie kommst du zu mir?“

„Bruder, Freund!“ das war Alles, was der Prior hervorbringen konnte.

Die Freunde hielten sich lange Zeit umschlossen, und Thränen rannen über die wetterharten Gesichter.

„Willkommen, mein Bruder!“ sagte der Graf von Arnaud und wand sich los aus der herzlichen Umarmung.

„Nimm mich gütig auf!“ bat der Prior. „Nach zwei Tagen bin ich nicht mehr da. Ich bin ein Geächteter — ich bin ohne Heimath. Ich muß wieder zurück in meine Wälder!“

„Was sprichst du, Freund?“ fragte der Graf betroffen. „Du willst mich verlassen?“

„Ich muß es leider thun,“ gab der Prior zur Antwort. „Nur ein Tag! Wenn mich die Patrioten erhaschen, bin ich des Todes.“

„Die Patrioten werden sich wohl hüten, dich zu tödten,“ warf der Graf dazwischen. „Der Tod käme sie theuer zu stehen.“

Darnach werden sie wohl nicht fragen,“ versetzte der Prior. „Doch laß uns abbrechen. Führe mich in dein Zimmer. Du kannst mich doch vor den Leuten im Schlosse verbergen?“

„Sei ohne Sorgen, mein Bruder!“ gab der Graf zur Antwort. „Welch' ein großes Glück ist es, in unserer Zeit umgeben zu sein von getreuen Herzen. Nicht wahr, Chlotilde?“

„Gewiß,“ versetzte das Mädchen. „Doch kommen Sie, theurer Onkel!“

Und der Prior ward in die Gemächer des Schlosses zurückgeführt.

Viertes Capitel.

Die Verbannten.

Es war bereits Abend, als sich der Prior im Zimmer des Grafen von Arnaud einfand. Er hatte es vorgezogen, unter Tags verborgen zu sein; nur Chlotilden's Eintritt hatte einige Mal die Ruhe seiner Einsamkeit unterbrochen. Der Graf saß auf einem prachtvollen Polster in einem abgelegenen Zimmer. Ein Diener hatte bereits die Lichter angezündet und ihr helles Licht verbreitete einen magischen Glanz in dem Gemache, in welchem sich eine kleine Bibliothek befand. Auf dem Tische standen mehrere Flaschen Wein mit zwei Weingläsern. Es sah in dem Gemache recht heimlich und einladend aus.

„Guten Abend, Bruder!" begann der Graf von Arnaud, als der Prior eingetreten war und nachdem er ihn mit den Armen umfangen hatte, „du hast wahrlich lange auf dich warten lassen. Wie ist's heute gegangen?"

„Ich meine in diesen wohnlichen Hallen im Himmel zu sein," sagte der Prior mit einem leichten Lächeln. „Hier lebt es sich besser, als in der Verbannung. Es umgeben mich zwar viele getreue Herzen und Tausende aus dem Volke wissen um mein Geheimniß und Keiner sagt's aus. Das thut die Liebe zum heiligen Glauben."

„Deine Reden klingen für mich räthselhaft," fiel der Graf lebhaft ein, „wie soll ich dich verstehen? Was ich bisher von deinem Aufenthalt erfahren, ist so viel als Nichts."

„Du sollst mehr erfahren," setzte der Prior hinzu, „doch laß uns zuvor Platz nehmen. Ein weiches Ruhepolster soll wahrlich meinen mürben alten Knochen wohl thun. Hab' bisher freilich mit dürrem Waldgras vorlieb genommen und es hat's mit Gottes Hilfe recht ordentlich gethan."

Der Graf von Arnaud ergriff eine Flasche Wein und zog den Kork eilig heraus, so daß es im Zimmer knallte, und goß schnell zwei Gläser voll.

„Er soll dir köstlich munden," sprach er laut, „es ist ein gutes ächtes Gewächs. Stoß' an, mein Freund! Es gilt dein Wohl!"

Der Prior folgte der Einladung und ließ sich nicht zwei Mal auffordern.

„Ein köstlicher Wein," rief er aus und blickte dankend nach dem Grafen, „er macht deinem Keller alle Ehre. Habe Acht, die Patrioten werden auch noch davon holen!"

„Das werden sie wohl bleiben lassen," versetzte der Graf mit Laune, „ich würde ihnen den Kopf einschlagen."

„Oho! mein Bruder!" gab der Prior scherzend zur Antwort, „in unserer Zeit ist Alles möglich. Wer hätte geglaubt, daß ich einmal das Kleid eines Mönches mit der Carmagnole vertauschen würde? Wer hätte ge-

ahnt, daß die Hand, welche nur den Rosenkranz zu halten im Stande ist, tödtliche Dolche führen müßte? Meine Waffe war sonst das Brevier; jetzt muß ich Gewehre schultern, und ich, der ich in finstern Nächten Psalmen sang und die Horen betete, muß jetzt bei stürmischen Winden und im kalten Regen Wache stehen, daß kein Ungeweihter eindringe in unser Heiligthum. Wer hätte das gedacht, als ich zum Priester geweiht wurde?"

„Das klingt sehr ernsthaft," versetzte der Graf, „doch soll es mir heute meinen guten Muth nicht nehmen. Was sind alle Leiden, die ihr erduldet, gegen die Qualen, die ich schon vor Jahren ausgestanden? Dir danke ich mein Glück: denn du wurdest Priester aus Ueberzeugung und aus Liebe zu einer Schwester, die als eine Heilige lebte und starb. Groß war das Opfer, das du mir und der Schwester brachtest; allein wie lange dauerte mein Glück! Ich sollte mein theures Weib, das mich liebte und dem du deinen ganzen Reichthum zum Opfer gebracht, nicht lange besitzen: der Tod nahm mir meinen edelsten Schatz. Die Hütte war klein, wo ich das Licht der Welt erblickte; ich wuchs heran und gefiel deiner guten Schwester. Mit Thränen in den Augen segneten deine Eltern den Bund — ach, meine Eltern ruhten längst unter der Erde! — und du hast auf das Erbgut verzichtet, um dich mit der Kirche zu vermählen: dir verdankte ich damals mein Glück. Allein der Himmel hat es anders gewollt. Meine Gattin sank in die Gruft; du weißt es, was ich damals litt. Ich war der Verzweiflung nahe. Da kamst du und du hast mich getröstet. Weißt du noch, wann wir am Grabe der Seligen beteten?"

„Schweig, mein Bruder," rief der Prior, „diese Erinnerungen fallen mir heute zu schwer auf die Seele. Ach, dein Glück war groß und dein Unglück grenzenlos — ich weiß es."

„Und nun gib dich zufrieden," versetzte der Graf mit Rührung, „und nun gestehe, daß Alles, was dir begegnet, gering ist gegen die Qualen, welche mich zu erdrücken drohten."

„Du hast Recht!" antwortete der Prior lebhaft. „Gott wird sorgen."

„Ja, die Dinge können sich ändern," fiel der Graf

lebhaft ein, „so schlimm unsere Zeiten sind, sie können bald wieder besser werden. Ich halte Frankreich nicht für so entartet, daß es diese Gewaltherrschaft, welche seine Söhne täglich erfahren, lange tragen wird. Einst wird kommen der Tag, wo die Gewalt gebrochen wird, damit Recht, Gerechtigkeit und Freiheit wiederkehren. Und unser Vaterland wird eine reiche Lehre aus den Schrecken des Umsturzes ziehen für alle Zeiten. Das ist meine Meinung!"

Der Prior gab keine Antwort. Er seufzte leise und man konnte einen unterdrückten Schmerzensruf deutlich vernehmen. Man sah in dem Gesichte des Priesters, von welchen Kämpfen sein Inneres gefoltert wurde. Er griff gleichgültig nach dem Glase und drehte es im Kreise. Und so spielte er eine Weile mit dem edlen Getränke, ohne es zu kosten.

„Was treibst du mit dem Glase?" fragte der Graf lächelnd, „warum verschmähst du meine Gaben?"

„Was soll ich mir gütlich thun? Weiß ich nicht, daß meine Genossen im Gebirge Mangel und Durst leiden? O wie gut thut uns jede Unterstützung! Wir haben fast Nichts. Gute Leute wissen um unser Asyl, aber — — — "

„Die Gaben fließen langsam," setzte der Graf hinzu. „Doch es soll euch an Nichts mehr fehlen. Ich will meine Kasse brüderlich mit euch theilen. Das verspreche ich dir heute: Jan soll mehr denn früher in eure Einsamkeit tragen. Man kann sich auf ihn verlassen."

„Wie kam denn Jan in unser Asyl?" fragte der Prior schnell, „er hat uns öfters Speise und Trank gebracht. Ich selbst hatte nur einmal die Freude ihn kurz zu sprechen. Dein treuer Hund war sein Begleiter. Ach, es ist noch das gleiche gutmüthige Thier, das oft zu den Füßen deiner Gattin geruht. Wie oft hab' ich ihn gestreichelt! Es hat mich noch gekannt. Sprich, mein Bruder, wie kam Jan in unsere Einsamkeit?"

Der Graf rückte mit seinem Stuhle näher und nahm eine sehr vertrauliche Stellung an. Er leerte sein Glas und füllte es dann wieder bis zum Rande.

„Es mag ein halbes Jahr verflossen sein," begann der Graf von Arnaud, „als Chlotilden's Verlobter —

es ist der Sohn des Marquis von Gerand — nach dem Norden gehen sollte. Es fehlte ihm ein getreuer Begleiter. Charrier's Bauern streiften damals in den Gebirgen umher, von den Soldaten und Schergen unserer Tyrannen verfolgt. Die Gegend war unsicher und leicht konnte dem Jüngling ein Leid widerfahren. Ich schlug Edmund vor, meinen getreuen Jan mitzunehmen. Edmund willigte ein. Und so zogen denn die Beiden eines schönen Morgens aus und wanderten durch die Wälder der Sevennen. Allein sie liefen zu weit rechts in den unabsehbaren Schluchten des Gebirges, verfehlten den Weg und kamen in das Exil der vertriebenen Priester. Eine Wache legte auf sie an. Sie gaben sich gefangen. Man band sie, und da bald mehrere Geächtete auf ein Zeichen herangekommen waren, so wurden sie von Dannen geführt durch ein wahres Labyrinth von Felsen und Schluchten und vor das Gericht der Verbannten gebracht. Aber wie staunte Edmund, als er deinen Jugendfreund fand, der erst vor einigen Jahren Priester geworden war! Er ist ein Freund von uns, sagte dieser, laßt den Edlen los. Man nahm den Gefangenen die Stricke ab, und begleitete sie bis an das Ende des Waldes. Jan hat mir von euerer Armuth erzählt, und ich that es gerne, euch Lebensmittel aller Art zu schicken. Das ist das ganze Geheimniß."

„Das ist schön, das ist vortrefflich," rief der Prior aus, „aber wenn man den ehrlichen Jan ertappt, so kostet es ihm den Kopf. Bedenke das wohl! Willst du seinen Untergang?"

„Jan ist schlau," gab der Graf lachend zur Antwort, „er versteht es meisterhaft, sich vor unseren Schelmen zu verstellen. Er wird ihnen nicht in die Falle gehen."

„Und wenn Jan gefallen ist, dann ist auch dein Haupt dem Tode verfallen," fiel der Prior ein. „Jan ist arm — man wird den geheimen Wohlthäter der Heimathlosen in dir finden und du wirst sterben. Mein Bruder, was wird aus Chlotilde werden? O, ich darf nicht daran denken! Warum konntest du so lange auf deinem Schlosse bleiben!"

„Die Wege des Herrn sind wunderbar," sprach der Graf gelassen, „er wird Alles wohl machen."

„Das gebe Gott," sagte der Prior kleinlaut und blickte mit Wehmuth auf den Grafen, welcher über die Bedenken des Priesters bestürzt zu sein schien.

Es entstand wiederum ein peinliches Stillschweigen. Der Graf aber ergriff bald das Wort und sah hinauf zu seinem Freunde.

„Ich bin doch begierig, mehr von deinem Asyl zu hören," begann er mit sanftem Tone, „das Leben der Verbannten scheint mir, so romantisch es sein mag, keineswegs einladend zu sein. Sei nicht so kleinlaut, mein edler Freund, laß hören: es ist mir interessant genug. Deine Erzählung wird jedenfalls ein würdiger Beitrag zur Sittengeschichte unseres revolutionären Zeitalters sein."

„Wenn du den Weg nach den Wäldern auf den Bergen der Sevennen einschlägst," fiel der Prior ein, „so begegnest du am Rande der Wälder den Hirten der Gegend. Sie sind noch so einfach und schlicht, wie in frühern Zeiten. Wenn nun die Zeit herangenahet ist, in welcher ehedem die Morgenglocken zu ertönen pflegten, so siehst du viele Hirten, welche auf dem feuchten Boden knieen. Andere beugen ihr Haupt und beten still vor sich hin. Diese ehrlichen Söhne der Natur können nicht begreifen, wie man in Frankreich so thöricht sein konnte, den lieben Gott mit dem katholischen Glauben einfach abzuschaffen und ein höheres Wesen zu verlästern. Sie beten nach wie vor ihren Morgensegen und sind mitten im Revolutionsschwindel gute Christen geblieben, die von Herzen bedauern, daß man ihnen ihre Priester genommen und theilweise gemordet hat. Sie sind fromm geblieben, obgleich man die Priester vogelfrei erklärt hat."

„Wie vortrefflich," rief der Graf aus, „wie erhebt es mein Herz!"

„Und kommst du eine Stunde später," fuhr der Prior fort, „so kannst du dieses nemliche Schauspiel noch einmal sehen, und kannst noch mehr erfahren. Da hörst du von Zeit zu Zeit den Klang des Hirtenchores, und der laute Schall windet sich in den mannigfaltigsten Echo's durch die Schluchten. Und ein Hirte nach dem andern wiederholt das einförmige Signal, bis es

seine Runde gemacht hat im weiten waldumsäumten Raume. Das ist das Zeichen, daß das heilige Opfer in der wilden Waldeinsamkeit beginnt. In einer wildromantischen Thalschlucht, durch welche fast kein Zugang ist, und die nur die Eingeweihten finden, ist ein großer Stein aufgerichtet: es ist der Altar. Zu seiner Seite stehen die Opferkännchen und der Kelch von Glas. Ach, eine bessere Vorrichtung für den heiligen Dienst besitzen wir nicht! Im einfachsten schmucklosesten Gewande tritt der Bischof an den Altar und das heilige Opfer beginnt. Tausende nehmen daran Antheil."

„Großer Gott," fiel hier der Graf ein, „das ist ja gerade wie zur Zeit der bittersten Christenverfolgung? Konnte es unter Nero und Diocletian anders sein?"

„So wird im ganzen Vaterlande, trotz der Verfolgung der Priester, die heilige Messe gefeiert," sagte der Prior, „viele tausend Priester sind noch in Frankreich, und verwalten die heiligen Sacramente. Sie tragen unter der Carmagnole den kostbarsten Schatz, den ein Christenherz verehren kann. Sie kommen in die Gefängnisse und in die Krankenhäuser — ja, sie wagen sich sogar in die Nähe der Guillotine, nur um den unglücklichen Opfern der gräßlichen Willkühr den letzten Trost und die frohe Hoffnung der göttlichen Gnade zu bringen. Ueberall findest du Priester — nicht bloß in unserer Einsamkeit, wo ein förmlicher Priesterconvent mit bischöflichem Vorsitz gebildet ist."

„Deine Worte setzen mich in das rührendste Entzücken," rief der Graf freudig aus, „wie wird euch Edle die Nachwelt segnen! Wie wird man euer gedenken mit Gebet und Thränen!"

„Christus, der Heiland, ist unser Lehrer, mein Freund!" sprach der Priester mit ungeheuchelter Demuth. „Was müssen wir ihm nicht zu lieb thun? Mancher Priester lebt unter unserer Genossenschaft, dem die Obrigkeit nach dem Leben trachtet. Die Schergen der Gewalt wissen, daß er im Vaterlande weilt, und daß er um keinen Preis sein schönes Frankreich missen will; allein sie kennen sein Asyl nicht. Und welcher Aufopferung ist ein wahres Priesterherz fähig! Kommt ein Scherge in unsere Nähe, alsogleich geben die Wächter

ein Zeichen und zwar mit so viel Vorsicht, daß er nicht weiß, woher das Signal kommt. Die Hirten ahmen das Zeichen nach, und der Scherge sieht sich geäfft und zieht entmuthigt von Dannen. Sollte er aber dennoch in unsere Wälder und Berge eindringen und er wird gefangen, so verfällt er dem Gerichte der Edelleute, welche sich zahlreich bei uns aufhalten; denn die Hand des Priesters, dem Dienste Gottes geweiht, befleckt sich nicht mit Blut. Was sagst du zu dieser Ordnung?"

„Ich kann sie nur anstaunen und bewundern," sagte der Graf, „wer hätte das gedacht! Unter den Augen unserer Verfolger feiert ihr die heiligen Geheimnisse, und unsere Bedränger werden dessen nicht gewahr! Wie muß ich diesen Heldenmuth loben! Wie muß ich diese Gesinnung, die so weit erhaben ist über allen Welttand, rühmen! O Bruder, ihr Priester seid Heilige in unserer Zeit! Warum ließ es Gott zu, daß sein heiliges Wort so sehr verkannt und in Staub getreten werden konnte? Ja, die Menschheit bedarf fürwahr der Märtyrer, die mit ihrem Blute ein neues christliches Leben und dessen Wachsthum aus den Trümmern unserer Gesellschaft erwecken. Gott wird große Thaten durch seine schwachen Werkzeuge verrichten, daß die Augen der verblendeten Welt geöffnet werden, damit Alle erkennen, woher das Licht kommt, welches die Völker und Regenten erleuchtet!"

„Ja, so ist es!" fiel der Priester ein. „Sind nicht unsere Gewaltigen Aller Feind? Häufen sie nicht Frevel auf Frevel? Sind die Ungeheuer, welche Frankreich regieren, nicht die Unterdrücker der Freiheit? Glühen nicht alle Redlichen von dem Wunsche, diesem erbärmlichen Regimente ein schnelles Ende zu machen? Was haben denn die edlen Verbannten unsern Tyrannen Leides gethan, daß sie eine so schreckliche Rache an ihnen nehmen? Sind sie nicht Kinder des gleichen Vaterlandes? Wollen nicht auch sie frei und glücklich sein? O Gott, wie lange kannst du hineinsehen in das Elend deines Volkes! Errette uns, o Herr! Hilf uns! Wir gehen sonst zu Grunde!"

Der Priester schwieg stille. Er verbarg sein Gesicht, dessen Muskeln zuckten beim Erguß der tiefsten Trauer,

mit beiden Händen. Er mußte sein Volk lieb haben und ein edles Herz im Busen tragen; denn er weinte. Der Graf war so ergriffen, daß er sich Mühe geben mußte, die Thränen zurückzuhalten. Er lief an's Fenster und öffnete es schnell. Der Mond hing am Himmel und sein falbes Licht warf geisterhafte Schatten an die alterthümlichen Mauern des Herrenhauses. Ein heller Sternenschimmer lächelte hernieder auf die begrünte Erde und ein leichter Abendwind bewegte die schlanken Kronen der Bäume.

„O ihr lieben Sterne," sagte der Graf leise zu sich, „ihr wandelt so friedlich eure Bahn. Ihr seid die stillen Zeugen meines Kummers. Bringt mein Gebet hinauf zu den Engeln und wo ihr hinkommt, rufet: Es ist ein Volk, das trauert um das vergossene Blut seiner edelsten Söhne und die Gerechten verhüllen das Angesicht vor Schmerzen und Klagen. Herr des Himmels, sieh' an unser Elend! Maria, stille die Thränen trauernder Mütter und tröste die Wittwen, welche theure Söhne beklagen! Ihr Engel, sendet das Racheschwert herab zu uns, damit die Feinde unserer Freiheit und die Verächter unseres Glaubens zum Ruhme des Herrn gedemüthigt werden."

Der Graf kehrte zu seinem edlen Freunde zurück. Er hatte sich von seinem Schmerze erholt und lächelte freundlich. Der Prior erhob sein Antlitz und wischte sich die thränenfeuchten Wangen ab.

„Wie glücklich war ich einst in meiner Zelle!" sagte der Priester mit Entzücken. „Da hat mir Nichts gefehlt; ich fühlte keine Sorgen und wenn ich je eine irdische Sehnsucht empfand, so war sie nach dir, mein Freund, und nach deinem geliebten Hause gerichtet. In der Stille meines Klosters hatte ich die Welt vergessen. Ich suchte Nichts — in der Einsamkeit wollte ich den Tod erwarten, der mich mit der geliebten Schwester vereinigen sollte. Und was habe ich jetzt! — — — Ein Leben voll Qual, schwebend zwischen Tod und Leben. Aber es wird der Wille des Herrn sein, von dem alle gute Gaben kommen."

„So ist's, mein Freund!" versetzte der Graf und

klopfte dem Priester auf die Schulter. „Aber was ist aus unserm Wein geworden?“

„Schenk' ihn den Armen,“ gab der Prior zur Antwort. „Sie sollen für unsere Seelen beten.“

„Es sei,“ fiel der Graf ein. „Es wird uns nicht reuen, getreue Herzen für uns gewonnen zu haben.“

„Getreue Herzen kann man immer brauchen,“ setzte der Prior hinzu und lächelte. „Aber in unserer Zeit sind sie doppelt werth.“

„Gewiß,“ antwortete der Graf, während er die Flaschen auf ein kleines Tischchen stellte, „ich will mir deine Worte zu Herzen nehmen und will sie nicht wieder vergessen.“

„Und willst du noch mehr von den Verbannten erfahren?“ fragte der Prior und zwang sich zu einem sanften Lächeln, „und soll ich deine Neugier noch weiter befriedigen?“

„Nicht doch, mein Bruder!“ schloß der Graf, „ich habe für heute genug.“

Und die Freunde schieden von einander.

Fünftes Capitel.

Ein rascher Entschluß.

Von dem Städtchen Marvejols führte ein angenehmer Fußpfad nach dem Schlosse des Grafen von Arnaud. Er war mit zierlichem Strauchwerk zu beiden Seiten eingefaßt und stieg nur allmählig an, so daß die Fußgänger nicht ermüdet wurden. Auf diesem Fußpfad bewegte sich eine Jungfrau. Sie ging fast nachlässig des Weges. Sie war nachdenkend; das konnte man leicht bemerken. Sie trug keinen Sommerhut, sondern hatte den großen Reichthum ihrer reizend schönen Locken in ein rothes Sacktuch gar sorgfältig geschlungen, das sie auf dem Kopfe befestigt hatte. Manchmal griff das Mädchen nach dem Auge, als wollte es eine stille Thräne zerdrücken, die wider Willen in den Augenwinkeln glänzte. Laura — denn sie war es! — ging langsamer,

je näher sie dem Schlosse kam. Als sie eben in den Schloßhof eingetreten war, sah sie Chlotilde auf einer Rasenbank unter einer riesigen Ulme sitzen. Da konnte sie sich nicht mehr halten. Sie sprang eilends auf das Fräulein zu und ergriff die Hand desselben mit einer Innigkeit, die Chlotilden auffallen mußte.

„Halte, mein Mädchen!" rief deßhalb Chlotilde lebhaft aus, „was ist das? Was treibt dich zu dieser heftigen Eile? Sei nicht leidenschaftlich: es schadet deiner Gesundheit. Hab' ich dir's nicht schon oft gesagt?"

„O gnädiges Fräulein," sprach Laura bewegt, „scherzen Sie nicht mit einer Unglücklichen! Sie haben es immer so gut mit mir gemeint. Sie werden gewiß Antheil an meinem Schicksale nehmen, wenn Sie mein Elend ganz erfahren."

„Ei, das klingt ja ganz traurig!" fiel Chlotilde scherzend ein. „Ist's dein Ernst, liebes Kind?"

„Mein Ernst, mein bitterer Ernst!" erwiederte Laura in der niedergeschlagenen Stimmung, in welcher sie wirklich lebte. „O spotten Sie nicht, oder ich verliere alles Zutrauen."

„Dann muß es wahr sein," versetzte Chlotilde, „also komm mit mir!"

„Herzlich gerne," gab Laura zur Antwort und zwang sich heiter zu scheinen.

„Wollen wir in die Laube?" fragte Chlotilde schnell, als sie mit dem trauernden Mädchen eine Strecke gegangen war. „Wollen wir in mein Zimmer?"

„Wie Sie befehlen, gnädiges Fräulein!" erwiederte Laura einfach und wahr. „Thun Sie nach Ihrem Gefallen."

„Also zur Laube!" setzte Chlotilde hinzu, „im Freien spricht's sich viel leichter und man muß das bedenken. Ich will dich schnell trösten, mein schönes Kind! Weinen schadet den Augen und Trauer thut dem Roth der Wangen auch nicht gut. So sagen die Leute! Und ich muß mein Mädchen bald wieder lachen und scherzen hören. Nicht wahr?"

Chlotilde sprach diese scherzenden Worte mit so viel Einfachheit und Würde, daß sie Laura durchaus nicht

verletzten, sondern daß das Zutrauen derselben nur noch vermehrt wurde.

Bald waren sie bei der Laube angekommen. Sie traten ein. Ein dichter Blätterreichthum bedeckte die Mädchen, die sich neben einander auf einem hölzernen Sitze niederließen. Nur einzelne Sonnenstrahlen schlichen sich durch das dunkle Grün und erhellten den heimlichen kühlen Raum.

„Nun laß uns reden, mein Schätzchen!" begann Chlotilde mit herzlichem Tone. „Aber sprich mir ja leise. Die Bäume haben Ohren und sagen's weiter, oder Jan könnte dich hören, der so große Stücke auf dich hält, mein allerfeinstes Mädchen!"

„Mein gnädiges Fräulein!" versetzte Laura und wurde roth im ganzen Gesichte. „Wollen Sie mich absichtlich necken? Wollen Sie mich quälen? Meinen Sie es denn nicht mehr gut mit mir?"

„Was sind das für thörichte Gedanken, mein Kind!" sprach Chlotilde voll Liebe und Herablassung, während sie Laura leise auf die Wangen klopfte. „Hab' ich ein solches Mißtrauen verdient?"

Und Chlotilde wandte sich fast zürnend weg.

„Hast du verlernt einen Scherz zu verstehen?" setzte Chlotilde hinzu und ergriff Laura's Hand und drückte sie herzlich.

„Ich bitte tausend Mal um Vergebung!" sagte Laura und gab sich Mühe, um sich zu fassen.

„Dann beginne nun deine Lesung!" gab Chlotilde zur Antwort. „Ich bin ganz Ohr!"

Allein Laura schien die Sprache verloren zu haben.

„Ich kann's nicht sagen," rief sie plötzlich aus, „es ist schwach von mir; es ist zu einfältig."

Und Laura verhüllte ihr Gesicht mit den Händen. Sie wollte aufstehen; allein Chlotilde zog sie auf die Bank zurück.

„Nun wird's?" fragte Chlotilde im Tone eines leisen Vorwurfes. „Wie lange soll ich noch warten?"

Da blickte Laura auf das Fräulein.

„Ich schäme mich," rief sie aus, und ihre Gesichtsmuskeln zuckten.

„Ich befehle!" sagte Chlotilde kurz und bestimmt.

Diese bündige Aufforderung that ihre Wirkung. Laura fing an sich zu räuspern und ihre liebliche Stimme drang zu Chlotilden herüber.

„Nein, gnädiges Fräulein!" begann Laura mit zitternder Stimme, „ich habe keine Ruhe mehr. Bei Tag und Nacht mache ich mir Vorwürfe, daß ich mit Alfred in ein Verhältniß getreten bin, das übel für mich endigen könnte. Es war recht leichtsinnig von mir: ich mache mir die bittersten Vorwürfe."

Und Laura schwieg stille. Sie kämpfte mit sich selber. Das Gefühl der Liebe stritt mit dem Schmerze der Entsagung. Denn sie liebte Alfred aufrichtig. Chlotilde war vorsichtig genug, sie in ihrem offenen und ehrlichen Geständniß nicht zur Eile anzutreiben. Sie beobachtete dem biedern guten Mädchen gegenüber eine weise kluge Zurückhaltung. Sie kannte ja das edle Herz des Mädchens — und sie übte deßhalb eine Nachsicht, die Laura's ganze Seele so wohlthuend empfand.

„Alfred war einst ein guter Junge," fuhr Laura fort und suchte ihre innere stürmische Bewegung zu verbergen. „Ich weiß, es gab eine Zeit, wo auch er mich zärtlich liebte; aber nun ist diese Zeit vorbei. Er wird mit jedem Tage wilder und roher, so daß sich selbst seine alten Eltern bitter beschweren. Er hat sich nicht zu seinem Vortheil verändert. Das fällt mir schwer, und ich bin entschlossen, mit ihm zu brechen. Das gnädige Fräulein hat's immer so gut mit mir gemeint. Ich will Ihre Meinung hören."

„Da ist nicht gut rathen," versetzte Chlotilde nachdenklich, „es sind dieß Angelegenheiten deines eigenen Herzens. Wenn es mich anginge, hätte ich meinen Entschluß bereits gefaßt."

„Alfred wäre von seinen Eltern gut versorgt worden," fuhr Laura fort, indem sie that, als ob sie Chlotilden's Worte nicht gehört hätte, „er besitzt ein hübsches Haus auf dem Markte von Marvejols und treibt ein einträgliches Gewerbe, das mich und eine Familie anständig ernährt hätte. Allein sein Charakter nimmt eine so schlimme Richtung, daß ich ihm entsagen muß. Denken Sie, gnädiges Fräulein, er ist Durand's Vertrauter und Spion! Meine Schwester Klara hat mich dessen

hoch und heilig versichert. O was soll ich armes Mädchen anfangen! Ich bin ohne Eltern, ohne Vermögen: ich habe nur rüstige Arme und kann arbeiten."

„Das ist genug, um in der Welt auszukommen," fiel Chlotilde ein. „Wenn deine Angelegenheiten, liebes Mädchen, aber der Art stehen, so mußt du dem Manne entsagen, so hart es dich auch ankommen mag. Tugend und Rechtschaffenheit geht über Alles! Alles Andere ist Nebensache."

Laura schwieg. Eine solch' entschiedene Antwort wollte dem bescheidenen Mädchen fast hart erscheinen. Sie ließ daher das Auge sinken und blickte auf den Boden.

„O Gott," seufzte Laura leise, „warum mußte diese Prüfung über mich kommen! Warum konnte ich so leichtsinnig sein!"

„Das ist kein Leichtsinn, liebes Mädchen!" fiel Chlotilde mit aller Schonung ein. „Wer hat in seinem Leben nicht schon einen Fehler gemacht? Und soll ein ehrliches braves Mädchen nicht auch darauf sehen, daß es mit der Zeit — wenn Gott es will, eine anständige Versorgung erhalte?"

„O ja, besonders wenn es Niemand hat auf der Welt," fügte Laura herzlich und wohlmeinend hinzu. „Ich bin ja eine Waise."

„Aber das Herz soll nicht Gefahr laufen," sagte Chlotilde ganz bestimmt. „Die Seele soll nicht verloren gehen. Laura ich kenne dich: sind wir nicht wie Schwestern aufgewachsen? Haben wir einander je ein Geheimniß verschwiegen? Deßhalb sage ich dir die Wahrheit: mit Alfred wirst du niemals glücklich sein. Oder willst du den Mann heirathen, der ein Freund von jenem Ungeheuer ist, das unsern getreuesten Diener, deinen Vater, ermordet hat?"

„O gnädiges Fräulein, erinnern Sie mich nicht an jene schrecklichen Tage!" bat Laura mit Heftigkeit. „Welch' schmerzliche Erinnerungen! — — — O wenn mein Vater noch lebte! Der guten Mutter will ich gar nicht gedenken, dann wäre freilich Alles anders."

„Deßhalb muß man sich in die Zeit schicken und muß entsagen können, wenn's nöthig ist," gab Chlotilde noch

bestimmter zur Antwort. „Entsagung, verstehst du mich, geliebte Laura!"

„Entsagen! Ja, ich will es!" rief Laura schmerzlich aus.

„Daran erkenne ich meine Laura wieder," erwiderte Chlotilde.

Aber Laura gab keine Antwort. Geschwind nahm sie das Tuch ab, das sie um den Kopf geschlungen hatte, und bedeckte damit ihr bleiches Angesicht. Der ganze Reichthum ihrer schönen Locken rollte nieder über die breiten Schultern auf den Rücken und den zitternden Busen. Und reizend war das schöne Mädchen in diesem bittern Schmerz. Chlotilde trat herzu und schloß Laura sanft in ihre Arme; allein Laura drückte sie leicht hinweg.

„Ueberlaß' mich meinem Schmerz!" sprach sie mit bebender Stimme. „Ich habe allein gefehlt: ich will allein leiden."

Da erhob sich Chlotilde von ihrem Sitze und trat unter den Eingang der Laube. Die munteren Vögel in den Zweigen nickten sich Grüße zu und freuten sich des Lenzes, der mit seiner Wonne die ganze Natur erfüllte. Und auch ihr Herz schlug heftig. Auch sie war verlobt mit einem schönen Jüngling. Auch sie dachte an die raschen Wendungen des Schicksals. Da wurde ihr Herz beengt und sie blickte seufzend zum Himmel. Sollte auch sie bittere Erfahrungen machen? Sie bat Gott still in ihrem Herzen, sie vor solchem Seelenschmerz zu schützen.

In diesem Augenblicke nahte sich Jan der Laube. Er sah Laura weinen, und er mußte sich Mühe geben, damit ihm die Augen nicht übergingen. Er liebte Laura mit der ganzen Gluth einer redlichen Seele; aber er hielt sich für verachtet. Chlotilde gab ihm einen Wink: Jan verstand es und eilte von Dannen; denn er achtete Laura zu hoch, als daß er ihr eine Demüthigung bereitet hätte.

Als Laura sich ausgeweint hatte, schritt Chlotilde wieder in die Laube. Noch waren Laura's jugendlich volle Wangen blaß und sie sah angegriffen aus. Doch bald lächelte sie herzlich, wie es nur ihr eigen war und trat zur Freundin und Rathgeberin ihres Herzens.

„Wie geht's," fragte Chlotilde mit Wärme.

„Ich bin gefaßt," antwortete Laura, „ich bin entschlossen."

„Das thut meinem Herzen wohl," sprach Chlotilde und lächelte.

„Ich danke Ihnen für Ihren Rath," versetzte Laura, „aber jetzt muß ich nach Hause gehen. Klara wird sonst besorgt um mich; denn ich bin ohne ihr Wissen hieher gegangen."

„Dann muß ich dich noch einige Schritte begleiten," sprach Chlotilde und faßte Laura am Arme.

„Wenn mich nur Jan nicht sieht," sagte Laura ängstlich, „zumal in diesem Aufzuge. Es wäre mir gar nicht lieb."

„Sei ruhig," versetzte Chlotilde mit Nachsicht, „Jan ist gut; er sieht nicht auf's Kleid."

Und so schritten denn die beiden Mädchen auf einem einsamen Fußpfade durch den prächtigen Park. Laura war schweigsam. Sie fuhr manchmal mit den Händen nach den Augen. Dann ergriff Chlotilde die Hand der Freundin, und ein leichter Druck sagte mehr als viele Worte. Es that dem armen Mädchen wohl, daß Chlotilde ihren hohen Rang vergaß und sie Freundin und Liebling nannte.

„Klara wird sich sehr freuen, wenn sie diese Wendung der Dinge aus meinem Munde vernimmt," sagte Laura, als sie mit Chlotilde am Ende des Parkes angekommen war. „Sie hat's nie gern gesehen, daß ich mit Alfred freundlich that. Doch Klara ist gescheidter, denn ich."

Chlotilde lächelte über diese Rede und drückte die Hand des Mädchens.

„So, jetzt sei wieder froh, mein Schätzchen!" sprach sie scherzend. „Aber darf ich dir noch einen guten Rath geben?"

„Warum nicht?" antwortete Laura, „es wird was Rechtes sein!"

„So gib dein Ohr her!" versetzte Chlotilde, indem sie leicht erröthete, „von meinen Worten soll selbst der Morgenwind Nichts erfahren."

Laura neigte sich herab und Chlotilde küßte die Stirne des braven Mädchens.

„Denk' auch manchmal an Jan," sagte Chlotilde leise, „er ist ein prächtiger Junge und wird einst ein Mädchen glücklich machen."

„Ei, des Scherzes!" rief Laura lachend auf, „aber ich will's bedenken."

Und mit diesen Worten hüpfte sie durch's wogende Kornfeld.

Sechstes Capitel.

Nach dem Rath die That.

Laura befand sich in der Nähe von Marvejols. Es war nahezu Mittag. Da traf es sich, daß gerade Alfred mit Laura auf der Straße zusammentraf. Er sah ziemlich erhitzt aus, und man sah es ihm an, daß ihm Etwas begegnet sein müsse, das keinen angenehmen Eindruck auf ihn gemacht habe. Seine Wangen waren geröthet. Seine Augen flammten. Seine Gesichtsmuskeln zuckten. Er trug nach Art der Patrioten die Carmagnole und die phrygische Mütze. Sein langes schwarzes Haar hing heute ziemlich ungeordnet auf die Schultern herab. Er mußte sich Mühe geben, daß er nicht gleich mit seinem ganzen Unwillen herausplatzte. Als er Laura erblickte, blieb er stehen.

„Ach guten Tag, mein Mädchen!" fing er zu reden an, während es ihm schlecht gelang, seinen Aerger zu verbergen. „Woher schon des Weges? Ich hätte nicht geglaubt, daß mein Mädchen so frühe Morgenausflüge machen würde!"

Laura ward roth im Gesichte und blickte mit halber Verachtung und fester Entschlossenheit auf Alfred, der ihr in diesem leichtfertigen Anzuge am allerwenigsten gefiel.

„Ich komme vom Schlosse," versetzte Laura mit Fassung.

„Ach, ich weiß das zu deuten," gab Alfred zur Antwort und drehte seine Mütze, „du bist ja Chlotilden's Vertraute oder auch umgekehrt. Doch lassen wir das!

Sag' mir, mein Mädchen, wie gefalle ich dir denn in dem neuen Anzuge?"

„Prächtig, mein Bürger!" fuhr Laura ungehalten heraus, „ach, sie steht dir so gut, so gut — — — nein, wenn du wüßtest — — —."

„Halt, ich brauch' keinen Spott," fiel Alfred hitzig ein, „sie braucht dir ja nicht zu gefallen. Du bist überhaupt keine Freundin der Patrioten und bist zu viel in dem Aristokratennest dort oben."

„Du meinst in dem Schlosse?" fragte Laura bescheiden und suchte Alfred's Aufregung niederzuhalten. „O ich bin glücklich, daß ich dort wohl gelitten bin."

„Und ich würde es lieber sehen, wenn du dort ungern gesehen wärest," fiel Alfred unmuthig ein. „Du bist noch lange keine Bürgerin nach meinem Sinne; aber daran bist du nicht Schuld. Klara und Chlotilde haben dich mit ihren Netzen umgarnt — — —."

„Was sagst du?" fiel Laura unmuthig ein, „ich sollte nicht wissen, was recht oder unrecht ist? Ist es schön von dir, daß du so gering von mir denkst? Alfred, deine Rede dürftest du wohl zurücknehmen. Du denkst nicht gut von mir; ich weiß ganz wohl, daß du eine Warnung nothwendig hättest. Sage, Alfred, seit wann bist du Durand's Freund? Seit wann besuchst du die Gesellschaft der Patrioten und vergissest die Wohlthaten, die der Graf von Arnaud deinen Eltern und dir erzeigt hat? Warum arbeitest du auf den Untergang redlicher Menschen hin? Seit wann läßt du dich von dem niederträchtigen Durand als Spürhund gebrauchen? Ist das schön von dir? Weißt du nicht, daß deine Mutter die hellen Zähren um dich weint? Rühren dich die Thränen einer braven Mutter nicht? Und die Klagen deines Vaters — gehen sie dir nicht zu Herzen? Bist du wirklich gegen alles Gute so gleichgültig geworden? Antworte mir, Alfred!"

Alfred stand betroffen da. Noch waren nicht alle guten Regungen in seinem Herzen erloschen. Noch lebten in seiner Seele die vielen Beweise der Liebe, welche ihm seine Eltern gegeben hatten. Er fühlte sich augenblicklich beschämt, allein eben die Beschämung schien ihm in Laura's Gegenwart unerträglich zu sein. Und Laura

sprach mit solcher Herzlichkeit, daß es ihm in die tiefste Seele drang; allein sein Stolz empörte sich gegen das bessere Gefühl, das in seiner Seele erwacht war, und so nahm er Laura's Worte von der falschen Seite.

„Bin ich da, Laura,“ sprach er kurz, „um mich von dir examiniren zu lassen? Weiß ich nicht selbst, was ich zu thun habe? Warum bin ich denn groß und stark geworden? Unsinn! — Ich soll anders sein, als alle rüstigen Bursche in der Stadt sind? Laura, was verlangst du von mir?“

„Daß du wieder mein lieber braver Alfred wirst, wie ehedem, als du noch kein Gesellschafter von Durand warst,“ sprach Laura ernst und bewegt. „Es schmerzt mich tief, dich mit diesem Manne in gar so vertraulichem Umgang zu sehen. Ich wittere Unrath hinter der ganzen Sache. Und zudem verachte ich diesen Menschen von ganzem Herzen. Es ist dir wohl bekannt, was die Stadt von ihm sagt.“

„Ach, er soll der Mörder deines Vaters sein!“ sagte Alfred mit schneidender Kälte. „Aber der Mann, den du gemeinhin einen Menschen nennst, ist besser, als sein Ruf. Ich kenne ihn.“

Da wandte sich Laura um und verhüllte sich das Angesicht.

„O Alfred, kannst du so verblendet sein?“ sagte sie mit zitternder Stimme. „Erinnerst du dich noch des schmerzlichen Augenblicks, als man mir die Nachricht brachte, mein seliger Vater sei im Schloßhofe ermordet worden? Warst du nicht gerade selbst im Schlosse? Nicht wahr, mein Vater war ein redlicher Diener des Grafen und er hätte lieber sein Leben gegeben — — —.“

„Damals dachte ich, wie dein Vater,“ fiel Alfred trocken ein, „seit ich aber mit aufgeklärten patriotischen Männern Umgang pflege, bin ich anderer Meinung geworden. Und ich glaube nicht zu irren. Du verstehst die Sache nicht und denkst wie die allergewöhnlichsten Menschenkinder.“

„Alfred, du wagst es, mir einen solchen Hohn in's Gesicht zu sagen?“ fragte Laura schwer gekränkt und mit einer Leidenschaft, die ihr das Blut in's Gesicht trieb, „du kannst dich erfrechen, die Gesinnung meines

Vaters und sein trauriges Schicksal zu verunglimpfen — unter meinen Augen, daß ich es mit eigenen Ohren hören kann? Starb mein Vater nicht als ehrlicher Wildhüter im Dienste seines Herrn, als ein Dutzend Taugenichtse in den Park eindrang, um sich an fremdem Eigenthum zu vergreifen? War nicht dein Schutzherr, der arme heruntergekommene Durand, bei der Bande? Und wer hat meinen Vater im Handgemenge mit einer tödtlichen Kugel getroffen? Alfred, wo hast du deinen Verstand? Trauerte nicht die ganze Stadt um den braven Vater?"

„Ereifere dich nicht, Laura!" gab Alfred gleichgültig zur Antwort, „du kannst es kurz machen; denn lange Predigten sind mir zuwider. Sag' es lieber gleich heraus, wenn du mir kein Vertrauen schenken willst — — — und Durand hat's mir versprochen: er will mich zu einem Manne machen."

„Heuchelei und Betrug!" rief Laura heftig aus, „du liebst mich nicht mehr. Meinst du, die Veränderung in deinem Charakter sei mir entgangen? Das hat mich recht verdrossen und hat mir wehe gethan. Wie würdest du mich behandeln, wenn ich dein Weib wäre?"

Alfred wurde roth und drehte sich voll Unwillen um; er schämte sich auch, aus dem Munde eines so edlen einfachen Mädchens die Wahrheit zu hören. Doch wandte er sich wieder um und ergriff Laura's Hand. Er blickte sie so durchdringend an, daß dem Mädchen fast bange ward.

„Also, was hast du vor, mein Liebchen?" fragte er mit erzwungener Freundlichkeit.

„Alfred, gieb dich, wie du bist," gab Laura zur Antwort, „es ist mir lieber. Du brauchst dir meinethalb keine Gewalt anzuthun. Werde wieder mein braver Junge von ehedem oder wir wollen — — —."

„Uns trennen," fiel Alfred mit rauher Stimme ein. „Das wolltest du sagen. Du darfst kein Geheimniß daraus machen. Ich kenne jede Falte deines Herzens."

„Du sagst es kühn heraus, Alfred," antwortete Laura, „wir müssen uns trennen für immer, wenn du mir kein Opfer zu bringen im Stande bist. Also wähle!"

In Alfred's Herz kochte eine innerliche Wuth, die er an dem braven Mädchen nicht auszulassen den Muth hatte. Sein Angesicht ward abwechselnd blaß und roth. Das Zucken seiner Gesichtsmuskeln verrieth seine Aufregung. Er kämpfte mit sich einen schweren Kampf, den er der Entschiedenheit Laura's wegen verlieren mußte. Er strengte alle seine Kräfte an, und wandte sich schnell zu Laura, die ihn mit einer Sanftmuth betrachtete, wie es dem Jüngling noch nie vorgekommen war. Er wollte seine Fehler eingestehen und um Vergebung bitten. Er wußte wohl, Laura werde ihm gerne verzeihen; die Liebe ist ja großmüthig. Allein sein Aerger siegte plötzlich über alle besseren Gefühle.

„Ich kann nicht begreifen," fuhr er rauh heraus, „wie du dir herausnehmen kannst, mich auszuzanken, wie ein ungezogenes Kind. Ich sehe ein, wie weit es mit uns gekommen ist, und was du für Absichten im Schilde führst. Du willst mich dem Herrenhaus dienstbar machen. Das thue ich einmal nicht. Ich opfere mich keiner verlornen Sache."

„Lieber Alfred!" seufzte Laura ängstlich, „wohin reißt dich deine Einbildung?"

„Keine Einbildung!" schrie Alfred voll Zorn, „du liebst mich nicht. Du willst keinen entschiedenen Mann, sondern nur das Schock guter Eigenschaften, die er dir in's Haus bringen soll, damit du mit ihm schalten und walten kannst nach Belieben. Warum gehst du nicht und heirathest den guten Jan? Das wäre so ein Mensch, der sich plagen ließe."

Und Alfred versuchte ein zorniges Gelächter auszustoßen. In diesem Augenblicke kam Durand des Weges. Laura zuckte zusammen.

„Leb' wohl, Laura!" sprach Alfred kurz, „mich ruft meine Pflicht. Wir werden uns aussöhnen!"

„Nein, nie und nimmer!" rief Laura aus, „wir sind geschieden!"

„Ist das dein letztes Wort, Laura?" fragte Alfred hastig.

„Mein letztes Wort, Alfred!" gab Laura kurz zur Antwort.

„So sei's," rief Alfred erblassend aus, „aber Rache

diesem Aristokratennest! Chlotilde hat dich aus meinem Herzen gerissen, um dich an den Wildhüter Jan zu verkuppeln. Wahrlich, ein würdiger Nachfolger!"

„Welch' ein Mensch!" seufzte Laura, „Gott sei Dank! Nun bin ich frei!"

Und Laura lief nach der Stadt. Ein eigenthümliches Gefühl erfüllte ihre Seele: war es Freude oder Schmerz? Sie konnte es selbst nicht sagen.

„Ich bin frei!" sagte sie öfters zu sich, „Gott, wie gut hast du es gemeint!"

Es war Mittag vorüber, als Laura nach Hause kam. Als sie in das Zimmer trat, wurde sie von Klara mit lächelndem Munde begrüßt. Auch Laura war gefaßt und sie hatte bereits den ersten Schmerz der Trennung überwunden, so weit es ihr in so kurzer Zeit möglich war. Als sie Klara erblickte, eilte sie schnell vorwärts und schloß die Schwester in ihre Arme.

„Du bringst mir gute Nachrichten, mein Liebling!" sagte Klara mit scherzendem Tone, „wo kommst du her? Ich sollte billig zürnen, daß du ohne mein Wissen das Haus verlassen hast."

„Du wirst dich freuen, mein Engel!" sprach Laura mit innerer Wehmuth und küßte Klara's Stirne, „ich bin frei."

„Wie soll ich dich verstehen?" rief Klara verwundert aus, und drückte die Hand der Schwester an's Herz.

„Alfred und ich sind geschieden," sagte Laura kurz und warf sich auf das Polster.

„Bravo, liebe Schwester!" jubelte Klara, „das hör' ich gerne."

„Ich habe an dich nun eine Bitte, Schwester!" sprach Laura nach einem kurzen Stillschweigen.

„Und diese ist?" fragte Klara schnell.

„Daß du zu den Eltern Alfred's gehest," sagte Laura ernsthaft, „und ihnen die Sache auseinander setzest. Wir sind den guten Leuten diese Rücksicht schuldig. Es wird dir nicht angenehm sein; ich kann mir's denken. Aber thue es mir zu lieb. Dann werde ich ganz ruhig sein."

Klara schwieg einen Augenblick stille, als wollte sie mit sich selbst zu Rath gehen. Sie war um eine Antwort verlegen.

„Es wird die guten Leute schmerzen, wenn sie deinen Entschluß erfahren," sagte sie endlich. „Unsere Eltern waren stets mit ihnen befreundet, und ich weiß gewiß, daß es namentlich die Mutter Alfred's gerne gesehen hätte, wenn du in ihr Haus gekommen wärest. Allein so hat es Gott gefügt! Ich will heute noch hingehen und dein Verfahren rechtfertigen."

„Aber verfahre mit aller Schonung!" bat Laura. „O ihr guten Eltern, warum mußte ich euch diesen Schmerz bereiten? Warum mußte mich das Schicksal von den Freunden meiner seligen Eltern trennen?"

Alfred hatte längst dieses Zerwürfniß vorausgesehen; Laura hatte ihn oft vor dem Umgang mit den Patrioten gewarnt; allein es hatte Nichts geholfen. Bedauerte er den Bruch mit Laura? Er trat wenigstens ganz erhitzt und zitternd zu Durand. Durand ahnte, was vorgefallen war.

„Laß dich's nicht verdrießen, Bürger!" sagte Durand kalt, „wirst dich doch nicht grämen wegen dieses Gänschens? Komm, laß uns eine Schenke aufsuchen und Wein trinken. Der Wein vertreibt alle Sorgen. Hab's im Leben schon oft erfahren!"

Alfred folgte ihm gleichgültig, und lief ohne zu reden neben Durand her. Als er in's Wirthshaus getreten war, wollte ihm Nichts schmecken. Er aß und trank, wie Jemand, den ein rechtschaffenes, vertrauensvolles und liebendes Herz von sich gestoßen hat.

Siebentes Capitel.

Ein Vorschlag.

Der Prior hatte auf die besonderen Bitten seines Verwandten und auf das Andringen des Fräuleins den Aufenthalt im Schlosse verlängert.

„Unsere Colonie wird sehr in Sorgen sein," hatte er mehr als einmal gesagt, „wenn ich nicht zur bestimmten Stunde eintreffe. Sie meint gewiß, ich sei den Häschern der Gewalt in die Hände gefallen und wird trauern über mein Schicksal."

Aber Chlotilde wußte die Sorgen des edlen Priesters stets zu verscheuchen und ihn mit Muth und Zuversicht zu erfüllen. Oft wandelte der Prior, von keinem Menschen im Schlosse erkannt und gesehen, in die alte ehrwürdige Schloßkapelle, und er kehrte getröstet zurück in sein Gemach.

„Ich habe an der Mutter Grab gebetet," sagte er mit Wehmuth zu Chlotilde, „o wenn ich auf dieser heiligen Erde liege, dann empfinde ich keine Sorgen. Ich fühle die Nähe ihres Geistes."

Chlotilde mußte bei solchen Reden stets nach Fassung ringen und mußte sich alle Mühe geben, daß sie ihren Schmerz nicht verrieth. Oft fiel sie um den Hals des Onkels und drückte dessen Haupt an ihr Herz, wenn er von der seligen Mutter sprach.

„O Onkel!" seufzte Chlotilde, während der Graf traurig drein schaute.

So kam der Abend des letzten Tages. Die Lichter brannten hell auf dem Tische. Das Gemach war erleuchtet und Chlotilde und der Graf saßen zu beiden Seiten des ehrwürdigen Verwandten. Noch in der Nacht sollte der Prior seine Rückreise antreten. Ehe der Morgen graute, sollte er den Fuß der Berge erreicht haben und eingetreten sein in die dunkle Nacht der Wälder. Dann sollte er wieder hart empfinden, was es heißt, ein Verbannter -- ein Geächteter zu sein. Deßhalb lag auch die Kleidung der Freiheitsmänner auf einem Stuhle, und als der Graf sie betrachtete, blitzte eine Thräne in seinem Auge. Auch Chlotilde war wehmüthig gestimmt. Sie fühlte das ganze Unglück ihres hohen ehrwürdigen Verwandten.

„Nur noch einen Tag!" bat der Graf, „ach, ich bin wie ein Verlassener, wenn du nicht bei mir bist."

„Gott wird Sie schützen!" setzte Chlotilde hinzu, „er hat Sie und Ihre Genossen bisher so wunderbar erhalten, sollte er Sie heute oder morgen fallen lassen?"

„Ich danke für diese gute Meinung, liebes Kind!" sagte der Prior. „Ich weiß nicht, warum mein Herz trauriger ist, denn sonst. Als ich heute in der Frühe von der Kapelle aus durch den großen Ahnensaal schritt und die Bilder so ernst und feierlich auf mich hernieder-

schauen sah, da faßte eine unbeschreibliche Wehmuth mein Herz. Ich wußte nicht, wie mir geschah. Es sagte mir stets eine innere Stimme: du wirst sie nicht mehr sehen! O Chlotilde bete für mich! Das Gebet einer Jungfrau steigt wie der Duft des Weihrauches zum Himmel und erfüllt Alles im Himmel mit der größten Freude. Es mag Einbildung sein, was ich fühle; aber ein Gefühl der bittersten Schwermuth kann ich seit einigen Stunden nicht in meiner Seele verwischen. Ich bete: ich bleibe traurig! Ich wandle durch die Räume des Hauses: Alles läßt mich kalt. Ich muß fort — noch heute in der Nacht muß ich euch Lieben Lebewohl sagen: wahrscheinlich auf immer!"

„Bruder, mach' dir und uns den Abschied nicht noch schwerer, indem du also sprichst," sagte der Graf. „Du weißt, unsere Liebe gehört dein. Und die Verbannten sollen meine Liebe ebenfalls empfinden. Was ich nur immer entbehren kann, soll in die Berge wandern. Jan soll stets auf dem Wege sein, die Verbannten mit Lebensmitteln zu versehen. Hast du denn den Zweck deiner Ankunft nicht erreicht? Ich will helfen! Darauf kannst du dich verlassen."

Der Graf schwieg. Der Prior schaute betroffen um. Chlotilde sah ängstlich und voll erwartungsvoller Spannung um sich.

„Was hast du, Freund?" fragte der Graf. „Warum tritt das Gefühl der Angst und der Bangigkeit auf dein wetterhartes Gesicht?"

Da wandte sich der Priester plötzlich um und schloß den Grafen fest in seine Arme.

„Freund!" sagte er ihm leise in's Ohr, „ich bin verrathen."

„Verrathen!" sprach der Graf mit gedehnter Stimme, und blickte voll Verwunderung auf den Priester.

„Ich bin verrathen," sagte der Prior noch einmal, „die Gewalthaber wissen, daß ich hier bin — einer ihrer Schergen hat mich heut' am Altare gesehen. In der Kapelle hat er mich entdeckt."

„Wer wagt den Frevel, in das geheiligte Haus Gottes einzutreten und seine Diener zu verrathen?" rief der Graf mit lauter Stimme und die Adern auf seiner Stirne

schwollen an voll edlen Zornes. „O könnt' ich den Buben zermalmen und den Ruchlosen züchtigen!"

Chlotilde aber eilte hinaus aus dem Gemache, um sich draußen ausweinen zu können. Sie kehrte lange nicht mehr zurück, und als sie kam, war die Stunde des Scheidens angebrochen.

„Deine Worte kann ich kaum begreifen," sprach der Graf zum Priester, „wer sollte dich denn verrathen?"

„Meine Worte werden dir nicht mehr räthselhaft erscheinen," fiel der Prior ein, „wenn ich offen die Wahrheit sage. Ich kann jetzt reden, nachdem unser Liebling, deine Chlotilde, das Gemach verlassen hat. Es sind nahezu an vier Wochen, daß wir in unserm Asyl plötzlich durch zwei heftige Flintenschüsse aufgeschreckt wurden. Die Priester und der Adel strömten herbei, um zu sehen und zu hören, was diese unverhoffte Scene bringen werde. Es stund nicht lange an, so brachten unsere Wächter einen Menschen, der etwa fünfundzwanzig Jahre alt sein mochte. Er trug die Tracht der Revolutionäre der Hauptstadt. Ein kleiner Bart stand trotzig auf der aufgedunsenen Oberlippe, und sein schmutziges schwarzes Haar stach gewaltig ab gegen seine blasse Wangen. Angst und Schrecken hatten jede Spur einer jugendlichen Gesichtsfarbe verwischt. Trotz seines niederträchtigen Benehmens fühlte ich Mitleid mit dem Burschen."

„Alfred?" rief der Graf aus, „er ist deiner Beschreibung auf ein Haar ähnlich, und mich soll Alles täuschen, wenn er's nicht gewesen. Seit er die Versammlung der Patrioten besucht, gleicht er einem Schurken, wie ein Ei dem andern."

„Man brachte den jungen Menschen in das Verhör," fuhr der Prior fort, „in welchem er sich mit einer Schlauheit und Verstellung benahm, die mich in ein lebhaftes Erstaunen versetzten. Man frug ihn nach dem Zweck seiner Reise. Er sprach zweideutig, bis er durch Androhung des Todes das Bekenntniß abzulegen begann, den Marquis von Gerand ermorden zu wollen."

„Meinen Freund?" fragte der Graf schnell und voll Verwunderung.

„Den Vater Edmund's, des Verlobten deines Kin-

des!" sagte der Prior klar und bestimmt. „Er gestand es mit nackten Worten."

„Sollte wirklich Oscar von Gerand, mein herzlich geliebter Freund, unter euch sein?" sprach der Graf, noch mehr von Neugierde entflammt, „sollte dieß möglich sein? O welch' ein Glück, wenn ich seinem Sohne die Nachricht bringen könnte, wo er den Vater finden sollte! Ach, zu lange haben wir von dem Geliebten Nichts erfahren. Wohl wußten wir, daß er auf seiner Flucht nach der Gränze von wüthenden Sansculotten ergriffen wurde. Wohl war uns bekannt, daß er sich als ein tapferer Edelmann durchschlug; allein alle seine Briefe scheinen verloren gegangen zu sein. Kurz, wir sind über sein Schicksal so gut wie ohne Nachrichten. Wie sehr freut es mich — — — "

„Nein, mein Freund!" sagte der Prior, „der Marquis von Gerand war nicht unter uns. Sein Feind hat seine Absicht nicht erreicht. Wir wissen Nichts von deinem Freunde."

„Gott, lieber Himmel!" rief der Graf schmerzlich aus, „also war meine Freude unzeitig und ich muß den edelsten Freund wieder betrauern?"

„Trauere nicht," versetzte der Prior, „ein so edler Mann fällt den Anschlägen unserer Schurken nicht gleich zum Opfer."

Und der Graf hielt ein. Er lief nach dem Fenster, um frische Luft zu schöpfen. Bald kam er wieder zu seinem Freunde.

„Was habt ihr mit dem Ruchlosen angefangen?" fragte der Graf nach einer Weile voll edlen Unwillens, „ihr habt ihn doch mit der gleichen Münze bezahlt, wie ich's billig finde?"

„O Freund, was soll ich sagen?" gab der Prior zur Antwort. „Die Verbannten sind großmüthiger als ihre Feinde. Es kostet uns Mühe, einen Unglücklichen zu tödten oder einen Verführten zu morden. Wir wollen lieber verrathen sein und selbst sterben, als unsere Hände nur mit einem Tropfen ungerecht vergossenen Blutes beflecken So denken alle Verbannte in den Bergen. Alfred gestand ohne Umschweife, daß ihn Bürger Durand zu diesem Morde gedungen habe."

„Der Schändliche!“ versetzte der Graf voll Unwillen. „Will auch er in unserer Gegend den Meuchelmord zur Tugend erheben?“

„Das Schicksal des Verführten,“ fuhr der Prior fort, „machte den Geächteten viele Sorgen. Er war ein Gedungener, ein Verführter; was war zu thun? Man kam überein, ihm das Leben zu nehmen; viele Priester wollten es nicht, und vor Allem war der Bischof dagegen. Alfred warf sich wiederholt auf die Knie und flehte um Gnade. Und wir gaben ihm Gnade, obgleich wir überzeugt waren, daß er uns schaden werde. Es scheint, es komme die Strafe über mich für unsere unzeitige Nachsicht. Denn dieser Mensch war es, der heute in der Kapelle war, und der mich mit scharfem Auge betrachtete. Sein Auge funkelte wie der Blick eines Tiegers. Man weiß, wo ich bin — ich muß fliehen. Ich muß schnell in meine Wälder und Berge zurückkehren.“

„Der Schurke soll seine schlechten Streiche büßen,“ sprach der Graf, „wenn er in meine Gewalt kommt, will ich seiner Schlechtigkeit eingedenk sein.“

„Keine Rache!“ bat der Priester. „Ahme unser Beispiel nach! Es ist besser Unrecht leiden als Unrecht thun.“

„Du hast Recht, mein Freund!“ sagte der Graf voll Ernst. „Wahrlich, ich muß euch Geächtete in den Sevennen mehr und mehr bewundern. Je mehr ich von euch erfahre, desto mehr muß ich euch achten. Wer wird seinem Feinde das Leben schenken, um sein eigenes in Gefahr zu bringen? Wer kann eure Großmuth würdigen? Wer kann eurer rührenden Nachsicht seine Bewunderung versagen? Das ist die Gesinnung eines Heiligen. Wer anders kann sie euch einflößen, als die Religion, welche unsre entmenschten Wütheriche geächtet haben?“

Das Gesicht des Grafen verfinsterte sich, und eine ungewöhnliche Bläße bedeckte plötzlich seine Wangen. Seine Augen senkten sich, und dann richteten sie sich wieder, während er leise betete, zum Himmel. Es that ihm ein banges Gefühl im Herzen wehe. Dann fuhr er plötzlich auf und ergriff die Hand des Priesters.

„Wenn dieser Mensch mich in dein Unglück hineinziehen würde?“ sagte er schnell. „Wenn unsere Tyrannen mich mit dir strafen wollten? Haben wir nicht Beispiele genug? Ja, das Gesetz verbietet bei Todesstrafe, einen Geächteten im Hause zu behalten. Mir schwindelt es bei dem Gedanken. Ach, es war mir so wohl in meiner Behausung und ich sollte in meinen alten Tagen die Flucht ergreifen müssen! Schrecklicher Gedanke! Wohin? Was wird aus Chlotilden werden? Wird sie die Erbschaft ihrer unvergeßlichen Ahnen wohl in Besitz nehmen? Und was wird Edmund von Gerand sagen? Tausend der seltsamsten Gedanken stürmen mir durch das Gehirn und wo ich halten will, wankt der Boden unter meinen Füßen. Sage mir deine Meinung, mein Freund!“

Dies war eine sehr offene Art, den Rath des Priesters zu erfahren.

„Ja, du fällst als Opfer der Gastfreundschaft, die du einem Geächteten erwiesen,“ sprach der Prior. „Mache dich bereit, das Schloß so bald als möglich zu verlassen.“

„Das klingt hart,“ sprach der Graf voll Niedergeschlagenheit.

„Aber es muß sein,“ erhielt er zur Antwort. „Je bälder, desto besser. Ein Tag Verzug kann namenloses Unheil bringen. Die Patrioten werden auf dich fahnden, und wenn sie dich erhaschen, dann ist's um dein Leben geschehen.“

Der Graf seufzte tief auf und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Er zögerte mit einer Antwort.

„Ja, nein! — — — ich weiß nicht recht,“ fing er zu stottern an, „aber was wird Chlotilde sagen? Nein, es kann nicht sein. Ich will lieber sterben.“

„Unglücklicher, was sprichst du?“ rief der Prior verwundert aus. „Meinst du wohl, man werde dich schonen? Meinst du, man werde mit dir glimpflicher verfahren, als mit uns? Gehörst du nicht zum Adel, zu dieser so verhaßten Partei? Man hat dich bloß deßhalb bis jetzt gewähren lassen, weil man dem Volke des Bezirkes nicht recht traut. Es wird anders wer-

den. Selbst die ehrlichsten Männer unter dem Landvolk beginnen zu wanken."

„Dann ist Alles verloren," sagte der Graf bewegt, „dann fallen auch die letzten Trümmer der gesellschaftlichen Ordnung. Ach, dieser unmenschliche Druck muß die Gemüther verwildern!"

„Darum gibt es nur einen Ausweg: schnelle Flucht!" sagte der Prior. „Ich kenne die Welt. Was in unsern Tagen heute Freund ist, ist morgen erbitterter Todfeind. Das bedenke!"

In diesem Augenblicke stürzte Chlotilde athemlos in das Gemach. Sie war blaß und fiel dem Priester mit ausgebreiteten Armen um den Hals und küßte seine Wangen.

„Großer Gott!" rief sie aus und fiel in Ohnmacht.

„Was gibt's," fragte der Graf, allein er erhielt keine Antwort.

Er zog das Mädchen auf ein Sopha, das in der Nähe stand. Da drangen wilde Scheltworte herauf in das Gemach. Ein tobender Haufe stand vor dem Schlosse. Er wollte eindringen; allein Jan verbot Allen, das Thor zu öffnen.

„Wir wollen das Gesindel zeichnen, wenn es nicht Ruhe gibt," sagte er voll Muth. „Ich kenne die Feiglinge; ich fürchte mich nicht."

Der Haufe zog brüllend vor Wuth um das Schloß. Die Fenster im untern Stockwerke schlug er klirrend ein; allein die starken Eisengitter wehrten dem Zugang der frechen Rotte. Wilde Freiheitslieder erschollen aus dem Haufen.

„Gebt den Priester heraus, oder wir legen das Nest in Asche!" hörte man rufen: „Heraus mit dem — — —."

„Das gilt mir," sagte der Prior schnell. „Nun muß ich eilen. Ich bin zu etwas Besserem bestimmt, als unter der Hand dieser entfesselten Menge zu sterben."

„Was willst du thun?" rief der Graf voll Verzweifelung. „Bleibe, bis der Sturm sich gelegt hat, oder du bist des Todes!"

„Wird er sich legen?" fragte der Prior schnell und voll Kaltblütigkeit. „Geschwind meine Carmagnole her

und die Mütze, so werden sie mich als einen der Ihrigen erkennen, und ich komme mit dem Leben davon."

„Und die Pistolen? Sind sie geladen?" rief der Graf aus.

„Scharf, mein Freund!" entgegnete der Prior, „und sie treffen im Nothfall gut. Die Schurken sollen's erfahren."

„Den Dolch?" sprach der Graf und reichte dem Freunde die Waffen.

„Du bist geschliffen, mein nächtlicher Gefährte!" sagte lächelnd der Prior. „Gebe Gott, daß ihn Keiner im Gekröse fühle, und daß er auch ein schwarzes Herz verschone. Und nun zum Abschied!"

„Leb' wohl, mein Bruder!" sprach der Graf voll Rührung und schloß den Priester in seine zitternden Arme.

„Gott segne dich, Bruder!" versetzte der Priester voll Innigkeit und küßte seinen vielgeliebten Freund mit großer Herzlichkeit.

Dann zog er aus seinem Busen eine kleine Kapsel in Form eines Medaillons hervor, welche mit einer seidenen Schnur um den Hals befestigt war. Der Graf blickte ihn verwundert an.

„Was soll das?" fragte er eilig. „Was willst du?"

„Das gib Chlotilden!" sprach der Priester, „es ist ein Talisman gegen die Ungebühr ungläubiger Menschen. Sieh da!"

„Meine Gattin, deine Schwester!" rief der Graf gelassen aus.

„Kehre das Käpselchen um!" bat der Priester, „und deine Augen werden etwas Herrliches sehen!"

„Maria!" lispelte der Graf, „unter diesem Banner muß Chlotilde siegen."

Allein der Priester gab keine Antwort. Er eilte an das Sopha, auf welchem Chlotilde ausgestreckt lag. Er hielt seine Hände über des Mädchens Haupt, und betete seinen Segen. Dann drückte er noch einen heißen Kuß auf die blassen Wangen und eilte von Dannen.

Der Priester erreichte durch einen geheimen Gang das offene Feld. Hier erblickte ihn der wilde Haufe. Als aber die Patrioten die phrygische Mütze sahen, ließen

sie den Geächteten gewähren. Der Haufe zog sich gegen einen Waldesrand. Hier fand der Prior Gelegenheit, in der Dunkelheit der Nacht zu entfliehen. Als er allein war, fiel er auf die Knie nieder und dankte Gott für die Rettung seines Lebens.

Achtes Capitel.

Ein Freund in der Noth.

Am Morgen in aller Frühe war Chlotilde aufgestanden und in den Schloßhof getreten. Da flogen die Vöglein von allen Zweigen nach ihrer Wohlthäterin und scheuten sich nicht, sich ihr auf die Hand zu setzen. Die buntbefiederten Hausvögel eilten fröhlich lockend herzu, und schauten nach dem Körbchen, welches Chlotilde am Arme trug, und welches mit Speise aller Art gefüllt war für die lieben Thierlein. Eine Henne mit ihren Jungen kam langsam des Weges, daß keines der Kleinen verloren ginge. Der Hetzhund leckte des Fräuleins Hand, und die Ponnys, Chlotilden's Lieblingspferde, sprangen eifersüchtig herzu, und liebkoseten ihre gütige Herrin. Das war ein Leben in dem Schloßhof. Allein heute war Chlotilde taub für diese stillen, anspruchslosen Freuden, und nachdem sie den Thieren ihre Speisen gegeben, legte sie das Körblein in eine nahe Laube und lief nachlässig in dem reizendsten Morgenkleide den Park hinaus. Wie erfrischte sie die würzige Morgenluft! Wie wohl that ihren Augen das dunkle Grün der Blätter! Aber Chlotilde, die sonst so freudig all' die Schönheiten bewunderte, welche sich hier ihrem Auge darboten, war heute nachdenklicher, denn je. Der Auftritt des verflossenen Tages beschäftigte ihre ganze Seele.

Kaum war Chlotilde in der Mitte des Parkes angekommen, so sprang aus einem schmalen Seitenpfade Klara mit hastiger Eile heran. Chlotilde sah sie und ein sanftes Lächeln spielte um ihre Lippen.

„Freundlichen guten Tag, gnädiges Fräulein!" rief Klara freudig aus, „o ich bitte sehr um Vergebung,

wenn ich Sie in Ihren angenehmen Morgengedanken störe!"

„Schalk!" versetzte Chlotilde auf ihre herzliche Ansprache. „Wenn ich dich nicht kennen würde, so würde ich deine Worte für Spott nehmen."

„Gnädiges Fräulein!" erwiederte Klara, und machte große Augen. „Ich spotte nicht, auch wenn ich mir einen Scherz erlaube. Aber mein Herz jubelt laut vor Freude. Ach, wie haben Sie edel gehandelt!"

„Wie so, mein Liebling?" fragte Chlotilde und streichelte Klara's weiches Haar. „Was hab' ich denn Besonderes gethan?"

„Ach, Gott, Laura ist ganz vergnügt, seit sie das gnädige Fräulein gesprochen hat," gab Klara leutselig zur Antwort. „Ich bin da, mich bei Ihnen ganz besonders zu bedanken."

„Gutes Kind!" seufzte Chlotilde. „Laura ist ein gutes Mädchen — sie hat ein besseres Loos verdient. Ich will für das liebe Kind sorgen."

Klara antwortete nicht. Sie ergriff Chlotilden's Hand und küßte sie. Und sie ging neben Chlotilde nach dem Schlosse. Chlotilde aber blieb schweigsam, was Klara um so mehr auffallen mußte, als sie sonst die Freundlichkeit und Leutseligkeit selber war. Sie waren nicht mehr weit vom Schlosse und Chlotilde trat in eine Laube.

„Setze dich zu mir, Klara!" bat sie voll Herablassung. „Du mußt heute deinem guten Humor freien Lauf lassen, wenn du mich heiter sehen willst."

„Ich sehe, das gnädige Fräulein ist heute verstimmt," erwiederte Klara, während sie Platz nahm. „Es würde mich sehr freuen, könnte ich Ihre üble Laune zerstreuen. Was fehlt Ihnen denn?"

„O Vieles, mein Herzchen!" antwortete Chlotilde mit einem unterdrückten Seufzer. „Mir ist's, als ob wir bald aus dem alten Hause unserer Ahnen vertrieben würden."

„Ruhig, Fräulein!" sprach Klara, nachdenkend über die Worte Chlotilden's. „Alles kann gut gehen. Man muß nur nicht gleich verzweifeln. Es giebt eine Vorsehung, von welcher Alles abhängt. Und die Zeiten

können sich ändern und mit der Zeit die Menschen. Wer will Ihnen etwas Uebles zufügen?"

„O ich weiß es, Niemand," gab Chlotilde zur Antwort, „aber eine finstere Ahnung sagt mir, daß es mit meinem Vater ein schlimmes Ende nehmen wird, und daß — — — o ich will lieber schweigen!"

„Das sind Einbildungen, mein Fräulein!" versetzte Klara und gab sich Mühe sanft und heiter zu lächeln. „Auf welchen Grund stützen Sie diese Annahme? Es ist thöricht, an solche Gedanken zu glauben. Man macht sich damit nur die Stunden trüber. Und das ist nicht recht. Gott hat uns wieder einen Frühling geschenkt. Wohlan denn! Der alte Gott lebt noch. Wir wollen uns dieses Frühlings freuen, wie ehedem, als wir noch harmlose Kinder waren."

„Das ist leichter gesagt als gethan, mein Schätzchen!" fuhr Chlotilde unruhig fort, „aber ich kann mich seit einigen Tagen von diesem finstern Gedanken nicht trennen. Gestern wanderte ich durch das ganze Haus. Ich betrachtete schweigend die Ahnen im Rittersaale mit ihren ernsten Gesichtern. Dann lief ich in den Blumengarten; ich besah Beet um Beet — keine Blume blieb unberührt. Immer die gleichen Empfindungen! Dann schiffte ich über den Teich: Jan mußte mich begleiten — und besuchte das Kaninchengehege. Und was sagte mir eine innere Stimme? Du wirst sie nicht mehr sehen! — — — So geschah's mir heute in aller Frühe. Meine Lieblingspferde, meine guten Ponnys — sie sind mir plötzlich fremd geworden. Und doch waren sie zutraulicher, denn sonst! Was soll ich aus diesen trüben Anwandelungen für einen Schluß ziehen?"

„Gar keinen Schluß, Fräulein!" versetzte Klara voll Schonung. „Man muß über solche Gedanken weggehen. Sie nützen Nichts — sie regen nur die Einbildung auf, also daß man für Wahrheit nimmt, was doch oft nur ein leerer Trug ist."

„Als ich vom Hofe wegging," fuhr Chlotilde fort, „da war es mir, als ob Alle mir ein herzliches Lebewohl nachsandten. Und Pepin, mein Liebling, lief mir nach und streckte seinen Hals über meine Schultern und

liebkosete mich, als wollte er sagen: Leb wohl, meine freundliche Herrin!"

„Welche Worte! Welche Gedanken!" rief Klara aus und schlug die Hände zusammen. „Wer wollte sich so Etwas auch nur träumen lassen? Das sind Einbildungen! Wahrlich, das hätte ich nicht geglaubt, daß in dem hübschen Köpfchen des allerliebsten Fräuleins solche Plagegeister ihr Wesen trieben!"

Klara rückte näher an Chlotilden's Seite und ergriff ihre Hand.

„Und wenn Sie auch Ihre Ponnys verlieren," fuhr sie geschwätzig fort, „was kann das mein Fräulein betrüben? Gewiß, es kommt die Zeit, wo Sie sich schönere Sachen kaufen können, wenn Sie Ihre Blumen und Ponnys und all' Ihr Spielwerk verlieren sollten. Ich glaube indessen nicht daran."

„Du hast Recht," fiel Chlotilde traurig ein, „was liegt daran, wenn ich diesen Tand einbüße? Aber ich bin ein schüchternes Ding: was wird aus mir werden, wenn man den Vater wegführen würde?"

„Was liegt daran?" sprach Klara ernsthaft. „Bin ich nicht auch elternlos?"

„Mädchen!" rief Chlotilde aus und zog ihre Hand schnell zurück.

„Vergeben Sie mir, Fräulein," versetzte Klara voll Verlegenheit, „ich habe thöricht geredet. Ich bin recht einfältig gewesen. Aber ich denke so: Sie sind ein frommes gutes Kind — Gott wird Sie nicht verlassen. Wenn Ihre Familie auch augenblicklichen Schaden nimmt, es wird ihr das Verlorene reichlich ersetzt werden, wenn bessere Zeiten kommen. Und sie müssen kommen, so wahr ein Gott lebt. Was erzählten Sie mir einst von Einem Ihrer Ahnen? Hat Ihre Familie zur Zeit der Hugenotten aus Liebe zum katholischen Glauben nicht Alles verloren? Und hat sie nicht Alles um so reichlicher erhalten, als die Feinde der Kirche besiegt zu den Füßen des Königs lagen? Und ging sie nicht mit Ruhm und Ehre geschmückt aus jenem Kampfe hervor? Was damals geschah, wird wieder eintreffen. Das ist mein Glaube."

„Vortrefflich!“ rief Chlotilde aus, „du beschämst mich wahrhaft!“

„Je nun, so seien Sie klug,“ setzte Klara lächelnd hinzu. „Wenn sich die Zeiten ändern, so wollen wir Gott danken. Bleiben sie schlimm, nun so wollen wir einen Vortheil daraus ziehen für die Ewigkeit.“

„Das ist Alles wohl wahr,“ fiel Chlotilde ein, „gern würde ich Alles ertragen, wenn nur meinem alten Vater kein Leid widerführe. Wenn ich wüßte, daß mein guter Vater — mein geliebter Schutzgeist in diesem traurigen Leben! — mißhandelt würde, so brächte mich das unter die Erde.“

„O mein Fräulein!“ sprach Laura mit Gleichmuth, „Sie sind eine junge christliche Seele; eine solch' kräftige Blume, welche im lebendigen Glauben Wurzel geschlagen hat, geht nicht so bald zu Grunde. Da müssen heftige Gewitter kommen; dämonische Stürme müssen an ihrem Stamme rütteln, ehe sie wankt. Sie können Vieles ertragen; denn Sie haben ein christliches Herz. Und Ihr Vater wird siegreich aus dem Kampfe hervorgehen. Er ist ein edler Mann. Gott muß seine Kinder prüfen. Er wird ihre Treue erproben. Wer aushält in der Probe — — —.“

Chlotilde ließ das einfache Mädchen nicht ausreden. „Schwester,“ seufzte sie laut und warf sich dem Mädchen an's Herz. Sie weinte Thänen der innigsten Rührung, die niederfielen auf den zitternden Busen ihrer geliebten Jugendfreundin. Aber auch Klara's Herz schlug heftig. Sie hielt Chlotilde sprachlos umfangen.

„Das ist allerdings ein stattliches Herrenhaus,“ fuhr Klara noch eine Weile fort, indem sie auf das Schloß hinwies und die hohen Fenster mit den Blumentöpfen betrachtete, welche von der hellen Morgensonne beschienen wurden, „und es würde mich bitter schmerzen, wenn es Einem unserer Wütheriche, wie Bürger Durand ist, anheimfallen würde. Der würde gleich anfangen, die Bilder der Ahnen aus dem Saale hinauszuwerfen, das Kirchlein und den Altar zu entweihen, und die Standbilder der lieben Heiligen in Stücke zu schlagen. Das würde eine Wirthschaft abgeben — — —.“

„O schweig', schwatzhaftes Ding!“ rief Chlotilde aus,

„oder mein zitterndes Herz springt mir entzwei. Mein Vater sollte jemals sehen, daß sein Erbe verschleudert würde, oder daß es einer jener Wütheriche an sich zöge, welche unser schönes unglückliches Vaterland verwüsten? Er sollte sehen, wie das Grab meiner Mutter von ruchlosen Händen entehrt und verschüttet wird? Er sollte einmal hören müssen, wie all' die Pracht um das Herrenhaus zerfällt: der Teich, die Blumenbeete, die Treibhäuser, die Alleen, die Kaninchen und die Falken? Er sollte erfahren müssen, daß aus seinem Edelgute ein ganz gemeiner Bauernhof geworden? Schweig, mein Mädchen, es wird ihn tödten, von seinem Besitze scheiden zu müssen."

Klara hatte nicht geahnt, daß ihre Worte eine solche Wirkung hervorbringen würden. Sie sah überrascht auf. Allein kaum fand sie dazu Zeit. Chlotilde schlang ihre weißen Arme heftig um den Nacken der Freundin. Sie weinte bitterlich. Der Hetzhund vernahm die lauten Klagen. Er sprang herzu und leckte die Thränen ab, welche auf der Hand seiner guten Herrin im hellen Strahle der Sonne leuchteten. Dann legte sich das getreue Thier zu ihren Füßen, und begann heftig zu winseln. Die Locken hatten sich von Chlotildens Haupt losgemacht und hingen herab über die edle Stirne. Klara küßte sie zärtlich und mit ihren weichen Händen strich sie dieselben über die Schultern zurück. Chlotilde schlug die Augen auf. Sie wollte lächeln, aber es gelang ihr schlecht.

„Muß ich Ihnen helfen?" fragte Klara herzlich, und legte die herabwallenden Locken in Ordnung. „Wer wollte aber auch so ängstlich sein, mein Fräulein! Wenn ich gewußt hätte, daß Sie meine Worte so hoch nehmen würden, so hätte ich lieber ganz geschwiegen. Sie werden Ihrem Vater wenig Trost bringen, wenn Sie jetzt schon so wenig Standhaftigkeit beweisen."

„Ich muß gehen," sagte Chlotilde, wohl ein wenig aufgeregt über Klara's ausgesprochene Mahnung. „Klara, du hast mich schwach gesehen, schweig' davon!"

Chlotilde ergriff die Hand des Mädchens und wollte aus der Laube treten. In diesem Augenblicke stürzte ein Reiter den Weg durch die Allee und nahm seinen Weg

nach dem Herrenhaus. Chlotilde erkannte ihn bald. Sie ward blaß und roth zugleich.

„Es ist Edmund von Gerand!“ rief sie erschrocken aus, „nein, er darf mich in dieser düsteren Stimmung nicht sehen. Schnell zurück in die Laube.“

Chlotilde flog in die Laube zurück und zog Klara mit sich.

„Geschwind hole mir frisches Wasser!“ befahl sie schnell, „ich muß die vielfältigen Spuren der Thränen wegwaschen.“

„Und Ihre Augen, gnädiges Fräulein, dürfen wahrlich nicht roth sein vom Weinen, wenn er Sie mit einem Kusse beglückt,“ setzte Klara scherzend hinzu. „Tausend und alle Welt, das müßte ihm übel gefallen.“

„Du bist doch stets das läppische Kind,“ schalt Chlotilde, „wann wirst du klug werden?“

Chlotilde hatte ihre Locken geordnet und ihr Gesicht gewaschen. Jetzt war sie wieder jene reizende Jungfrau, deren Anblick zur Wonne und Begeisterung hinriß — ein Mädchen, wie wenige ihres Geschlechtes.

„Bin ich fertig?“ fragte sie rasch und wandte sich an Klara. „Gefall' ich dir?“

„Vortrefflich,“ sagte Klara mit Offenheit, „Edmund von Gerand wird sich freuen, Sie so frisch zu sehen, wie eine liebliche Maienblume.“

„So leb' wohl, Klara,“ sprach Chlotilde zum Abschied. „Grüße mir deine vielliebe Schwester. Sie solle den guten Jan nicht vergessen.“

„Dank, gnädiges Fräulein!“ antwortete Klara, und verschwand schnell im Gebüsche.

Neuntes Capitel.

Vorkehrungen.

„Aber wie lange hast du uns auf deinen Besuch warten lassen?“ sagte Chlotilde, als sie in das Zimmer hüpfte, um Edmund von Gerand zu grüßen. „Ich hätte guten Grund, auf dich recht böse zu sein.“

„Geduld, mein Kind!" gab Edmund zur Antwort, „man kann in unserer Zeit nicht immer abkommen. Da giebt es so viel zu sorgen, so viel zu thun, daß man fast den Kopf verliert."

„Hab' Geduld, mit dem Mädchen," versetzte der Graf scherzend, „die Wünsche der Liebe sprechen zu deutlich aus seinen Worten. Es ist recht kindisch — das Mädchen, wenn es nicht alle Woche zwei Briefe erhält, so wird es meiner Treu' fast — — — nun, Chlotilde, ich will's zu deiner Schonung nicht sagen."

Und der Graf schlug ein lautes Gelächter auf. Chlotilde aber ward feuerroth im ganzen Gesichte.

„Ach, Vater! aber deine neckischen Scherze!" bat Chlotilde mit bebender Stimme, „ich bitte dich doch herzlich, spare solche Witze!"

„So ist das Ding," versetzte der Graf noch launiger, „gleich ist es verletzt."

„So sind die Mädchen," sprach Edmund gleichgültig, „Chlotilde wird keine Ausnahme machen. Was meinst du, mein Liebling?"

Chlotilde aber gab keine Antwort. Sie blickte den guten Vater freundlich an, Edmund aber gab sie einen leichten Schlag auf die Wange. Dabei aber war sie ohne alle Arglist: sie war ja die Geradheit und Anspruchslosigkeit selbst.

„Chlotilde, vergiß nicht Wein und Erfrischungen herzurichten," sprach der Graf, sanft befehlend, nachdem man die ersten Grüße gewechselt und die gebräuchlichen Erkundigungen über Familienverhältnisse eingezogen hatte. „Edmund ist weit geritten, er wird einen guten Trunk nicht verschmähen."

„Ja, und die frische Nachtluft und der kühle Morgenwind zehren doppelt," setzte Edmund bei und lächelte freundlich.

Chlotilde entfernte sich schnell. Bald brachte sie einige Flaschen Wein. Ein Diener stellte Brod und Butter auf. Chlotilde machte sich's zur Ehre, ihren Verlobten selbst zu bedienen. Dann ging sie in die Küche, um die nöthigen Anordnungen zu treffen.

„Deine Ankunft, mein junger Freund!" begann der

Graf, als sich Chlotilde entfernt hatte, „hat heute einen besondern Grund? Nicht wahr?“

„Warum diese seltsame Frage, Graf?“ fragte Edmund nicht ohne Beklemmung. „Liegt in meiner Ankunft denn etwas Auffallendes?“

„Sie ist so unerwartet,“ antwortete der Graf unumwunden, „mein Edmund ist noch nie zu dieser Tageszeit und nie so aufgeregt angekommen. Gestehe es nur mit aller Offenheit. Bringst Du schlimme Nachrichten?“

„Da Sie es wissen wollen,“ sprach Edmund und fuhr mit der Hand über die Stirne, um seine Verlegenheit zu verbergen, „so muß ich Ihnen gestehen, daß sie sehr trübe lauten.“

„Das ist schlimm,“ versetzte der Graf mit Ernst, „sprich Dich offen aus, Edmund!“

„Unsere Unterdrücker haben den verschärften Befehl erlassen,“ gab Edmund zur Antwort, „den Adel auszurotten und die allgemeine Gleichheit einzuführen. Man wird uns noch einmal mit einem Eide quälen, und wenn wir nicht schwören, so sollen wir auf dem Schaffot sterben und unsere Güter sollen eingezogen und zu Gunsten des Staatsschatzes verkauft werden.“

„Ist's nur das?“ fragte der Graf, ohne jedoch seine Aufregung ganz bemeistern zu können, „dann soll es uns wahrlich noch nicht bange sein.“

„Durand ist für unsern Bezirk zum Vollstrecker dieses Befehles ernannt,“ fuhr Edmund fort, „bereits bilden sich unter seinen Augen Banden ruchlosen Gesindels, welche hintendrein brandschatzen wollen, wenn die Patrioten den Raub getheilt haben. Auf dem Wege hieher habe ich solche Rotten gesehen, und nur mit der größten Vorsicht konnte ich ihren Nachstellungen entgehen. Gestern zeigte sich ein lichter heller Haufe, mit Flinten wohl bewaffnet, vor meinem Edelsitze. Ich ließ bei seinem Anzuge alle Thore schließen und die meisten Eingänge verrammeln. Dadurch vereitelte ich seine Absicht und er zog unverrichteter Dinge zurück nach Marvejols. Die Stadt selbst wimmelt voll Unzufriedener; sie haben es zunächst auf unsere Güter abgesehen. Ich habe diese Nachrichten von zuverlässigen Leuten, welche

uns troß der allgemeinen Gleichheit und Brüderlichkeit wohlwollen."

Der Graf blickte verstimmt zu Boden und ließ sein Haupt auf die Brust sinken, um sie mit seiner mächtigen Rechten zu stützen. Er versank in ein tiefes düsteres Nachdenken.

„So ist also die Herrschaft der Willkühr noch nicht ihrem Ende nahe," begann er mit Bitterkeit zu reden. „Noch wird die wahre Freiheit nicht zurückkehren in die Fluren unseres unglücklichen Vaterlandes. Noch wird kein Gesetz und kein Recht gelten in dem Lande, das zu der schönsten und erhabensten Wirksamkeit berufen ist. Warum verhülle ich nicht mein Angesicht beim Anblick der zahllosen unmenschlichen Frevel, welche täglich verübt werden? Warum vergönnt es mir der Himmel nicht, mein alterndes graues Haupt zur Ruhe zu legen? Welche Gräuel werden wir noch erleben! Sollen die Priester des Volkes noch lange geächtet sein? Und wann werden die Altäre wieder in dir erbaut, mein Vaterland? Wann lächelt dir die Freiheit wieder, und wann werden sie wieder heimkehren, die in der Fremde ein elend Dasein fristen? Wann wird man euch wieder sehen, ihr Edlen, die ihr gebannt seid in den düstern Felsenthälern der Gebirge? Was soll ich sagen, mein junger Freund, wann werden wir unsere vertriebenen Väter und unsere verstoßenen Söhne wieder umarmen?"

„Mein Graf!" seufzte Edmund, „welche Sprache! Sie dringt mir tief in's Herz; denn auch ich beklage einen lieben Vater, und die Schrecken der Empörung haben meiner zärtlichen Mutter das Leben geraubt. Aber was nützen alle Klagen? Denken wir an die Zukunft! Wir müssen Vorsichtsmaßregeln treffen gegen die Gräuel der Verwüstung. Was wollen wir thun?"

„Nichts, mein Freund!" sprach der Graf gelassen. „Es lebt ein Gott — er wird uns beschützen."

„Wenn wir für uns Sorge tragen," sagte Edmund mit Entschiedenheit, „wenn wir die Hände nicht zaghaft in den Schooß legen. Alles steht auf dem Spiele. Benützen wir diese wenigen Augenblicke, die uns vielleicht noch übrig sein werden, um unsere Kostbarkeiten zu verbergen und darauf zu denken, daß getreue Hände über

sie wachen. Die übrige kurze Zeit wollen wir zur Rettung unseres Lebens verwenden. Mein Gott, wir haben nur ein Leben! Diese Sorgfalt sind wir uns selbst schuldig."

„Du sprichst wie ein junger Mann, Edmund!" versetzte der Graf mit finsterer Miene. „Ich werde mein Schloß nicht verlassen. Ich bin in diesen Mauern alt und grau geworden. Wollen unsere Wütheriche meine mürben Knochen haben, so sollen sie kommen. Ich zittere nicht vor dem Tode."

„Dann hab' ich hier Nichts mehr zu schaffen," gab Edmund zur Antwort und blickte mit Wehmuth zum Grafen hinauf.

Edmund stand auf und ging nach der Thüre. Er hatte das Gemach verlassen und schritt durch die gewölbten Kreuzgänge des Herrenhauses. Schon war er am Thore und sah sich noch einmal um. Da erblickte er Jan, der mit dem Hetzhunde im Garten war.

„Jan," rief er aus, „wo ist Chlotilde?"

„O mein Herr!" rief Jan aus, „Sie sind hier?"

Und der ehrliche Diener sprang auf Edmund zu und küßte ihm die Hand.

„Wo ist Chlotilde?" fragte Edmund rasch, „rufe sie: ich muß sie allein sprechen. Sage ihr, ich nehme keine Ausrede an."

Jan eilte davon; bald kam er wieder.

„Chlotilde erwartet Sie in der Laube," sprach er voll Heiterkeit, „Sie dürfen gleich kommen."

Edmund verdoppelte seine Schritte. Er stand vor der Laube.

„Zum ersten Male, Edmund! gewähre ich dir, mich allein zu sprechen, seit wir uns kennen," fing Chlotilde an. „Die Umstände mögen diese Ausnahme entschuldigen."

„Wie freue ich mich," rief Edmund aus, „das gewährt mir dein gutes Herz!"

„Ich weiß, du bringst uns schlimme Nachrichten," fuhr Chlotilde fort, „ich habe vielleicht gegen deinen Willen deine Botschaft vernommen. Ich war im Nebengemach beschäftigt und die Thüre war nur angelehnt. O wie viele Thränen habe ich die letzten Tage geweint!

Und nun sehe ich ein, daß jetzt das Unglück erst beginnt. Sprich, was ist dein Verlangen!“

„Bewege deinen Vater zur Flucht,“ sprach Edmund, „es will mir nicht gelingen, seinen Eigensinn zu brechen. O warum will er die einfachsten Mittel zu seiner Rettung nicht begreifen! Er ist des Todes, wenn er das Schloß nicht verläßt. Ich brauche weiter Nichts zu sagen. Bitte und beschwöre deinen Vater! Ich müßte verzweifeln, wenn ihm ein Leid widerfahren würde.“

„O, das ist ein Rath der Verzweiflung,“ sprach Chlotilde mit zitternder Stimme. „Giebt es denn gar keinen Ausweg?“

„Ich weiß kein anderes Mittel,“ versetzte Edmund und blickte auf die Erde.

„Es ist traurig, aber es muß sein,“ fügte er hinzu und stützte sein Haupt auf seine rechte Hand.

„Ach, was soll ich anfangen?“ klagte Chlotilde in ihrer Verzweiflung, als sie einsah, daß ihre letzte Hoffnung zu schwinden und der Boden unter ihren Füßen zu wanken begann. „Ich bin unglücklich; muß denn mein Vater für immer dieses schöne Haus verlassen?“

„Nicht für immer, mein Engel!“ fiel Edmund mit sanfter Stimme ein, „für ein Jahr — für zwei, drei Jahre — — — vielleicht für einige Monate. Er wird's nicht merken. Er wird mit uns in Verbindung bleiben. Wir werden stets von ihm wissen. Ich habe mir schon meinen Plan gemacht.“

„Darf ich ihn hören?“ rief Chlotilde mit gehobener Stimme aus.

„Du sollst ihn wissen,“ sprach Edmund feierlich, „kennst du die Ruinen des Klosters der Klarissinnen im Gebirge?“

„Ich kenne sie,“ versetzte Chlotilde, „sie sind tief im Walde versteckt und man wird sie nicht leicht finden. Haben ja die Soldaten der Revolutionsarmee sie nur wie durch einen Zufall finden können!“

„Sieh, mein Kind,“ fuhr Edmund fort, „dorthin wollen wir deinen alten Vater bringen. Ich kenne die Ruinen sehr gut. Es sind viele geheime Gänge und unterirdische Gewölbe da, in denen sich zur Noth schon leben läßt. Niemand wird ahnen, daß in dem Schutt-

hausen — Dank unsern Tyrannen! — ein Menschenleben versteckt sei und auf Erlösung harret. Dein Vater steht sodann mit den Geächteten in den Sevennen in Verbindung. Allnächtlich kommt dahin ein Bruder, um die Speisen zu holen, welche brave Männer, die um die Verhältnisse wissen, dort unterbringen. Ich werde deinen Vater oft besuchen und auch dich wird er sehen, wenn er es wünscht. Wie gefällt dir dieser Plan?"

„Gut, recht gut!" fiel Chlotilde ein, „er bietet die nöthige Sicherheit."

„Es kann kein besseres Asyl geben," sprach Edmund und blickte auf Chlotilde, in deren Augen eine Thräne schwamm.

„Was ist dir, mein Kind?" fragte Edmund voll Theilnahme und rückte näher zu Chlotilde.

„O Edmund, du kennst meinen Vater nicht," rief Chlotilde voll Schmerz aus. „Ich sage dir, mein Vater wird das Herrenhaus nicht verlassen."

„Er wird es thun, wenn du ihn zärtlich bittest," fügte Edmund hinzu, „hat er dir je eine Bitte abgeschlagen? Du mußt in ihn dringen, und wenn es nöthig ist, mit aufgehobenen Händen bitten, daß er — — —."

„Mein Vater wird das Herrenhaus nicht verlassen, Edmund!" gab Chlotilde nochmals zur Antwort. „Noch gestern hat er's dem Prior, meinem Onkel, gesagt, daß er sein Haus bis auf den letzten Stein vertheidigen wolle. Der Prior suchte es ihm auszureden und ihn auf die Flucht vorzubereiten: er wies jeden derartigen Gedanken von sich. Und als ich mit dem Onkel mehr in ihn drang, blieb er hartnäckig und ließ uns am Ende allein."

„Gott beschütze ihn!" sprach Edmund bitter, „er wird nun bald den Verstand vollends verlieren. Kindereien! Was nützt es ihn, an seinem Gedanken von der Unbezwingbarkeit des Adels festzuhalten? Hat der Trotz des Adels der Menge gegenüber Etwas gefruchtet? Komm, mein Liebling, wir müssen ihn gemeinschaftlich bitten, bis sein Starrsinn bricht. Wenn er einmal aus dem Schlosse ist, so wollen wir erst an unsere Rettung denken. Komm gleich! Wir haben wenig Zeit zu verlieren. Er wird uns unsere Bitte nicht abschlagen!"

„Ich kann es nicht über's Herz bringen, ihn zu verlassen," rief Chlotilde mit schmerzlichem Nachdrucke aus. „Er ist zu arglos und zu kühn."

„Auf, komm, es thut Noth!" sprach Edmund und wollte Chlotildens Arm ergreifen.

Allein sie war ihm zuvorgekommen. Sie war schon aus der Laube und hing sich zärtlich an Edmund's Arm. Edmund hatte Mühe, dem Mädchen zu folgen. Wie ein Windspiel hüpfte Chlotilde über den sandigen Boden hin. Schon standen die Beiden am Eingange des Rittersaals. Da hörten sie den Grafen mit sich selber sprechen.

„Wir sind am Ziele," sagte Edmund, „hier ist dein Vater!"

„Gott sei uns gnädig, sprach Chlotilde gerührt, und mit ängstlicher Stimme, „gieb mir die rechten Worte in den Mund, das Herz meines Vaters zu bewegen."

Und mit diesen Worten traten beide in den Rittersaal.

Da stand nun der Graf vor den Bildern der Ahnen, die zu allen Seiten an den Wänden hingen und deren Namen und Alter bis in die ältesten Zeiten der französischen Kriege hinaufreichten. Sie blickten ernst herab auf den alternden Mann, dessen kräftige Gestalt seit einigen Jahren sich bedeutend geändert hatte. Man sah es ihm an, daß der Sturm der Zeit an seinem Leben rüttelte. Noch war seine Gestalt aufrecht; noch blitzte sein Auge kühn unter den schattigen Brauen; noch waren seine Wangen voll; aber eine leichte Bläſſe hatte sich auf dieselben gelegt und die Hand fing an zu zittern — jene Hand, welche einst manchen Edlen vom Pferde geworfen und das wuchtige Schwert mit Riesenkraft geschwungen hatte. Er ging von einem Bilde zum andern und betrachtete es mit jener Schwermuth, die ihm seit einigen Monden eigen war. Als er beim letzten Ritterbilde angelangt war, blieb er stehen und der feste Mann, den fast Nichts auf der Welt zu beugen vermochte, ließ eine Thräne aus dem Auge fallen, die auf seinen Bart hernieder tröpfelte.

„Sie mögen kommen, die Wütheriche!" sprach er laut und blickte nach Oben, „ja sie sollen kommen. Wir

werden sie empfangen. Ich und Jan allein werden sie bezwingen. Ich kenne die Schurken: allein ich kenne auch mich und meinen Jan. Großer Gott, muß es so weit kommen! Und wenn euch mein Auge nicht mehr sieht, ihr stillen Zeugen von der Größe dieses Hauses, so sollen doch meine Feinde zu meinem Ruhme sagen: er war ein Mann und wankte nicht."

Edmund war mit Chlotilde in die Nähe des Grafen gekommen. Sie hielten den Athem an, um ihn in seiner Betrachtung nicht zu stören; denn das leiseste Geräusch wirkte in solchen Augenblicken auf die Gesinnung des Grafen ein. Da kehrte sich der Graf um, um den Saal zu verlassen. Er sah Edmund, wie er Chlotilde am Arme führte.

„Ah, sieh die Glücklichen!" rief der Graf aus und zwang sich zu lächeln, „ihr schreitet ja einher, als ginge es zum Traualtar?"

„Ja, glücklich sind wir, wenn du uns zu sprechen und zu wünschen erlaubst, mein lieber Vater!" sprach Chlotilde im Tone der größten Zärtlichkeit, „glücklicher noch, wenn du uns mit deiner Einwilligung erfreuest."

„Sprich, mein Kind!" sagte der Graf gelassen, „ist dein Wunsch billig und gerecht, so sei er gewährt. Du solltest mich kennen, Chlotilde!"

„Welch' himmlische Lust, mein Vater, dich so reden zu hören!" rief Chlotilde aus und schlang ihre Arme um den Hals des Grafen.

„Deine Bitte, mein Kind!" befahl der Graf mit sanfter Stimme, als Chlotilde immer noch zauderte.

„Fliehe aus dem Schlosse, wenn dein und mein Leben dir lieb sind," antwortete Chlotilde mit bebender Stimme. „O Vater, wenn du mir diese Bitte versagst — — —."

„Folgen Sie dem Rath Ihres Kindes, mein edler Graf!" bat auch Edmund, „es giebt kein anderes Mittel."

„Kinder, ihr treibt mich zur Verzweiflung," rief der Graf aus. „Ich kann nicht, es ist gegen meine Natur."

„Bringen Sie ein Opfer," sprach Edmund gefaßt, „begleiten Sie uns wenigstens heute noch zu den Ruinen des Klosters."

„Zu welchen Ruinen?" fragte der Graf schnell und seine Stirne verfinsterte sich. „Ach, ihr Kinder wollt mich fangen?"

Da stürzte Chlotilde nieder zu den Füßen des Vaters und weinte bitterlich. Eine Zähre traf die andere. Und unter Thränen der Liebe beschwor sie den Vater, doch seines Lebens zu schonen. Edmund warf sich neben Chlotilde auf den eingelegten Fußboden und hielt ihre Hand umfangen. Auch ihm waren die Thränen nahe. Der Graf sah sein einziges Kind weinen. Das schnitt ihm durch das Herz. Er konnte diesen Anblick nicht ertragen. Er zog sein Kind an sein Herz und küßte es mit großer Zärtlichkeit.

„Steh' auf, Chlotilde, ich kann diesen Anblick nicht ertragen!" rief er mit Rührung aus, „und auch du Edmund, erhebe dich; ich kann dich nicht in dieser Stellung sehen."

„Vater, unsere Bitte!" sprachen Edmund und Chlotilde zugleich und ergriffen die Hände des Grafen.

„Wer könnte euch widerstehen?" rief er innig aus, „die Bitte sei gewährt. O du barmherziger Himmel, führe mich unversehrt durch die Leiden und Drangsale dieses Erdenlebens!"

„Amen!" schloßen die Verlobten. „Der Herr wird uns führen!"

Zehntes Capitel.

Die Flucht.

Als Edmund mit Chlotilde den Saal verlassen hatte, rief der Graf den ehrlichen Jan. Jan erschien sogleich und harrte auf die Befehle seines Herrn. Er sah es in den Geberden, daß etwas Außerordentliches geschehen werde; deßhalb blickte er voll Theilnahme auf seinen Herrn.

„Wie viel sind Leute im Schlosse, Jan?" fragte der Graf mit Entschiedenheit.

„Zwanzig Personen, Herr!" antwortete Jan eben so entschieden, „fünfzehn Männer und fünf Weiber, Herr!"

„Gut, Jan!" sprach der Graf wieder, „sind sie zuverlässig? Ich meine: stehen sie fest, wenn das Schloß von herumziehenden Banden sollte angegriffen werden?"

„Ehrlich und treu, Herr!" versetzte Jan, „es wird Keiner weichen."

„Das klingt noch besser," sagte der Graf und trat an's Fenster.

Er öffnete es und blickte hinaus und musterte die Umgebung des Schlosses.

„Die Wälle sind gut, und von jenem Hügel aus kann man die Gegend bestreichen. Die Kanonen sind vorzüglich, Pulver ist genug im Hause — und Jan ist ein guter Schütze," sprach der Graf zu sich selbst, „man kann das Gesindel lange aufhalten. Die Thore sind fest und die Lebensmittel reichen länger als ein Jahr. Man kann Etwas beginnen."

Der Graf schloß das Fenster zu und hustete wider Willen. Er trat zu Jan und blickte dem ehrlichen Diener fest in's Gesicht.

„Jan, ich habe Etwas vor!" begann er zu reden. „Wie ich weiß, soll das Schloß von plündernden Haufen heimgesucht werden. Das können wir nicht dulden. Hast du Muth?"

„Mein Herr, wie können Sie so Etwas fragen?" rief Jan lebhaft aus, „mein Leben gehört Ihnen und Ihrem Hause."

„Brav, mein lieber Jan!" versetzte der Graf, „ich mache dich zum Schloßhauptmann. Ich werde einige Tage abwesend sein. Spiele deine Rolle gut! Alles steht während meiner Abwesenheit unter deinem unmittelbarem Oberbefehle. Das sage dem Gesinde. Alle sollen sich wacker halten. Es gilt unser Gut und Leben. Hast du mich verstanden? Und nun höre weiter! Du mußt der Wohlthäter der Armen sein. Sie sollen es haben wie immer. Beschütze sie! — Du sollst aber die Verbannten in den Sevennen nicht vergessen. Anton tritt an deine Stelle. Versorge sie gut! Anton ist so treu, wie ein Sohn es nur gegen den Vater sein kann. Wenn ich zurückkomme, will ich eure Dienste reichlich lohnen! Auf dich vor Allem setze ich meine ganze Hoff-

nung. Und nun sage Anton, er möge sich bereit halten auf heut' Abend, mit mir einen Ritt zu machen."

Der Diener entfernte sich. Alsbald trat Edmund ein, um die nöthigen Anweisungen zur Reise zu erhalten. Er wunderte sich, den Grafen so entschlossen zu finden. Diese Wahrnehmung freute ihn nicht wenig.

„Er ist im Grunde doch anders, als man ihn beurtheilt," sagte er leise vor sich hin.

Bald darauf kam auch Chlotilde und fragte, was auf die Reise mitgenommen werden sollte.

„Ich überlasse Alles deinem wirthschaftlichen Sinne," sprach der Graf mit Ruhe, „du weißt am besten, was man auf Reisen braucht, von denen man vielleicht nicht mehr zurückkommt."

„Ich will Alles besorgen," rief Chlotilde aus. „Es soll dir an Nichts fehlen, mein lieber Vater!"

Und Chlotilde schlüpfte gewandt zur Thüre hinaus.

„Das wird ein lustiger Ritt, Edmund!" sagte der Graf, „wir wollen reiten, daß die Funken sprühen!"

„Das ist ein ritterlicher Entschluß, mein Graf!" erwiederte Edmund, „ich will Ihnen an Gewandtheit wenigstens nicht nachstehen. Auch Chlotilde wird uns Nichts zu schaffen machen. Sie ist gewandt in allen Vorkommnissen der edlen Reitkunst."

Edmund suchte den Grafen auf alle mögliche Weise zu zerstreuen. Er ging mit ihm in den Garten. Jan mußte stets bei ihm sein, um ihm Befehle verschiedener Art bei Gelegenheit geben zu können. Der gute Bursche spielte seine Rolle über alle Erwartung gut.

„Gieb mir auf die Fische Acht," sagte der Graf, als sie am Fischteiche angekommen waren. „Füttere vor Allem die Karpfen gut. Du weißt, im nächsten Herbste wird Chlotildens Hochzeit gefeiert und da will ich nicht zu Schanden stehen."

„Keine Sorge, Herr," gab Jan gutmüthig zur Antwort. „Ich will sie reichlich bedienen. Sie sollen anschwellen vom Fette; das kann ich wohl versichern."

„Hüte das Wild im Park gut," fiel der Graf ein, „ich halte viel auf ein gutes Wildprett."

„Soll geschehen," sprach der Diener, „aber unsere

Patrioten haben auch gute Flinten und runde Kugeln wie wir!"

„Die Pest über sie!" sprach der Graf, ein wenig ungehalten über den Witz des ehrlichen Jan, der an nichts Böses dachte.

Sie kamen zu den Stallungen. Da sprangen die muntern Ponnys herzu und liebkoseten den Grafen.

„Vergiß mir ja die lieben Thierlein nicht," sagte der Graf bewegt, „du weißt, Chlotilde hält große Stücke auf sie und besonders auf Pepin."

„Fürchten Sie Nichts, mein Herr!" gab Jan zur Antwort. „Es wird Alles in der alten Ordnung bleiben."

Unter solchen Gesprächen und Anweisungen kamen sie in das Schloß zurück. Die Sonne neigte sich gegen Westen. Als sie in das Schloß eingetreten, stürzte ihnen Chlotilde im Reisekleide entgegen. Ihre Wangen waren von einer leichten Röthe umfangen. Sie eilte auf den Vater zu und schloß ihn in ihre Arme.

„Seht da, das närrische Kind!" sagte der Graf lächelnd, „es hat seine Thränen gut getrocknet und sieht aus wie ein Mädchen, das sich still im Sonntagsstaate freue. Man sollte glauben, es ginge zum Reigen und nicht zum Scheiden."

„Ich habe seit drei Tagen genug geweint, Vater!" rief Chlotilde aus. „Nun will ich mich freuen. Es geht ja hinaus in die weite Welt, und draußen ist es ja so schön."

„So muß man die Welt ansehen," gab Edmund zur Antwort. „Stets muß man sie von ihrer heiteren Seite betrachten."

Aber im Grunde waren solche Scherzworte doch nicht so ernstlich gemeint; denn es suchte ein Jedes eine freundliche Miene anzunehmen und so heiter als möglich zu scheinen, um dem Grafen das Scheiden leicht zu machen. Der Graf war indessen gefaßter, als Edmund vermuthet hatte.

„Man muß auch wieder ein Stück Welt, ein anderes Menschengewühl sehen," sagte der Graf in ruhiger Stimmung, „es kann nicht immer gleich bleiben hier auf dem Erdklumpen."

Dann wandte sich Edmund an Chlotilde, ergriff sie

sanft am Arme und lief mit ihr mehrere Schritte vorwärts, während sich der Graf lebhaft mit Jan unterhielt und ihm Befehle ertheilte, die er nicht vergessen sollte.

„Und wie gefällt dir unsere Abreise; denn Flucht will ich sie in deiner Gegenwart nicht nennen, obgleich es so Etwas ist?" fragte Edmund innig. „Es beruhigt mich unendlich, dich so entschlossen und ermuthigt zu sehen. Eine innere Stimme sagt mir, daß nicht umsonst das Blut deiner Ahnen in deinen Adern fließt — es ist das Blut, das dir Muth gibt auch den schwersten Versuchungen zu widerstehen."

„Sieh hieher, Edmund!" sprach Chlotilde, indem sie ihm das Medaillon zeigte, das sie von dem Prior erhalten hatte und das sie seither am Halse trug. „Das soll mein Schirm sein — nicht das Bild, mein Freund, sondern Maria und Jesus. Ich weiß wohl, daß ich das Schloß auf einige Zeit verlassen muß: ich muß dieses Opfer meinem Vater bringen. Ohne mich würde er sich nicht entfernen. Diese Ueberzeugung steht in mir fest. Ich habe gegen meine natürliche Schwäche gekämpft und ich bin in dieser Entschlossenheit kräftig genug, mich von dem Wohnsitz meines lieben Vaters zu trennen — ja, im Falle der Noth ohne Thränen, nur damit das Gemüth des Vaters nicht getrübt wird. Für mich könnte ich weinen, so viel ich wollte, allein dem Vater zu lieb will ich jeden Schmerz vergessen."

„Du bist sehr verändert, Chlotilde!" versetzte Edmund, „ich hätte wahrlich eine solche Thatkraft und eine solche Fassung nicht bei dir gesucht. Nur Wenige deines Geschlechtes — — —."

„Still, Edmund, der Vater kommt," sprach Chlotilde schnell, „er soll uns nicht traurig finden."

Der ruhige zuversichtliche Ton, mit welchem Chlotilde sprach, erregte in dem Herzen Edmund's ein sehr beruhigendes Gefühl und er sah ein, daß sie im Grunde genommen über jede kindische Furcht erhaben sei. Es freute ihn ungemein, seine Braut von dieser Seite kennen gelernt zu haben. Er war bisher immer der Meinung gewesen, als ob eine heimliche Besorgniß auf ihren Geist durch die Länge der Zeit störend wirken werde, und daß der Kummer wie ein Alp auf ihrer

schuldlosen Seele lasten würde. Aber er sah mit eigenen Augen, daß sie sich so charakterfest benahm, daß in ihm alle Zweifel schwanden. Auch dem Grafen entging diese Veränderung in der Seele des Mädchens nicht.

„Chlotilde" sagte er lächelnd, „jetzt erst bist du zum vollkommenen Weibe gereift."

„Das weder Furcht kennt, noch Zaghaftigkeit," fügte Edmund hinzu. „An deiner Hand irre ich durch die Welt. Dein Muth wird meine Kraft stählen und am Ende werden wir jubeln, nicht unsere Feinde."

Und so war es auch in der That. Nicht leicht werden sich Menschen so schnell geändert haben als wie Chlotilde beim Anblicke der gemeinschaftlichen Gefahr, welche dem Vater, dem Verlobten und ihr selbst drohte. In drei Tagen war ein ganz neuer Geist über sie gekommen. Wohl zeigte sie in ihrer Jugend, so lange sie noch ein zartes Kind war, außergewöhnliche Proben eines festen unwandelbaren Willens; aber was damals als schwacher Keim vorhanden war, das hatte sich jetzt zur völlig ausgebildeten Frucht entwickelt. So können Ereignisse den Menschen schnell verändern und seinem Denken und Handeln eine ganz bestimmte Richtung geben. Chlotilde zeigte nicht die geringste Furcht. Sie trug zwar nicht die hochmüthige Miene des eitlen Selbstvertrauens zur Schau; sie ließ keinen Laut der Entrüstung gegen Jene hören, welche ihrer Umgebung zu schaden suchten: aber in ihrem Herzen lebte eine muthige ruhige Entschlossenheit.

Chlotilde hatte noch selten das Haus verlassen; nur einige Mal war sie auf dem Schlosse ihres Verlobten gewesen; sie wußte also wenig von der Welt und ihren Gebräuchen: und doch besaß sie viele Bildung, Menschen und Verhältnisse augenblicklich und sicher beurtheilen zu können — ein Beweis von der Stärke und Fülle ihres schönen Geistes. Sie war ein sonderbares Mädchen: sie hatte von Jugend auf die stille Natur mehr geliebt als die Bücher ihres Vaters. Oft war sie auf Pepin ausgeritten und kehrte erst spät zurück. Und jetzt sollte sie eine lange Reise antreten. Wohin? — sie wußte es selbst nicht. Sie begriff, es kämen ernstere Tage, als jene Zeiten waren, wo sie mit den Ponnys

spielte und den Forellen im Teiche Brosamen hinwarf: aber sie fühlte sich mit Muth, Kraft und Ueberlegung gewaffnet.

„Brechen wir bald auf?“ fragte Edmund, als Alles in der Ordnung war und die Reisebedürfnisse in einem Koffer lagen.

„Wenn's beliebt,“ gab der Graf gleichgültig zur Antwort.

„Chlotilde!“ rief Edmund, „mache dich bereit — wir brechen auf!“

„Wie der Vater befiehlt,“ gab Chlotilde zur Antwort.

Nun verließen die Flüchtlinge — mit diesem Namen dürfen wir sie schon bezeichnen! — das Gemach. Man umarmte sich schweigend und trat in den Hof hinab. Hier standen die Pferde. Der Koffer lag auf einem Wägelchen, welches Anton besorgen mußte. Als Pepin, flott gesattelt und gebürstet, seine schöne Herrin sah, fing das getreue Thier an laut zu wiehern und stampfte ungeduldig mit den Vorderfüßen. Und der Hetzhund winselte vor Freuden, als er die liebe Herrschaft erblickte. Als er aber von einem Diener an die Kette gelegt wurde, begann er fürchterlich zu heulen. Das edle Thier empfand wohl die lange Trennung von der lieben Herrschaft.

„Zu Pferde!“ befahl der Graf mit schwacher Stimme. „Wir haben einen weiten Ritt, Edmund! Gib mir auf Chlotilde Acht, wenn ich still meinen Gedanken nachhänge!“

„Halloh! gute Reise!“ rief Edmund und schwang sich in den Sattel.

Chlotilde hatte Pepin bestiegen und die Zügel ergriffen. Dann nahm sie Abschied von Jan und reichte ihm die Hand: fast preßte ihr der Schmerz heiße Thränen aus; allein sie wehrte sich tapfer.

„Wenn Laura und Klara kommen,“ sagte sie scherzend zu Jan, um ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben, „so nimm sie freundlich auf, und wenn sie jammern, so sag' ihnen: ich werde sie bald wieder sehen.“

Und nun ging es eilig fort. Anton folgte im Wagen. Viele Diener standen im Hofe und jauchzten zum Ab-

schiede. Ach, sie verstanden den Sinn dieser Scene nicht! Nur Jan wußte, was vorgegangen. Er floh in das Schloß und weinte sich recht aus. Sobald er aber an die freundlichen Abschiedsworte seiner Herrin dachte, heiterte sich sein Gemüth auf.

„Ich will mir Mühe geben," sprach er still zu sich, „Laura wird am Ende doch meine Braut."

Die Diener blieben lange im Hofe stehen, und sobald sie die Reisenden aus dem Dickicht des Parkes oder an lichten Stellen auftauchen sahen, so ließen sie ihre bunten Taschentücher in der kühlen Abendluft wehen, und Chlotilde erwiederte ihre Grüße.

„Gott sei mit uns!" sprach der Graf, als sie den Park hinter sich hatten. „Er soll unsern Aus- und Eingang segnen."

„Amen!" sagten Edmund und Chlotilde und blickten betend zum Himmel.

Schweigend ging die Reise von Statten. Selten ward ein Wort gewechselt. Der Graf war finster in sich gekehrt und hing den traurigsten Gedanken nach. Chlotilde blieb manchmal zurück: der schnelle Gang zu Pferde begann sie zu ermüden. Da kehrte Edmund um und holte sie nach, wobei manches liebe Wort gewechselt wurde.

Die Flüchtlinge waren schon lange geritten, als sie in einen dichten finstern Wald einlenkten. Der Mond ging eben auf und zerstreute die düsteren unfreundlichen Schatten. Er warf riesenhafte Bilder auf den schlechtbestellten Weg. In der Ferne hörte man das Geheul eines Wildes. Ein Kauz ächzte in der Nähe. Ein Vögelein ward in seiner Nachtruhe aufgeschreckt und flog schüchtern von Dannen; und der schwirrende Ton stach seltsam ab gegen die Grabesstille der Nacht. Die Hufschläge der Pferde erdröhnten geisterhaft in dieser melancholischen Stille, und das Rasseln des Wagens verursachte in dem Waldesdunkel eine widerliche Abwechslung. Ein ängstlicher Mensch hätte zu dieser Stunde an diesem einsamen Orte wohl Furcht und Grauen empfinden können.

„Hast du Furcht, Chlotilde?" fragte Edmund öfters und suchte die Wirkung dieser abenteuerlichen Reise beim

hellen Mondschein in dem Gesichte des Fräuleins zu lesen.

„Woher Furcht?“ gab Chlotilde zur Antwort. „Ich kenne keine Furcht.“

„Das ist mehr als brav, mein Engel!“ versetzte Edmund.

„Für dich und den guten Vater fliehe ich durch Wälder der Welt,“ fügte Chlotilde bei.

Und diese Worte waren mit so viel Wärme und Wahrheit gesprochen, daß sich's Edmund nicht versagen konnte, so nahe es möglich war, bei Chlotilden zu reiten und dem Mädchen die Hand zu drücken.

„Chlotilde, mein süßes Leben!“ sprach er leise, „was könnte ich Alles für dich thun!“

Allein Chlotilde antwortete nicht. Sie erwiederte stillschweigend mit dem Druck ihrer Hand und gab Pepin die Sporen, um zum Vater zu kommen. Die Sonne erhob sich im fernen Osten über Wälder und Berge und über die Wellen des Oceans, der keine Ruhe kennt. Die Schatten der Nacht wichen vor dem siegreichen Lichte — und der leichte Morgennebel schwand bei zunehmender Wärme. Allein der Klang der Morgenglocken, welcher von jeher Chlotildens Herz entzückte, ward in dieser Waldeinsamkeit vermißt. Da erblickten die Flüchtlinge in einer tiefen von Felsen und Gewölben bedeckten Schlucht die verhängnißvolle Ruine. Sie waren am Ziele ihrer Reise.

Eilftes Capitel.

Mutter Rachel.

Es war ein stürmischer Abend. Ein nasser Wind strich über die Felder. Die Wolken hingen schwer am Himmel und ein starker Regen war im Anzuge. Man fürchtete Schlossen und Hagelkörner; denn die Bewohner von Marvejols zogen behutsam die Fensterläden ein. Die Nacht war finster und wer noch zu dieser Stunde in einer engen schmutzigen Straße wandelte, lief Gefahr,

an Kopf und Leib beschädigt zu werden. Eine ungewöhnliche Finsterniß bedeckte die Erde, nur von den zuckenden Blitzen vorübergehend erleuchtet, welche von den elektrisch geladenen Wolkenschichten in die Tiefe fuhren und Alles zu zermalmen drohten. Der Donner rollte fürchterlich und der Wind trieb Staubwolken vor sich her, welche die verspäteten Wanderer zu blenden fähig waren. In Marvejols hatte man nicht bald einen so fürchterlichen Abend verlebt.

In dieser Nacht wandelte ein Weib durch die abgelegensten Gassen von Marvejols. Schon fiel der Regen in Strömen hernieder. Der Wind blies heftiger als bisher. Das Weib hatte den Kopf in eine Kapuze gehüllt und trug eine farblose fadenscheinige Kleidung. Am Arme hing ein Körbchen und das Weib lief so schnell, als ob es wichtige Angelegenheiten drängten. Man sah es der nächtlichen Wanderin an, daß sie viel mit dem Regen und dem Wind zu kämpfen hatte. Der Regen schlug ihr in's Gesicht, so daß sie sich alle Mühe geben mußte, daß der Wind ihre seltsame Haube nicht vom Kopfe riß. Eilig floh sie dahin; aber bald mußte sie einhalten, denn der Athem drohte ihr auszugehen. Endlich blieb die Nachtwandlerin vor Durand's Hause stehen. Sie machte einen widerlichen Eindruck.

Die Fensterläden in Durand's stattlichem Hause waren geschlossen. Ein Lichtlein brannte in der untern Stube. Sonst wohnte Durand wie ein großer Herr, trotzdem daß er ein „guter Republikaner" war. Er ruhte auf weichen Sopha's und elastischen Polstern. In dem untern Gemach wohnte eine Weibsperson, die ihm sehr ähnlich sah: es war seine Schwester Elise, die eine Musterkarte schlimmer Eigenschaften war — voll Ehrsucht und Rechthaberei; besonders aber war sie geizig und im siebenten Gebote nicht ganz sauber. Dabei war sie abergläubisch über die Maßen und glaubte, trotz ihres Unglaubens, die seltsamsten Dinge. Den Unglauben hatte sie vom widerlichen Bruder geerbt.

Elise hatte schon lange mit Sehnsucht auf die Ankunft der Alten gewartet. Die Zeit ward ihr lästig und fast wäre sie eingeschlafen. Da rieb sie sich ernsthaft die Augen aus und gähnte aus Kräften.

„Es ist bereits zwölf Uhr!“ sprach sie zu sich selbst und putzte das Licht. „Wo die Alte so lange bleiben mag!“

Mit diesen Worten nahte sie sich dem Fenster, aber in diesem Augenblicke ward leise geklopft. Elise zuckte zusammen. Der verhängnißvolle Augenblick war da.

„Wer ist draußen?“ fragte sie vorsichtig, bevor sie öffnete.

„Macht auf, Jungfer,“ rief die Alte mit tiefer krächzender Stimme, „es ist Niemand als ich — Mutter Rachel.“

Da sprang Elise aus dem Zimmer nach der Hausthüre. Die schwere Thüre knarrte in den Angeln, so daß man es in der Nachbarschaft hören konnte. Dann schlug Elise die Thüre zu und schritt mit der Alten in's Stübchen. Sie rückte dem Weibe einen Stuhl zurecht und setzte sich der Alten gegenüber an den Tisch.

„Ihr wohnt sehr einfach, Jungfer!“ sprach Mutter Rachel mit Laune, „nun, da einmal die allgemeine Gleichheit verkündet ist und man sogar im Haus des hochgelehrten Bezirkspräsidenten lebt, darf's wohl nicht anders sein. Hehe!“

Elise erwiederte diese Anrede nicht, denn sie kam ihr sehr ungelegen. So geizig sie war, so eitel konnte sie wiederum sein. Eine Sünde ist ja der andern Mutter.

„Ihr kommt spät, Mutter Rachel!“ sprach sie und that, als ob sie von der Rede der Alten Nichts verstanden hätte.

„Es gibt gar Vieles zu thun, Schätzchen!“ versetzte Rachel, „seit man in Paris unsern Herrgott abgeschafft hat, hab' ich eine bessere Kundschaft. Vornehm und Gering verlangt den Rath der Mutter Rachel.“

„Also habt auch Ihr Euern Nutzen,“ sagte Elise. „Mein Bruder ist steif der Meinung, daß der Unglaube am meisten Nutzen bringe, und seht, Rachel, seine Behauptung geht an Euch in Erfüllung.“

Da warf Elise ein Geldstück auf den Tisch, und das Metall gab einen silberhellen Klang von sich. Rachel machte große Augen. Sie fühlte Lust, das Geld sogleich einzustecken und machte eine habgierige Miene.

„Nicht doch,“ versetzte Elise, „Ihr bekommt Papier, wie alle ehrlichen Leute!“

„Der Kukuk mit den Assignaten,“ rief Rachel aus, „wenn das Geld nicht klingt, dann nehme ich Abschied. Silber, Silber, mein Herzchen, geht über Alles, das hat noch Werth, wenn Alles zerfällt und untergeht.“

Elise mußte sich's gefallen lassen, daß die Alte das Geldstück in ihre schmutzige Tasche gleiten ließ. Sie verbiß aber wohlweislich ihren Aerger und nahm eine sehr zufriedene Miene an. Rachel rückte näher zum Lichte. Ihre hohlen Augen leuchteten seltsam und ihre lange spitzige Nase bildete einen wunderlichen Contrast mit dem großen zahnlosen Mund. Die Alte schien ein lebendiges Geripp zu sein und glich dem Urbild einer verschmitzten Wahrsagerin auf ein Haar.

„Was wollt Ihr eigentlich von mir in so später Stunde?“ fragte Rachel und sah auf Elise. „Soll ich Euch wahrsagen?“

„Das sollt Ihr, Mutter,“ versetzte Elise, „ich scheute mich vor den Leuten, Euch am hellen Tage kommen zu lassen. Ihr wißt, man spricht allerlei von Einem in der Stadt, wenn man nicht thut wie die Andern.“

„Wo fehlt's Euch denn, Jungfer?“ fragte die Alte bedeutsam und putzte das flackernde Licht.

Elise schwieg. Die Alte grinste, als wollte sie die Spannung Elisen's vermehren.

„Nun, da Ihr keine Antwort geben wollt,“ fuhr die Alte fort, „so gebt einmal Eure Hand her. Wir wollen sehen!“

Elise reichte die zitternde Rechte hin.

„Jungfer, wie alt seid Ihr?“ fragte Rachel und lächelte.

„Fünfundzwanzig Jahre,“ versetzte Elise erschrocken.

„Dann ist das Kreuz in der Hand gut, ja vortrefflich,“ gab die Alte zur Antwort. „Ihr werdet Euer Glück machen.“

Da zog Elise ihre Hand schnell zurück. Diese Antwort genügte ihr nicht.

„Ihr werdet Euer Glück machen, was ist das?“ fragte sie mit bebender Stimme. „Mein Glück hängt

von einer zweiten Person ab — von dieser laßt Etwas hören, oder scheert Euch zum Kukuk."

„Ei, seht, wie das Ding schnippisch wird! Fürwahr, solch' eine wunderliche Dirne ist mir noch nicht vorgekommen, seit ich mein ehrliches Handwerk treibe," schrie die Alte. „Was glaubt Ihr, Jungfer? Seid Ihr verrückt? Meint Ihr, ich sage bloß, was den Leuten gefällt? Nein, Mutter Rachel würde sich dessen schämen!"

Und Mutter Rachel stand vom Stuhle auf und that, als wollte sie das Stübchen verlassen. Elise erschrak über diese Eilfertigkeit.

„Ich habe Euch erzürnt, Mutter, aber es war nicht böse gemeint," sagte Elise besänftigend, und ergriff die runzelige Hand der Alten. „Ich bin weder verrückt, noch einfältig — ich will nur haben, daß Ihr mir die Wahrheit sagt."

„Dazu brauche ich Zeit, mein Herzchen!" sprach die Alte. „Die Wahrheit fällt nicht vom Himmel herab: ich muß warten, bis sie mir von meinem Geiste eingegeben wird."

„Das klingt anders," versetzte Elise, „dann laßt Euch nur Zeit. Ich gebe Euch gerne doppelten Lohn, wenn Ihr das Rechte treffet."

Dann nahm die Alte eine sehr bedeutungsvolle Miene an und that, als ob sie Himmel und Erde ergründen wollte. Je geheimnißvoller sich Rachel benahm, desto höher stieg sie in Elisen's Augen.

„Sind wir allein, kann uns Niemand hören?" fragte die Alte bedeutsam.

„Es ist Niemand im Hause," gab Elise zur Antwort.

„Aber Durand?" fragte die Alte noch geheimnißvoller.

„Er ist im Rath der Patrioten und kommt vor zwei Uhr nicht nach Hause," versetzte Elise, und ihre Brust bebte vor Ungeduld.

„Wird uns Jemand verrathen?" sprach die Alte nach einem kurzen Stillschweigen, während welchem sie allerlei sonderbare Zeichen auf den Boden schrieb.

„Niemand, Mutter Rachel!" versetzte Elise ängstlich.

„Gut, sonst wäre es um den Zauberbann geschehen,"

flüsterte die Alte dem Mädchen leise in's Ohr. „Man darf den Geist nicht plagen. Habt Ihr mich verstanden?"

Die Alte verdrehte ihre Augen und riß den Mund spannenweit auf. Dann begann sie an allen Gliedern zu zittern. Sie warf sich auf den Stuhl, daß er krachte. Dann schlug sie ihre Kapuze zurück und ihre Haare fuhren wild auseinander. Sie that, als ob sie wahnsinnig wäre. Elisen ward angst und bange und es reute sie fast, die Alte um Rath gefragt zu haben. Plötzlich ward die Alte ruhig. Sie fiel ermattet auf den Stuhl zurück und schlug die Augen zu. Ihre Arme hingen nachlässig am Leibe herab und ihr mageres Gesicht ward todtenblaß. Sie rührte sich kaum und schien nicht mehr zu leben. Nach einem kurzen Zeitraume stand sie auf und setzte sich neben Elise.

„Jetzt, Jungfer," begann sie leutselig, „könnt Ihr mich fragen. Ich werde Euch Antwort geben."

Da entschwand die Blässe auf Elisen's Wangen und ihre Augen leuchteten.

„Kennt Ihr einen gewissen jungen Mann?" fragte Elise ängstlich, „er hat schöne helle Augen und rabenschwarze Haare."

„Ob ich ihn kenne?" sagte die Alte, während sie mit dem Kopfe nickte „Ist es nicht ein gewisser junger Mann, der Alfred heißt?"

„So ist's," rief Elise aus und eine hohe Röthe bedeckte ihre Wangen. „Er liebt ein Mädchen, das man nur die schöne Bürgerin heißt."

„Laura?" fragte die Alte uud gab sich eine leutselige Miene.

„Ja, ja!" sagte Elise, „und er soll das Mädchen recht innig lieben."

Bei diesen Worten zitterte Elise am ganzen Leibe. Der Alten entging dieser Umstand nicht. Sie suchte ihn sogleich zu benützen.

„Nie, nie!" rief die Alte aus und faßte des Mädchens Hand. „Er hat das Mädchen geliebt."

„Er hat es geliebt," wiederholte Elise mechanisch und wußte kaum, was sie sagte, so fieberhaft quoll ihr das Blut in den Adern.

„Alfred hat Laura nie geliebt, Jungfer!“ sagte die Alte. „Sein Sinn geht höher. Er verachtet die Bauerndirne. Er wird sein Glück anderswo versuchen.“

Diese Worte brachten Elise in eine fieberhafte Aufregung. Sie konnte sich kaum mehr halten, so pochte ihr das Herz in der Brust.

„Und wer soll die Glückliche sein?“ fragte sie schnell und fiel der Alten um den Hals.

„Jungfer, was macht Ihr?“ rief die Alte voll Entrüstung aus. „Nun hat der Zauber ein Ende. Mein Geist ist davon!“

Dieses Wort traf Elise wie ein Donnerschlag. Sie fuhr zusammen und biß sich vor Aerger die Lippen wund.

„Warum mußte mir das geschehen?“ rief sie voll Schmerzen aus. „So nahe am Ziele und diese Enttäuschung!“

„Drum muß man bescheiden sein und nicht Alles auf einmal verlangen,“ sprach die Alte mit Nachdruck. „Ich kann wohl Glück verkünden, aber wenn man zudringlich wird, dann — — —.“

„Ihr müßt wieder kommen, Rachel!“ bat Elise heftig. „Wann werde ich Euch wieder sehen?“

„Lange nimmer,“ versetzte Rachel und schloß verschmitzt das Auge und that, als ob sie Schmerzen darin empfinde.

Die Alte schickte sich an zu gehen. Elise war traurig und niedergeschlagen.

„Ich fürchte Durand, er ist ein strenger Mann,“ sagte die Alte und griff nach der Thüre.

Elise begleitete die Alte bis an die Thüre und drückte ihr mehrere Geldstücke in die Hand. Sie hatte die Thüre geöffnet und wollte Abschied nehmen.

„Ich war unvorsichtig,“ sprach sie leise. „Ich will mir's merken.“

Diese offene Erklärung schien die Alte fast zu rühren und sie neigte ihren Kopf zu Elisens Ohr.

„Wartet, Dirne!“ sprach sie ernsthaft, „ich kann Euch doch nicht so trostlos gehen lassen. Ich muß Euch noch ein Reimlein sagen:

„Der Herbst — die allerschönste Zeit
Bringt Freude Euch und Heiterkeit.“

Die Alte machte einen Bückling und schnalzte mit der Zunge.

„Merkt Euch das Reimlein gut,“ sprach sie noch, „es verkündet Euch Glück.“

Elise eilte zurück in das Zimmer. Sie warf sich nieder auf ein Polster und überließ sich den schwermüthigsten Gedanken. Den Reim, den ihr die Wahrsagerin noch in's Ohr geflüstert, wiederholte sie wohl hundert Mal und das, was ihr die Alte gesagt, ließ sie in den wundersamsten Bildern an sich vorüberziehen.

„Alfred liebt also Laura nicht,“ sprach sie zu sich selbst. „Er hat die Dirne aufgegeben. Und wenn er das Mädchen dennoch liebte, wenn mich die Alte betrogen hätte!“

Elise war mit Alfred bekannter geworden, seit er in das Haus ihres Bruders kam und sie hatte an dem schönen jungen Manne Gefallen gefunden. Alfred hatte es auch an Aufmerksamkeit nicht fehlen lassen; allein ob Elise in ihren Voraussetzungen richtig urtheilte, wird der Erfolg zeigen.

Wohl eine Stunde saß Elise in der heftigsten Aufregung bei der Lampe. Nur die Ankunft Durand's weckte sie aus ihren Träumen. Durand blickte verwundert drein, als er Elisen's verstörtes Gesicht sah.

„Mir fehlt Nichts,“ sagte sie auf eine bescheidene Frage, „mir ist wohl. Das schauerliche Wetter hat mich erschreckt.“

Und mit diesen Worten ging sie zu Bette. Allein der Schlaf floh ihre Augen. Sie verfiel in einen Zustand zwischen Wachen und Schlafen. Sie träumte mit offenen Augen. Ihr Blut rollte heftig durch die Adern. Sie fühlte sich von einer wahren Fieberhitze gequält. Und zu all' den Schrecknissen, welche ihr ihre erhitzte Einbildungskraft vor Augen führte, kam die brennende Qual der wüthendsten Eifersucht.

„Und wenn er Laura doch liebte?“ rief sie mehrmal vor Angst und Bangigkeit aus, „wenn er mich zum Besten hätte?“

Und solche Nächte erlebte Elise manche, so lange sie nicht

wußte, woran sie mit Alfred war. Alfred war klug: er ließ es nicht an Aufmerksamkeiten aller Art fehlen, aber er rückte mit seinen Absichten nie klar und offen heraus.

Die Alte eilte durch die Straßen von Marvejols, so rasch sie konnte. Als sie am Ende der Stadt angekommen war, suchte sie Zuflucht in einem hohlen Baum, machte vorsichtig Feuer an und zog eine Blendlaterne aus der schmutzigen Tasche. Das Licht brannte hell und warf unheimliche Reflexe nach allen Richtungen. Der Gipfel des Baumes krachte, als wollte er zerbersten. Der Wind heulte entsetzlich und die Aeste und Zweige des Baumes wurden vom Regen gepeitscht. Allein das schreckte die Alte nicht. Voll Kaltblütigkeit zog sie das Geld aus der Tasche, das sie von Elisen erhalten hatte.

„Es ist viel, wirklich viel!" sagte sie und ihr Gesicht nahm einen entsetzlichen Ausdruck an. „Eine solche Jagd laß' ich mir jede Nacht gefallen. Mich schreckt kein Wind und kein Unwetter. Geld, Geld und wiederum Geld: das ist mein Leben!"

Und die Alte schlug ein höllisches Gelächter auf. Der Baum krachte in seiner Tiefe.

„Thut Nichts!" rief die Alte und stieß einen gräßlichen Fluch aus. „Der Tölpel hat nichts Böses geahnt. Ach, wie hab' ich die Jungfer an der Nase herumgeführt! Und weiß sie wohl, daß ich aus diesem Verstecke ihren Abgott belauscht habe, als ihm Laura die Liebe kündigte? Aber die Welt muß betrogen sein und die Leute unseres Gelichters haben den Nutzen davon."

Mit diesen Worten eilte die Alte von Dannen.

Zwölftes Capitel.

Pläne.

Es war kurz vor dem Untergange der Sonne. Sie warf ihre scheidenden Strahlen auf die lieblichen Gärten, welche das Städtchen Marvejols wie ein holder Kranz einschlossen. Da gingen zwei schöne Mädchen

einen Fußsteig hinauf und schlugen den Weg gegen das Schloß des Grafen von Arnaud ein. Die Mädchen waren gleich gekleidet, und sie trugen hübsche Sommerhüte auf dem zierlichen Lockenkopfe. Auf dem Wege pflückten sie Blumen in dem wogenden Kornfelde und steckten sie auf die Hüte. Und es sahen die Mädchen allerliebst aus. Ihre Wangen glühten und ihre Herzen pochten laut vor Freude.

„Laura, wir gehen so still und einsam durch diese reizenden Fluren," begann Klara mit ihrer lieblichen Stimme, „da wird mein dichterisches Gefühl rege und wenn du nichts Ernsthaftes mit mir reden willst, so hilf mir doch wenigstens Luftschlösser bauen. Du solltest mich kennen und wissen, wie gerne ich mit meinen Gedanken in der schönen Welt herumfahre."

„O Klara, du bist doch immer die gute Laune selbst, du glückliches Kind!" gab Laura zur Antwort. „Komm, reich' mir deine Hand. Wenn ich dich am Arme führe, dann ist's mir viel wohler um das Herz."

„Aber der Weg ist zu eng," sprach Klara, „und ich lebe gern bequem."

„Unsere Herzen sind um so weiter," versetzte Laura, „und obgleich du manchmal der Meinung bist, es gebe nichts Besseres auf der Welt, als die Bequemlichkeit, so verlange ich doch heut' dieses Opfer von dir. Soll ich dich unterhalten helfen, will ich auch einen Nutzen."

„Du sprichst, wie ein guter Rechenmeister, der den Nutzen immer auf der Zunge hat," erwiederte Klara mit Heiterkeit. „Wer gibt nun den ersten Plan zum Besten?"

„Du, Schwester, du hast den Antrag gestellt," fiel Laura lachend ein. „Du mußt beginnen."

Auch Klara lachte laut auf. Sie war jetzt ganz in ihrem Elemente. Da konnte sie schwatzen und es brachte Niemand Schaden.

„Ich nehme aber an, die schönen Sachen seien wahr," sprach Klara mit Laune, während sie der Schwester einige unverständliche Worte in's Ohr sagte. „Dann meine ich, ich lebe in einem arabischen Mährchen. Erinnerst du dich noch, wie es unser seliger Vater zur

Meisterschaft darin gebracht hat? Ich kann dich und Fräulein Chlotilde noch lachen sehen."

„Was plauderst du?" sagte Laura und stellte sich, als ob sie über die Schwatzhaftigkeit der Schwester ungeduldig wäre. „Wenn du nicht gleich anfängst, hänge ich lieber meinen eigenen Gedanken nach. Sie schicken sich vielleicht auch zu diesem schönen Sonnenuntergang."

„Du wirst bald zufrieden sein, Herzchen!" fiel Klara lebhaft ein, „aber werde ja nicht roth, wenn das Mährchen dich angeht."

„Schelm," rief Laura und schlug die Schwester auf die Wange. „Aber ich will dich auslachen, wenn du einen Fehlschluß thust."

„Bereust du, Schwesterchen, meinem Rath gefolgt zu haben?" fragte Klara mit sanfter Stimme. „Hast du Alfred vergessen?"

„Ich denke nicht mehr an meinen Irrthum," versetzte Laura! „Die Zeit heilt alle Wunden. Aber das ist kein Mährchen!"

„Nun denke dir ein Mädchen," fuhr Klara lebhaft fort. „Es ist hübsch, hat volle Wangen und Augen, die jeden Jüngling bezaubern. Hübsche Locken zieren das Haupt dieses holden Kindes und ein Herz schlägt in seiner Brust — o so rein, so voll und gut, daß man vor Freude jubeln könnte. Schwester erschrick nicht, wenn das Bild auf dich paßt! — — — Das Mädchen hat zwanzig Frühlinge gesehen und auch das jüngste der Jahre neigte sich dem Scheiden zu. Da kommt ein braver Mann, der ein rechtschaffenes Herz hat und eines edlen Mädchens würdig ist, und er findet Gefallen an dem Mädchen und führt es trotz vielem Sträuben zum Altare. Und das Mädchen ist glücklich mit ihm. Sein Herz sehnt sich nach der Stunde, in welcher der Geliebte nach Hause kommt. Schwester, wenn dir ein solches Glück begegnen würde, was würdest du thun?"

„O Klara, wohin führt dich deine Einbildung?" rief Laura voll tiefen Gefühls aus. „Ich weiß es nicht."

„Es ist nicht dein Ernst, Mädchen!" sprach Klara in der heitersten Laune, „ich lasse diese Antwort nicht gelten."

„O Klara, laß' ab!" bat Laura und ward roth im Angesicht.

„Nicht doch, Närrchen!" fuhr Klara lebhaft fort. „Dieses Mädchen ist also glücklich. Es lebt in einem niedlichen Häuschen. Du trittst ein in eine freundliche Wirthschaft. Da ist Alles blank gescheuert — kein Stäubchen, wohin deine Finger greifen. Ein lächelndes, glückliches Gesicht macht Alles im Hause heiter. Wenn der Abend winkt, greift der ruhige gute Geist zum Theekessel, und der Wasserkessel brodelt fröhlich am Feuer. Fette Bissen gibt's freilich nicht; denn die Leute leben einfach. Unter fröhlichen Scherzen wird das Abendbrod verzehrt und man vergißt die Mühen des Tages. Die Liebe beglückt die Träumenden, und wenn die Sonne schelmisch durch die Scheiben blickt, dann weckt die Liebe die glücklichen Schläfer. Und munter geht's in's Freie: man ist gestärkt durch Gebet und Gottvertrauen. Wie gefällt dir die Fortsetzung des Mährchens?"

„Vortrefflich!" rief Laura aus und klatschte in die Hände.

„Das Weib geht in die Küche," sprach Laura weiter, „hier ist Alles spiegelglatt, und so blank sieht Alles aus, daß man auf den bloßen Brettern essen könnte. Die Kochgeschirre stehen auf dem Schüsselbrett, so zierlich und geordnet, daß man glauben könnte, sie seien zur Schau ausgestellt. Die Geschirre glänzen: man erkennt das geschäftige Walten eines braven Weibes. Die ganze Nachbarschaft ist voll des Lobes und Jedermann rühmt die Mutter, welche in diesem Hause schafft. Aber das Weib ist fromm — was ist denn ein Weib, das nicht fromm ist! — und in dem kleinen Stübchen findest du die Bilder der lieben Heiligen unter Glas und Rahmen und ein Bücherbrett. Und welche Bücher sind am meisten gebraucht? Das Gebetbuch des Weibes und das Tagebuch des Mannes. Denn Mann und Weib halten Ordnung. Auch Blumen erfüllen den häuslichen Raum mit ihrem Dufte. Soll ich weiter erzählen?"

„Ich habe genug," rief Laura wiederum aus. „Aber was soll denn dein Mährchen sagen?"

„Schalk!" sprach Klara voll Heiterkeit. „Fürwahr, da trifft's ein: was man gern wünscht, das hört man

gern. Auf dich, schöne Schwester, ist mein Gleichniß gemünzt. Du bist das Weib des Mährchens und der Mann — — — doch halt: den sollst du errathen!"

Laura ward über und über roth im Angesichte. Sie wußte vor Verlegenheit gar keine Antwort und schaute nach der untergehenden Sonne.

„Du sprichst nicht, närrisches Kind!" sagte Klara und ihr Gesicht strahlte vor Freude, „nun so will ich dir den Herrn des Hauses sagen. Neige dein Köpfchen her, mein Engel!"

Laura neigte ihr Haupt nach der Schwester. Klara umfaßte es mit beiden Händen und zog es an ihre Brust.

„Jan, der gute Jan!" sprach Klara vergnügt. „Und das gnädige Fräulein will's auch glauben."

Die Schwestern gingen schweigend weiter. Sie waren bei dem Parke angekommen.

„Ich gehe nicht nach dem Schlosse, Klara!" sagte Laura und wollte umkehren.

„Warum nicht?" fragte Klara schnell. „Sei nicht einfältig. Das gnädige Fräulein will's haben, daß wir manchmal auf's Schloß gehen auch während der Abwesenheit des Grafen. Anton hat's mir heute in der Frühe gesagt. Chlotilde nimmt's übel, wenn wir uns nicht blicken lassen. Jan darf dich nicht ängstigen. Er ist heute nicht zu Hause. Was hast du für Sachen? Das gnädige Fräulein würd' es auch gerne sehen, wenn du Jan heirathen würdest. Es hat's mir gesagt und bei Anton hat Chlotilde etwas Aehnliches verlauten lassen. Deßhalb nimm Verstand an, und folge mir!"

„So sei es!" sprach Laura beherzt, „aber kein Mährchen mehr, Schwester!"

Die Mädchen kamen auf dem Schlosse an. Es war Alles wie todt. Es war kein rechtes Leben in dem Herrenhaus, seit sich Chlotilde, der Engel des Hauses, entfernt hatte. Alles war verstimmt und kleinlaut. Ein unbekanntes drückendes Gefühl hielt jede Aeußerung der Freude zurück. Es war die bange Sorge um die Zukunft. Die Mädchen wurden freundlich aufgenommen. Aber nicht lange blieben sie an dem Orte, der ihnen sonst so viele Freuden gemacht hatte. Sie wanderten bald nach Hause.

Anton, der gerade ein Geschäft in der Stadt hatte, begleitete sie.

„Ich bin am liebsten zu Hause," sagte Laura, „ich weiß nicht, es will mir auf der Welt nicht mehr recht gefallen. Alles ist voll Lüge und Betrug."

„Das wird sich ändern," fügte Klara hinzu, „wenn die gnädige Herrschaft einmal wieder zu Hause ist."

„Aber freilich, jetzt ist Bürger Durand der Graf der Gegend und seine Spießgesellen sind seine Knechte," sagte Laura. „Aber Gott wird in unser Elend sehen und uns helfen."

„Dann kommen wir auf's Schloß," rief Klara. „Chlotilde wird ihr Wort halten. Schwester, welche Freude!"

Dreizehntes Capitel.

Im goldenen Löwen.

Mitternacht war bereits vorüber. Die Volksversammlung wurde von Bürger Durand geschlossen. Die Patrioten zogen sich nach der damaligen Sitte in Marvejols in die Wirthshäuser zurück, um da über die Tagesneuigkeiten und über das Wohl des Vaterlandes nach Wohlgefallen zu sprechen.

Der Bezirkspräsident Durand nahm seinen Vertrauten Alfred am Arme. Er zog ihn sanft an sich und sagte ihm Etwas in's Ohr.

„Einverstanden, das können wir bei einer Flasche Rothwein noch besser besprechen," sagte Alfred. „Wo gehen wir hin?"

„In den goldenen Löwen," versetzte Durand, „man trinkt dort die besten Weine und hat die schmackhafteste Küche. Ein Bürgerpräsident muß darauf schauen."

Und so zogen nun die Beiden durch die dunkeln Straßen der Stadt nach dem Gasthofe. Als sie bei dem Gasthofe ankamen, war das untere Gemach noch hell erleuchtet. Eine Menge Patrioten saß noch am Tische beim Weine und ein lautes Getöse ward gehört. Es

schrieen viele Stimmen verwirrt durcheinander. Die Patrioten gingen in ihren Ansichten auseinander und Jeder wollte das Rechte behaupten.

„Dahin gehen wir nicht," sagte Durand, „wir müssen ein eigenes Lokal haben. Meine Ansichten in der berührten Sache sind für die Oeffentlichkeit noch nicht reif."

„Das denk' ich auch," versetzte Alfred, „gehen wir also in das hintere Stübchen im untern Gelaß. Dort sitzt Niemand und wir können frei von der Leber weg reden."

Also traten sie in das Hinterstübchen des Gasthofes. Es war leer; nur der Wirth schnarchte im Lehnsessel, während es draußen im großen Zimmer noch recht lebhaft war.

„Laß ihn ruhen, Alfred!" sprach Durand gleichgültig, „er wird nicht viel hören. Er ist ja taub, so weit er Ohren hat und wenn er schläft, dann ganz besonders; zudem ist er ein Patriot. Die allgemeine Gleichheit — — —."

„Wir sind nicht im Volksverein," versetzte Alfred lebhaft, „nur keine Rede! Vor Allem eine Flasche Rothwein. Die Zunge lechzt mir am Gaumen."

Ein Aufwärter brachte eine Flasche Wein und stellte sie auf den Tisch. Er blieb stehen und wollte sich mit der obersten Person in Marvejols unterhalten. Und wenn Durand mit ihm gesprochen hätte, so würde es ihn sehr gefreut haben.

„Gehen!" befahl Durand mit lauter Stimme.

Dieses Wort war kaum gesagt, so waren die zwei Volksfreunde allein. Sie rückten die Stühle neben einander. Es wurde die Flasche entkorkt und ihr köstlicher Inhalt in die Gläser gegossen. Man stieß an und that dann einen festen Zug, der einem römischen Schlemmer alle Ehre gemacht haben würde.

„Unsere Sachen gehen gut," fing der Bürgerpräsident an, „ich bin zufrieden. Die Ideen der allgemeinen Gleichheit und Brüderlichkeit fangen an in unserm trägen Volke zu zünden. Selbst das Landvolk ist durch unsere Agenten dafür empfänglich gemacht. War der Volksverein einmal besuchter als heute? Und wann zeigte sich mehr

vaterländischer Sinn in der Versammlung? Ich bin ganz überrascht. Alle unsere Vorschläge sind durchgesetzt. In wenigen Tagen sind wir trotz der Gleichheit die unumschränkten Herren von Marvejols und der Umgegend."

„Aber den letzten Satz wollen wir sorgfältig für uns behalten," fiel Alfred geheimnißvoll ein. „Wenn's die wüthende Menge erführe, daß wir uns der Herrschaft über dieselbe freuten, man würde uns mit Steinwürfen begrüßen. Es lebe die Gleichheit!"

„Versteht sich, es lebe die Gleichheit," fügte Durand gleichgültig hinzu und stieß sein Glas an das Glas seines Freundes.

„Aber wir können uns unseres Sieges noch lange nicht von Herzen freuen, wenn nicht der letzte Wurzelrest aristokratischen Sinnes und adeligen Hochmuths bei uns ausgerottet ist," sagte Alfred geheimnißvoll zu Durand. „Nur dann sind wir unserer Sache sicher, wenn Alles nach unserer Pfeife tanzt."

„Verstehe ich dich recht, Alfred!" fiel Durand eben so geheimnißvoll ein, „so willst du sagen, das aristokratische Nest des Grafen von Arnaud muß verbrannt und zertrümmert werden. Und daran hast du nicht Unrecht! Das Volk ist auf diesen Schritt vorbereitet. Es wird Alles gut gehen."

„Das will ich glauben," versetzte Alfred mit Selbstbefriedigung, „arbeitet man denn umsonst an der Bildung des Volkes? Welche Aufgabe verfolgt denn der Volksverein?"

Und die Freunde schwiegen. Es schien, als wollte Jeder zaudern, mit der wahren Absicht hervorzurücken. Sie sahen einander an. Ein finsterer Gedanke bewegte Beide. So viel konnte man aus den Mienen erkennen. Sie griffen gleichgültig nach den Gläsern. Die erste Flasche war geleert. Alsobald stand eine andere Flasche auf dem Tische.

„Warum so schweigsam?" fragte Durand und maß seinen Trinkgenossen mit seinem gewohnten durchdringenden Blick. „Liegt dir was auf dem Herzen?"

„Ich wüßte nicht, was?" fiel Alfred nachlässig ein und verzog das Gesicht.

„So laß uns trinken!“ versetzte Durand. „Der Wein ist ein Sorgenbrecher, und er wird unsere Zungen schon lösen, also daß wir uns noch gut unterhalten.“

Alfred schwieg. Er schaute trübselig in sein Glas.

„Ein sonderbarer Kauz, heut Abend!“ flüsterte Durand und trank.

Da ward Alfred plötzlich lebhaft. Er zog seinen Stuhl nach sich und rückte so nahe gegen Durand, als es ihm möglich war.

„Bist du schon einmal im Schlosse gewesen, Bürger?“ fragte Alfred lebhaft.

„Nie, mein Freund!“ versetzte Durand kalt, „du kennst meine Herkunft. Solche Leute hat man im Schlosse nie gerne gesehen. Ein einziges Mal wollte ich hingehen. Ich kam bis an's Thor; aber ein großer Hetzhund hat mir den Zutritt verleidet. Seither hab' ich's nimmer gewagt. Der Graf von Arnaud sah eben aus dem Fenster. Er hat damals gewiß nicht gedacht, daß ich ihm über den Kopf wachsen würde — ich, der ärmste Kerl von Marvejols! Deßhalb soll die allgemeine Gleichheit noch einmal leben! Nur da kann der Mensch Etwas werden, wo Alle gleich geachtet sind vor dem Gesetze. Sag' selbst, wärest du der Zweite im Rathe geworden, wenn noch das alte Regiment bestünde? Bist du nicht von eben so niedriger Abkunft wie ich? Darum tausend Mal Dank jenen Männern, welche uns das Geschenk der Freiheit gebracht und die Sonderinteressen des Adels und der Priester vernichtet haben. Jetzt ist der Mann noch Etwas werth. Aber du hörst ja gar nicht auf mich? Das könnte mich füglich beleidigen!“

„Das hab' ich heut' Abend schon aus deinem Munde gehört,“ gab Alfred mißmuthig zur Antwort. „Ich meine, wir sollten einmal das Schloß nehmen und uns in die beste Beute theilen.“

„Alfred, köstlicher Bürger!“ rief Durand aus und lächelte.

„Ruhig, Freund!“ sprach Alfred leise, „Vorsicht ist für Alles gut.“

„Ich bin erstaunt,“ gab Durand zur Antwort. „Was mein Herz schon lange gewünscht, das sprichst du leichthin aus.“

„Wohlverstanden, wir behalten das Beste," setzte Alfred hinzu, und nahm eine sehr bedeutungsvolle Miene an. „Warum bist du reich geworden, Bürger? Warum besitzest du das schönste Haus in Marvejols? Warum hast du die freundlichsten Gärten und die besten Aecker und Wiesen und lebst wie ein Edelmann? Von deinem Reichthume an Geld will ich schweigen; von deinen werthvollen Sachen in deiner Wohnung, in deinen Kästen und Koffern will ich Nichts sagen. Woher hast du die Sachen alle? Du bist der reichste Mann in der Gegend. Das weiß vielleicht Niemand als ich."

„Verflucht!" fuhr Durand hitzig auf. „Das ist nicht wahr: woher solltest du das wissen?"

„Ich weiß es," erwiederte Alfred ruhig, „das Andere soll dich nicht kümmern."

„Aufrichtig, mein Freund!" sagte Durand zutraulich, „wie kann ich dir sonst noch vertrauen?"

„Elise hat's mir gesagt," sprach Alfred mit Lachen.

„Elise?" rief der Bürgerpräsident fast entrüstet aus.

„Ja, Elise, sie hält große Stücke auf mich," gab Alfred zur Antwort, „ich gelte Etwas bei ihr. Und solltest du es verschmähen, wenn wir noch näher befreundet würden?"

Durand gab keine Antwort. Eine finstere Wolke bedeckte sein Gesicht. Er blickte unwillig vor sich hin. Voll Unmuth sah er auf Alfred herab. Es war ihm sehr unlieb, von einem Eingeweihten auf solche Dinge aufmerksam gemacht worden zu sein. Allein Alfred ließ sich durch das griesgrämliche Gesicht seines Genossen nicht abhalten, mit seinen Wünschen frei heraus zu rücken.

„Ich habe dir nun schon lange gedient, Durand!" begann Alfred wieder, allein Durand fiel ihm mißmuthig in's Wort.

„Willst du mir eine Strafpredigt halten?" sprach er voll Aerger. „Ich will das nicht hoffen. Ich würde auf der Stelle gehen."

„Ich meine nur," fiel Alfred ein, „daß es billig wäre, wenn ich auch einmal für mich selbst sorgen würde."

„Mache es, wie es dir beliebt," gab Durand zur Antwort, „nur laß mich heut' Abend ungeschoren."

Da fuhr aber Alfred auf und blickte seinen Freund mit sehr verdächtigem Blicke an.

„Du willst ein Patriot sein und mich nicht anhören?“ sprach er voll Unwillen. „Du willst meinen wohlgemeinten Wünschen nicht willfahren, und sie bezwecken doch nur das Wohl der Nation und die Ehre des Vaterlandes? Sagst du nicht immer, daß das Vaterland von den Aristokraten befreit werden müsse? Warum beginnst du plötzlich zu zagen? Weißt du nicht, daß ich einen mächtigen Vetter in Paris habe? Es bedarf nur eines Winkes und du bist verloren. So mächtig bin ich bereits geworden. Wenn man ein Patriot sein will, so muß man es auch ganz sein oder man ist ein Schuft — ohne alle republikanische Tugenden.“

Durand ward blaß im Gesichte. Er wußte wohl, daß Alfred durch seine Kühnheit in letzter Zeit viel Einfluß und manche Anhänger gewonnen hatte; aber eine Drohung von dieser Seite hätte er am allerwenigsten erwartet. Er sah wohl ein, daß er ohne Alfred sicher verloren sei. Elise mußte viel geplaudert haben. Er verfluchte im Stillen die Schwatzhaftigkeit seiner Schwester, und indem er klug seinen Vortheil berechnete, wollte er den aufgebrachten Alfred, dem der Wein bereits in den Kopf stieg, mit einem Versprechen abfertigen. Von seinem Reichthum durfte Nichts bekannt werden.

„Pst! Alfred!“ ermahnte Durand heftig, „sei ruhig. Wir beide kommen um unsern Credit. Es sind noch Leute im Hause, die Alles hören. Ich will ja redlich mit dir theilen.“

„Was willst du?“ fuhr Alfred beruhigter fort, „wenn wir das Herrenhaus nicht plündern und die Brut vertilgen, dann ist kein Heil für uns. Wenn der Adel wieder mächtig wird, dann sind wir verloren.“

„So weit ist's noch nicht,“ versetzte Durand, der mit Wohlgefallen bemerkte, daß Alfred's Hitze sich legte.

„Aber es kann am Ende so weit kommen,“ rief Alfred aus, „wenn die Patrioten nachlässig und gleichgültig werden. Deßhalb muß man bei Zeiten Mittel und Wege ergreifen, daß man zum Ziele kommt.“

Und hiemit schlug Alfred auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. Der Wirth, der im Lehnsessel schlief,

erwachte und lief voll Angst davon, weil er glaubte, die erhitzten Patrioten werden sich in die Haare kommen.

„Nun ist der letzte Spürhund fort," sprach Alfred, mit diesem Erfolge vollkommen zufrieden, „jetzt laß uns aufrichtig reden. Wie hoch schlägst du den Reichthum in dem Schlosse an?

„Ich weiß es nicht," sprach Durand, der schon längst die Plünderung des Schlosses vorgehabt hatte und nur nicht recht an's Ziel zu kommen verstand, weil dessen Eigenthümer den Bestrebungen der Patrioten kein Hinderniß in den Weg legte und sich wie ein gewöhnlicher Bürger ruhig verhielt und keinerlei Anlaß zu Klagen gab.

„Ich dächte, das verständest du aus dem Fundament, wie deine Kisten es beweisen," versetzte Alfred lächelnd, obgleich er in seinem Herzen bitterböse war über die ausweichenden Ausdrücke seines Freundes. „Mit diesen halben Antworten kommst du nicht an's Ziel."

„Nun ich bin ja noch nie im Schlosse gewesen," fiel Durand mißmuthig ein, „wie kann ich denn sagen, was man Alles darin findet? Aber damit du mir einmal Ruhe gönnst, so will ich dir endlich einen Vorschlag machen."

„Ich will hören," antwortete Alfred und spitzte die Ohren.

„Am nächsten hübschen Tag gehen wir in's Schloß," sagte der Bezirkspräsident leise, „ich kenne den Tölpel Jan noch aus früherer Zeit. Er wird nicht viel Schwierigkeiten machen. Wenn's nicht gutmüthig geht, dann nehmen wir das ganze Nest aus. Wir werden bald hiezu einen Befehl haben. Wir schreiben einfach nach Paris, daß in Marvejols noch ein reicher Baron sitzt, den man im Interesse des Vaterlandes ausplündern muß: dann wird's schon gehen."

Und Durand schlug ein lautes Gelächter auf. Alfred nickte Beifall.

„Wir merken uns dann die schönsten Sachen," fuhr Durand fort, „und wenn der Sturm beginnt, dann haben wir das Beste weg. Wir müssen die einfältigen Menschen bestechen, die der Graf zur Bewachung seiner Geldkisten dagelassen hat. Wenn's nicht mit Güte geht, so jagen wir den Burschen Furcht ein. Das zieht; ich

hab' es schon öfters erfahren. Wir drohen mit Feuer und Schwert, und wenn Alles nicht geht, so kommen wir mit der Guillotine. Aber besser ist's, wenn wir Güte anwenden."

„Das ist ein vernünftiger Vorschlag," bemerkte Alfred, „der läßt sich hören."

„Und dann wollen wir mit dem Edelmann noch über einen andern Punkt sprechen," fuhr Durand fort, „wenn wir ihn nemlich haben können, und der Tölpel läuft uns gewiß in's Netz."

Während Durand dieses sprach, horchte er plötzlich auf. Es war Alles still in dem großen Wirthschaftszimmer. Es brannte nur noch ein Licht auf dem hintersten Tische nahe bei dem Ofen.

„Was gibt's?" fragte Durand schnell, „die plötzliche Stille hat mich getäuscht."

„Laß dich nicht stören, mein Freund!" fiel Alfred ein. „Bleiben wir; es ist Alles ruhig. Selbst der Wirth hat sein Quartier gesucht. Ich sah ihn mit einem herabgebrannten Lichte zur Thüre hinausgehen."

„Dann ist's gut," gab Durand zur Antwort, indem er eine halbvolle Flasche zur Hand nahm. „Aber der Wein geht zu Ende!"

„Bleiben wir dessenungeachtet," sprach Alfred, „in der Stille und Einsamkeit geht Einem das Herz auf. Das hab' ich schon oft erfahren. Wie spät ist's?"

Durand zog seine Uhr und hielt sie an's Ohr.

„Sie steht stille," sprach er bedächtig und machte sich mit der Uhr Etwas zu schaffen.

„So bleiben wir doch," sagte Alfred und drehte seinen Stuhl, damit er dem Bürgerpräsidenten besser in's Gesicht sehen konnte.

Es entstand eine Stille, die zu dieser Zeit Einem unheimlich vorkommen mußte. Durand fühlte sich nicht mehr recht behaglich; das erkannte man an seinem unordentlichen schläfrigen Aussehen. Er hatte fast den ganzen Tag geschwatzt und war nie zu Hause gewesen. Alfred war noch munter. Er faßte seinen Genossen fest in's Auge.

„Kennst du des Grafen Tochter, Durand?" fragte Alfred und that, als ob er an nichts Arges dachte.

„Chlotilde?“ fuhr Durand auf, denn diese einzige Frage hatte ihn so gewaltig ergriffen, daß er seine Freude nicht unterdrücken konnte.

„Das wollte ich eben fragen,“ sprach Alfred. „Sie ist hübsch und fein. Sie trägt sich famos und hat einen Gang wie eine Gazelle, wenn sie über Steine und Felsen setzt. Wenn ich das Mädchen sehe, dann jubelt mir das Herz in der Brust. Und wie geht es dir?“

„O Freund!“ sagte Durand voll Verzweiflung, da ihn der Wein bedeutend erhitzt hatte, „welch' einen Sturm verwegener Gedanken regst du auf in dieser friedgewohnten Brust? Schweig, oder ich bin des Todes! Ich kann den Gedanken nicht ertragen — — —.“

„Hah, das verräth dich, Schelm!“ rief Alfred schadenfroh aus, „du steckst in der Liebe bis über die Ohren. Aber was kann ich dafür? Weißt du Mittel, die Dirne zu erjagen, dann ist dir zu gratuliren. Aber wenn die Trauben zu hoch hängen sollten? Wenn das Mädchen — — —.“

„O Alfred,“ sprach Durand bewegt, „verhöhne mich nicht. Ich sage dir, du hast mich an einer Seite angegriffen, wo ich keinen Scherz ertragen kann. Ich wäre der glücklichste Mensch, wenn ich das Mädchen erhalten könnte.“

„Der Dummkopf!“ schrie im äußern Zimmer eine Stimme, „was meint denn ein solcher Narr, Chlotilde gebe das Spielzeug für einen Taugenichts?“

Und eine ziemlich hohe Gestalt erhob sich hinter einem Tische und ging zur Thüre hinaus. Die beiden Freunde schauten sich verblüfft an. Durand zitterte am ganzen Leibe. Sein Gesicht färbte sich mit einer wahren Todtenbläße und seine Knie wollten wanken. Alfred selbst war im höchsten Grade aufgeregt.

„Wir sind verrathen,“ sprach Durand und seine Augen rollten wild in ihren Höhlen, „wer kann der Ruchlose sein! Er ist des Todes, wenn er schwatzt.“

„Er trägt eine Carmagnole,“ versetzte Alfred, um Durand zu beruhigen; es war aber in der That nicht so. „Es ist also ein Ehrenmann.“

„Die Carmagnole ward schon oft von Verräthern

entehrt," schrie Durand wild und sprang nach seinem Stocke. „Fort von hier!"

Und Durand rannte zur Thüre hinaus. Alfred eilte ihm nach. Er erreichte ihn auf der Straße und hielt ihn sanft am Arme fest.

„Wer wollte auch so verblendet sein?" sagte Alfred herzlich, „Durand, du machst dich lächerlich."

„Du hättest diesen Gedanken nie laut werden lassen sollen, Alfred," gab Durand zur Antwort. „Ich kämpfe schon lange mit ihm."

„Da er nun aber an's Licht des Tages getreten ist," sagte Alfred lächelnd und halb im Spotte, „so wollen wir deine Leidenschaft als eine offene Frage behandeln."

„Gehe mir aus den Augen!" rief Durand laut, „rede mir kein Wort!"

„Bist du mein Freund?" fragte Alfred ebenso schnell. „Ich will hoffen, daß wir in dieser Frage erst den Anfang behandelt haben."

„Laß mich jetzt allein," bat Durand und eilte davon.

„Wenn du mich nicht für meine Dienste belohnen solltest, Bürger!" sprach Alfred, indem er die rechte Hand drohend erhob, „dann sollst du es büßen. Denke an mich. Ich lasse mit mir nicht spotten."

Und Alfred ging seines Weges und kam so heiter nach Hause, als ob ihm das größte Glück begegnet wäre.

Vierzehntes Capitel.

Die Ruine.

Als der Graf von Arnaud bei der Ruine angekommen war, mochte der erste Eindruck, den das verschüttete Mauerwerk auf ihn machte, kein angenehmer sein. Sein Auge wurde trübe. Alles lag in Schutt und Trümmern. Das wuchernde Unkraut begann die Eingänge zu bedecken und die Wege zu versperren. Durch die Kreuzstöcke, welche ohne Glas und Rahmen an der einen Seite des Mauerwerkes noch zu entdecken waren, wuchs ellenlanges Farnkraut. Man sah noch einzelne steinerne Trep-

pen; aber auch hier hatte die Natur bereits ihre Wirksamkeit entfaltet. Denn zwischen den Stufen wuchsen Nesseln und Schlingpflanzen. An den Mauern hinauf rankte ein üppiger Epheu; sonst sahen alle Pflanzen ziemlich abgemagert aus. Die Schwalben, welche früher hier gehaust hatten, als noch fromme Klosterfrauen Gott im Himmel Psalmen und Lieder sangen und den Rosenkranz in stiller Nacht gebetet hatten, ließen sich auch nach der Zerstörung nicht vertreiben. Das Mauerwerk hatte viele Oeffnungen und in diese bauten sie, in beständigem Kampfe mit den raubsüchtigen und zänkischen Sperlingen begriffen, ihre einfachen Nester. Die armen harmlosen Thierlein flogen erschreckt aus ihren Verstecken, als sie einen Wagen rasseln und Pferde traben hörten. Alles sah öde und verlassen aus. Der schmale Gang, durch welchen fromme Wallfahrer in die Kapelle gelangten, war zerfallen. Von der Kapelle war keine Spur mehr vorhanden. Wenn das trübe Mondlicht auf die zerfallenden Mauern fiel und geisterhafte Schatten warf, so hatte die Ruine einen gespensterhaften Anblick, der selbst durch die einfallende Dunkelheit, welche hochwachsende Tannen und Fichten bewirkten, nicht gemildert wurde. Der Graf war tief bewegt im Gemüthe, als er die Zerstörung ringsum betrachtete.

„So vergeht alles Irdische," sagte er leise zu Edmund, „was heute noch blüht, wächst und gedeiht, das ist morgen schon todt und leblos. Wer hätte gedacht, daß dieses schöne Kloster ein Raub der Flammen würde? Aber Dank unsern Revolutionären, welche dieses Meisterwerk von Verrücktheit vollbracht haben! Es ist besser, die Schwalben und Sperlinge hausen hier und wilde Thiere suchen eine Zuflucht, als daß gottgeweihte Nonnen fromme Gebete verrichten und das umwohnende Volk durch ihren heiligen Wandel erquicken. Es ist besser, es liegen in dieser wilden Waldschlucht bemooste Trümmer einer untergegangenen Herrlichkeit, als daß die verborgene Noth ein Asyl finden könne, wo sie gehoben wird. Besser ist's nach unserer Zeitanschauung, es heulen hier die Raubthiere und es herrschen der Kauz und die Eule, als daß gottesfürchtige Jungfrauen erha-

bene Lieder singen. Ja, unsere Patrioten verstehen es vortrefflich, das Volk zu beglücken!"

„Nicht umsonst," fiel Edmund ein, „herrscht unter dem Volke der Glaube, der Aufenthalt in der Ruine sei nicht rathsam und der Teufel selbst habe das Feuer an diesem heiligen Orte angezündet. Der Ort ist auch ganz vom Volke verlassen und von Allen geflohen. Man lebt hier sicher. Chlotilde, wie gefällt dir diese Wohnung?"

„Nun," sagte Chlotilde, „ich werde mich angewöhnen können; ich kann entbehren, wenn's sein muß. An Unterhaltung soll's nicht fehlen. Habe ich nicht meinen Vater bei mir?"

„Aber wo ist der Eingang?" fragte der Graf, „wo geht's hinab in die unterirdischen Gewölbe?"

„Kommt nur," bat Edmund kurz, „bald werden wir am Ziele sein!"

Nun führte Edmund die Flüchtlinge über den vordern Theil des Mauerwerkes. Zerbrochene Bildsäulen, zierlich aus Marmor geformt, lagen ihnen im Wege. Balken von Brande geschwärzt, mußten überschritten werden. Dann schritten die Flüchtlinge eine Strecke vorwärts und kamen da an, wo die Schlucht am wildesten war. Ein vielverschlungenes Strauchwerk hing über einem nackten Felsen, auf dessen Gipfel eine riesenhafte Tanne stand.

„Hier ist der Eingang," sagte Edmund und blickte lächelnd auf den Grafen.

„Ich sehe keinen Eingang," versetzte dieser, „Edmund, willst du mich äffen?"

Aber statt aller Antwort schritt Edmund an den Felsen und zertheilte mit kräftiger Hand das Strauchwerk und man sah in dem Felsen eine kleine Oeffnung, durch welche eine Person gebückt wohl durchkommen konnte.

„Folgt mir weiter!" bat Edmund, „ich bin des Weges kundig."

Die Flüchtlinge bückten sich und kamen in einen niedrigen Felsengang. Sie mußten sich in Acht nehmen, damit sie den Kopf nicht verletzten.

„Nun, Chlotilde," sprach der Graf, indem er sich umkehrte und sich zu lächeln zwang, „wie gefallen dir die Pforten und die Gänge in diesem unterirdischen

Schloß? Du hast dich als Kind mit Laura und Klara so viel mit Kobolden und Zwergen beschäftigt, meinst du, diese Undinge werden dir nicht im Schlafe erscheinen und dir geheimnißvolle Worte in's Ohr flüstern?"

„Vater, ich bin jetzt ernster geworden," versetzte Chlotilde, „ich denke jetzt nicht mehr an solche Kindereien."

„Aber in der Jugend waren sie doch schön," fügte Edmund bei, „jedes Alter hat seine kleinen Leidenschaften."

Die Flüchtlinge drangen immer vorwärts. Sie wurden einsilbiger. Sie standen in einem geräumigen Gewölbe.

„Jetzt sind wir in der Mitte des Raumes, gerade unter dem größten Steinhaufen," sagte Edmund, „von hier aus zieht sich ein wahrer Irrgang und man muß sich in Acht nehmen, daß man sich nicht verirrt."

In der Mitte des Gewölbes stand ein kleiner Tisch. Man sah, daß dieses Gewölbe öfters von Menschen belebt ward. Das wunderte den Grafen und Chlotilde blickte mit fragender Miene auf Edmund.

„Hier ist ein Sammelplatz der Geächteten," sagte Edmund leise. „Hier kommen während eines Monats wohl hundert Verbannte zusammen. Niemand weiß es. Der Ort ist so verborgen und der Ausgänge sind so viele, daß man bei einem Ueberfalle leicht entkommen kann."

„Das ist vortrefflich," sprach Chlotilde, „Gott sorgt für Alles."

„Viele Gänge sind durch die Geächteten weithin ausgedehnt worden," fuhr Edmund lebhaft fort, „sie dehnen sich unter diesem Gestein wohl eine halbe Stunde weit aus. Die Schergen der Gewalt würden hier übel empfangen werden, wenn sie einen Angriff wagten."

Da in dem Gewölbe einige alte Stühle standen, so nahmen die Flüchtlinge Gelegenheit auszuruhen. Sie konnten das Gewölbe nach allen Richtungen betrachten. An der Decke sah man die wundervollsten Tropfsteingebilde, die noch sämmtlich unverletzt waren. Eine einfache Lampe aus Metall hing an einem Eisendrath. Durch ein kleines Loch, das von Oben nicht bemerkt werden konnte, drang so viel Licht ein, um sich unge-

hindert bewegen zu können. Die Luft war trocken und man konnte hier längere Zeit verweilen, ohne der Gesundheit zu schaden. In einer Ecke fand man sogar eine kleine Büchersammlung, welche die heilige Schrift und die besten Erbauungsbücher, wie die Nachfolge Christi, enthielt. In einer andern Ecke war trocknes Moos, mit Laub vermischt, zu sehen, auf welchem man die müden Glieder ausruhen konnte. Weiter nach Oben war in das Gestein eine Nische eingehauen zum Aufbewahren der Lebensmittel. An dem hintern Ende war eine kleine Spalte, welche nach der Schlucht hinausführte und von wo aus man das ganze enge Thal übersehen konnte. Und als die Flüchtlinge die unmerkliche Oeffnung näher betrachteten, so erblickten sie Anton, wie er geschäftig die Kisten und Koffer vom Wagen hob, ohne daß er in den geheimnißvollen Raum sehen konnte; er hatte keine Ahnung, daß er von hier aus beobachtet werde.

„Das Ding gefällt mir besser als ich es erwartete," sprach der Graf mit befriedigter Miene. „Chlotilde, wir werden uns angewöhnen können."

„Aber wir haben keine Zeit mit Beobachtungen zu verlieren," sagte Edmund, „ich will Anton helfen, damit die Kisten bald hieher kommen. Anton muß bald entlassen werden. Man braucht ihn auf dem Schlosse."

Es stand eine kurze Zeit an, so waren die Kisten in dem Gewölbe. Anton stand vor dem Grafen und erwartete weitere Befehle.

„Anton, ich danke dir vielmal für deine Dienste," sprach der Graf, indem er dem getreuen Diener die Hand reichte. „Ich werde diesen Liebesdienst nicht vergessen."

„Anton, du wirst mit dem Wagen umkehren," sagte Edmund, „Pepin und das Pferd des Grafen übergebe ich deiner Aufsicht. Ich werde dich auf meinem Renner bald einholen."

„Anton, sei verschwiegen," sprach Chlotilde, indem sie dem Diener die Hand zum Kusse reichte, „du siehst, welches Vertrauen wir in dich setzen."

„Fräulein," sagte Anton leise, während er eine Thräne im Auge zerdrückte, „Sie sollten mich kennen!"

„Nimm den Weg wohl in Acht, Anton!" fügte der Graf zum Abschiede hinzu, „du wirst uns noch oft in dieser Einsamkeit besuchen müssen."

„Grüße mir Jan," sagte Chlotilde, „er soll es gut bekommen, wenn er seines geflüchteten Herrn eingedenk ist: seine Liebe soll dann Erhörung finden."

„Grüße an das Gesinde," versetzte der Graf, „sonst braucht es Nichts zu wissen. Jan wird von Edmund in das Geheimniß eingeweiht werden. Gott befohlen!"

Und nach diesen Worten nahm Anton schmerzlich Abschied von der Herrschaft. Der gute Bursche war recht traurig. Er sah ganz verstimmt und mit weinenden Augen in den dichten Wald hinein, der ihn von allen Seiten umgab. Der Wagen rasselte davon. Pepin wieherte laut, als er die edle Last vermißte, die er hieher getragen, und das Reitpferd des Grafen ließ den Kopf hängen.

„Sei stille, Pepin!" sprach Anton sanft zu dem getreuen Thiere, um es zu beruhigen, „du spielst sonst den Verräther."

Und das Thier sprang beruhigt neben dem Wagen.

Die Kisten in der Halle wurden ausgepackt. Man hatte sich gut vorgesehen. Die Flüchtlinge hatten einen großen Vorrath von Lebensmitteln bei sich. Was aber der Bequemlichkeit Vorschub leistete, wurde allerdings vermißt. Unter den Dingen, welche man aus den Koffern nahm, war auch ein großer Vorrath von Pulver und Blei. Eine schöne Jagdflinte hing bereits an der Wand der Höhle.

„Ich bin ein Freund von heiterm Jagdvergnügen," sagte der Graf, indem er auf die mörderische Waffe deutete. „Ich will in der Verbannung nicht vor langer Weile sterben."

„Da haben Sie Gelegenheit, mein Vater, Ihrer Jagdlust Genüge zu thun," versetzte Edmund scherzend, „in diesem dunkeln Forst wimmelt es von Hasen und Hühnern, und am Ende der Schlucht ist ein kleiner Weiher."

„Hast du die Angel nicht vergessen, Chlotilde?" fragte der Graf wie zum Scherze.

„Hier, mein Vater!“ antwortete Chlotilde frohlockend, und reichte dem erstaunten Grafen die Angel dar.

„Vortreffliches Kind!“ rief der Graf aus, „nun leben wir, den Lehnsessel, meinen Liebling, abgerechnet, wie zu Hause.“

„Und nun wollen wir in die Kapelle gehen,“ bat Edmund. „Sie wird den Flüchtlingen gefallen. Um mein Pferd darf mir nicht bange sein; ich habe es gut verborgen.“

„Vater, Edmund spricht von einer Kapelle,“ sagte Chlotilde heiter, „hast du's gehört?“

„Meiner Treu, da sieht es ja aus, wie zur Zeit der Christenverfolgung!“ sprach der Graf mit Leidenschaft, „eine unterirdische Kapelle und eine Felsenwohnung für arme Verfolgte — ein stilles Leben unter der Erde und Mord und Brand und alle menschlichen Gräuel über uns! Ich hätte nicht gedacht, das Alles erleben zu müssen!“

Edmund öffnete eine Marmorplatte und kroch durch eine kleine Oeffnung. Der Graf folgte ihm mit Chlotilde. Edmund nahm eine Blendlaterne aus der Tasche seines weiten Reisekleides und zündete ein Licht an. Und nun ging es in die Tiefe. Man stieg ungefähr dreißig Stufen abwärts. Die Luft war sehr kühl.

„O ich habe die Platte nicht geschlossen!“ rief Edmund aus, „ich muß zurück.“

Man vernahm in der Tiefe den Fall der Platte. Nach wenigen Augenblicken war Edmund da. Aber wie verwunderten sich die Flüchtlinge, als sie hier auch einen unterirdischen Gottesacker antrafen! Man sah Denkmäler mit vollkommener Namensaufschrift. Ein schlichtes Kreuz war auf dem Stein abgebildet. Es waren dieß Grabmäler frommer Christen, welchen man die Ehre einer öffentlichen Beerdigung nicht erweisen durfte. Ihre Leiber ruhten hier in der Felsenkluft.

„Das ist ja merkwürdig!“ rief der Graf voll Verwunderung aus. „Wer hätte das gedacht? Welche Triumphe, o Gott, feiert deine Kirche inmitten des Elendes, das deine Feinde über unser schönes Vaterland gebracht!“

„Und wie sehr sind die Priester zu achten,“ fiel

Edmund voll Begeisterung ein, „welche einer solchen Aufopferung fähig sind, daß sie weder Hunger noch Durst, weder Elend noch den Tod scheuen, um den zerstreuten Frommen im Vaterlande zu dienen! Niemals habe ich die Religion so sehr geschätzt als in unserer trüben Zeit — jene Religion, welche unsere Thoren verspotten und welche in ihren Augen Unsinn ist und Priesterwahn, die aber den Menschen zu den erhabensten Opfern zwingt, deren eine Seele fähig ist. Nie habe ich größer von dem katholischen Glauben gedacht, als in unserer Zeit; denn es ist jener Glaube, welcher in den Tiefen der Erde, in Wäldern und zwischen Felsenthoren geübt wird, nachdem es Gott zugelassen, daß dieser erhabene Glaube von seinen Feinden mißhandelt und geächtet werde.

„Zum Untergang der Ruchlosen, welche sich nicht scheuen, die menschliche Vernunft unter dem Bilde einer schlechten Dirne öffentlich zur Gottheit zu erheben,“ setzte der Graf voll tiefen Ernstes hinzu.

Schweigend setzten die Flüchtlinge ihren Weg fort. Das matte Licht der Laterne warf magische Schatten in den niedrigen Gang. Der Gang erweiterte sich. Man sah eine mit Eisen beschlagene Thüre, welche angelehnt war. Es mußte Jemand in der Kapelle sein.

„Wir sind am Ziele,“ sagte Edmund, „wir müssen das Haupt entblößen. Dort hinter der Thüre ist die Kapelle.“

Die Flüchtlinge nahten sich mit heiliger Andacht dem Eingange in die Kapelle. Der Graf war ernst gestimmt. Chlotilde fing an zu beten. Sie hielt den Rosenkranz in der Hand und ihre zitternden Lippen bewegten sich. Edmund schritt voran. Sie standen in der Thüre. Ein schwaches Licht dämmerte in der Kapelle und verbreitete einen matten Schein. Der Altar war in ein feierliches Halbdunkel gehüllt. Die wundervollsten Tropfsteingebilde hingen an der Decke der Kapelle und sie glänzten wie Gold und Edelsteine im Strahle des Lichtes. Dieser Anblick machte einen tiefen Eindruck auf den Grafen. Chlotilde weinte heftig. Edmund war gerührt und nahm Chlotilde bei der Hand. Der Graf trat ein. Edmund folgte mit Chlotilde. Sie fielen nieder auf die kalten Steinplatten. Der Graf erhob

die Hände, zog dann ein Kreuz aus dem Busen und fing an den Rosenkranz zu beten. Die Züge seines Gesichtes hatten in diesem Augenblicke ein ehrwürdiges Aussehen, und sie bekundeten am besten die schmerzliche Bewegung seines Geistes. Thränen rollten aus seinen Augen, tröpfelten auf seinen Bart oder fielen nieder auf sein einfaches Wams, das er sich im ersten Gewölbe rasch angelegt. Er blieb völlig regungslos in dieser Stellung und man hätte ihn für eine Statue halten können; aber sein Blick leuchtete voll heiliger Freude. Edmund und Chlotilde weinten, als sie ihren frommen Vater in dieser erhabenen Stellung erblickten.

Die Flüchtlinge vernahmen ein leises Husten. Nun wußten sie gewiß, daß sie nicht allein in der Kapelle waren. Wer mochte es sein? Wohl wußte Edmund, der mit den Geächteten in engstem Verbande lebte, daß die Kapelle nur den Eingeweihten bekannt war. Das Husten wiederholte sich. Die Flüchtlinge entdeckten wirklich eine Gestalt in einer unbeleuchteten Ecke der Kapelle; sie getrauten sich kaum vorwärts zu gehen. Ein Mann lag in einer betenden Stellung, von einer Carmagnole bedeckt. Der Mann erhob sich — und wer beschreibt das Erstaunen? Die Gestalt war Allen bekannt. Es war der Prior.

„Mein Bruder!" rief der Graf von Arnaud voll Ueberraschung aus, „du bist hier?"

„Mein edler Freund!" sprach der Priester und schloß den Grafen in seine Arme.

„Und du, Chlotilde!" sagte er unter Weinen, „Gott segne dich!"

„O mein Onkel!" fiel Chlotilde ein und weinte bitterlich. „Welch' ein Wiedersehen!"

„Gott hat's so gefügt!" sagte der Priester leise.

Da sah der Priester Edmund. Er schloß ihn in seine Arme und küßte ihn.

„Auch du bist unter uns, du edler Schutzgeist der Verbannten," rief der Greis voll Begeisterung aus. „Wie danke ich Gott, daß es dir gelungen ist, das Herz meines lieben Bruders zu rühren. Nun sind wir sicher aufgehoben! O so laßt uns Gott danken!"

Und die Flüchtlinge warfen sich nieder am Fuße des

Altars und beteten lange und innig. Und das Gebet heiterte ihre Herzen auf, und das Gemüth wurde fröhlich. Nach dem Gebete gab es viel zu fragen. Aber der Priester wandte sich an Edmund und ergriff voll tiefen Gefühles seine Hand. Die Freude des unerwarteten Wiedersehens war zu groß. Er schloß den Jüngling abermals in seine Arme.

„Dieser Jüngling," sprach er, indem er sich zum Grafen wandte, „ist Gold und Edelstein werth. Ich sage es nicht, um ihn eitel zu machen; aber Anerkennung braucht Jedermann. Wie sehr hat er sich um die Heimathlosen verdient gemacht! Er hat die meisten unserer Schlupfwinkel aufgesucht, und die meisten unserer Zufluchtsstätten haben wir ihm zu verdanken. Er nimmt sich mit Gefahr seines eigenen Lebens der Verbannten an."

„Ja, so ist er," fiel Chlotilde ein und ihre Wangen glühten vor Begeisterung.

„Ganz, wie sein ehrlicher, lieber Vater!" sprach der Graf gerührt.

Dem Priester gingen bei diesen Worten wiederholt die Augen über und er mußte männlich mit sich kämpfen, um seine allzu große Rührung zu verbergen.

„Kommt, folget mir!" sagte er kurz und nicht ohne Bedeutung.

Und die Flüchtlinge verließen die Kapelle.

Fünfzehntes Capitel.

Eine schmerzliche Botschaft.

Der Prior führte die Flüchtlinge aus der Kapelle und gelangte mit ihnen in das Gewölbe, in dessen Wand einzelne Grabdenkmäler eingegraben waren. Er blieb plötzlich stehen und hielt an. Seine Mienen nahmen einen seltsamen Ausdruck an. Man sah es ihm an, daß ihm etwas Außerordentliches auf dem Herzen liege. Eine Mauer, welche im Hintergrunde aufgeführt war, warf einen trüben Schatten auf die Gruppe. Eine

Spalte sandte das Licht des Tages in den mannigfaltigsten Strahlenbrechungen hinein in die geheimnißvolle Steinkammer. Edmund sah es und wollte das Licht in der Blendlaterne auslöschen.

„Nicht doch, mein Freund!“ sprach der Prior feierlich, „es ist nicht helle genug ohne Licht. Wir sind viele Fuß unter der Erde. Man hat dieses Gewölbe nicht ohne Mühe gebildet. Der Sandstein ist hier härter als anderswo.“

„Warum hat man denn diese Gewölbe eingehauen?“ fragte der Graf neugierig. „Ich dächte doch, ein oder zwei solch' unterirdischer Säle böten Raum genug für ein Dutzend Flüchtlinge.“

„Mein Bruder,“ sagte der Prior mit Ernst, „wir leben in einer sonderbaren Zeit, die ganz geeignet ist, Gottes ewigen Namen zu verherrlichen. Wohl hat die Kirche in Frankreich in den fernsten christlichen Jahrhunderten schon unzählige Bekenner und Martyrer aufzuweisen; wohl ist sie reich an solch' hochherzigen Christen, welche für ihren Glauben ihr Leben gelassen: in unserer Zeit aber scheint sich dieses tragische Schauspiel zu wiederholen Fast jede Stadt, beinahe jedes Dorf hat einzelne Auserwählte, welche für den Glauben Gut und Leben opfern und welche gewillt sind, Alles für ihre Religion hinzugeben. In der Stadt Angers werden diese Edlen zu Tausenden hingeschlachtet. Unter den schrecklichsten Martern fallen dort die Häupter der Priester. Die Verfolger der katholischen Kirche wähnen damit zum Ziele zu kommen, sie wissen aber nicht, daß der Tod eines priesterlichen Helden einen neuen Arbeiter in den Weinberg des Herrn ruft, und daß mit der Vernichtung des Christenthums das Volk hingemordet werden muß, wenn die Feinde bleibend Sieger sein wollen. Und die edle Stadt Angers steht nicht allein. Alle, welche unter der Guillotine fallen, sterben für eine gerechte Sache. Die Meisten sterben für den Glauben. Angesichts dieser Gräuel hat sich die Kirche in die Tiefen der Erde und in Einöden zurückgezogen, um da ungestört zu blühen. Die Zeit der Katakomben ist wiedergekehrt, und wie auf jene schreckliche und doch wiederum so heldenmüthige Zeit ein sanfter schöner Friede folgte, so wird es auch in unserer

Zeit geschehen. Eines Tages werden wir jubeln; denn die Kirche wird wieder zu Ehren kommen."

Und der Prior führte die Flüchtlinge zu einem Grabmale, dessen Deckplatte erst in der verflossenen Nacht eingemacht worden war. Der Mörtel, welcher sie mit dem Sandstein verband, war noch naß.

„Hier ruht ein edler Mann," sprach der Priester mit bewegter Stimme. „Er sank zu früh in's Grab — zu früh für ihn, zu früh für seinen ebenso wackern Sohn. Sein ganzes Leben war der Wissenschaft, der Tugend und dem Wohle seiner Mitmenschen gewidmet. Auf seiner Seele lastete keine Unthat und wenn er einen Tag vorübergehen ließ, ohne einen nothleidenden Menschen erquickt zu haben, so war er traurig und rief: Dieser Tag ist für mich verloren."

Eine schmerzliche Bewegung ergriff die Flüchtlinge. Edmund fuhr erschrocken auf; denn das letzte Wort mahnte ihn an seinen Vater.

„Und dieser Mann, das Musterbild eines braven Edelmannes," fuhr der Greis fort, „mußte zuerst die Schrecken des allgemeinen Umsturzes erfahren. Von seinen Gütern vertrieben und wegen seiner Anhänglichkeit an den gemordeten König geächtet, floh er über die Gränze. Allein die Liebe zum Vaterlande war tief in sein Herz gegraben. Er wollte wenigstens in der Verborgenheit für das geknechtete Vaterland wirken und zu seinem Wohle beitragen. Er kehrte zurück. Er ward entdeckt und zum zweiten Male ward er flüchtig im eigenen Vaterlande. Er wollte zu den Geächteten in den Bergen fliehen. Er ward daran gehindert. Da eilte er in die Vendée, um hier zu kämpfen für des Vaterlandes Freiheit und für den Thron seines Königs. Der Kampf entschied sich zu Gunsten der Verblendeten, welche Frankreich knechten. Der Edle kam kaum mit dem nackten Leben davon, und wieder war seine Aufmerksamkeit nach den Sevennen gerichtet. Er erreichte die Berge, um hier zu sterben. Ich fand ihn, als er eben seine Seele aushauchte."

„O Gott, welche schmerzliche Enthüllung!" rief Edmund betroffen aus und stürzte an die Brust des Priesters.

„Eine Kugel, von verruchter Hand ihm meuchlings zugesendet, hat sein Leben geendet," sprach der Priester mit tiefer Bewegung. „Meine Freunde, beten wir ein andächtiges Vater unser! Ihr wißt, was ich sagen will: wir stehen am Grabmal unseres unvergeßlichen Freundes, des Marquis von Gerand!"

Edmund stieß einen schmerzlichen Schrei aus. Das war Alles, was er hervorbringen konnte. Der Priester hielt ihn sanft in seinen Armen. Er weinte bitterlich. Und die Anwesenden störten den frommen Schmerz des Jünglings nicht. Sie standen da voll Theilnahme und beteten für die Seelenruhe des Geschiedenen. Sie weinten mit; denn der Vollendete war ihnen ein theurer lieber Freund.

„Gott gebe ihm die ewige Ruhe," sprach der Priester im Tone tiefster Rührung.

„Und das ewige Licht leuchte ihm," setzte der Graf schmerzlich hinzu.

Chlotilde verhüllte ihr blasses Angesicht und blieb weinend bei Edmund stehen

„Wenn friedliche Zeiten kommen," sprach der Priester, „wollen wir den Leichnam des Verewigten nach Hause bringen. Er hat die Segnungen der Religion noch in seinem letzten Augenblicke empfangen. Ich hörte seine Beichte und reichte ihm das Abendmahl. O wie war der Edle gerührt und hingerissen! Wie sehnte er sich, zu seinem Heiland zu kommen!"

Edmund kniete noch an dem Grabmale seines Vaters. In regungsloser Stellung hielt er seine Hände gefaltet und betete mit einer heiligen Inbrunst. Sein Gesicht war blaß. Er erhob sich endlich von den kalten Steinplatten.

„Gott gebe ihm die ewige Ruhe!" sprach auch er, indem er seine Wangen abtrocknete.

„Der Herr gebe ihm seinen Frieden," versetzte der Graf, indem er Edmunds Hand ergriff.

„Es hat den Frieden gesucht und ihn gefunden," entgegnete der Priester. „Das Andenken an diesen Martyrer bleibe uns im Segen."

Die Flüchtlinge traten nach diesem schmerzlichen Auftritte aus dem Gewölbe. Sie kamen in der weiten

Höhle an, wo die Kisten standen und setzten sich in einen Kreis. Die Unterhaltung nahm auf Veranlassung des weltkundigen Priesters schnell eine andere Wendung.

„So sind also die Verbannten ihres Lebens nie sicher," begann der Graf, „sie wissen zu keiner Stunde, wann der Mordstahl in ihr Herz eindringt."

„Sie werden von allen Seiten gehetzt und gejagt," versetzte der Priester, „aber das kann ich versichern, von diesem unterirdischen Schlupfwinkel wissen die Feinde keine Ecke. Und wenn sie eindringen würden, so könnten sie am Ende keinen Ausweg mehr finden. Es sind schon viele Flüchtlinge von den niedersten Ständen bis zum höchsten Adel in diesen Gewölben und Gängen gewesen, und ein Jeglicher suchte das dunkle Versteck zu vergrößern. Man lebt hier in vollkommenster Sicherheit."

„Wenn man klug ist," bemerkte der Graf. „Unvorsichtigkeit könnte großen Schaden bringen."

„Das merke Dir, mein Bruder!" sagte der Priester nicht ohne Bedeutung. „Sorge mir für Chlotilde, sie ist ein Edelstein, welchen du unversehrt dem Himmel geben mußt. Gieb Acht, daß dieser Edelstein seinen Glanz nicht verliere."

„Ich will Acht auf sie haben," versetzte der Graf, „sie ist mir theurer als Alles, was mich an die Erde bindet; sie ist eine meiner glänzendsten Hoffnungen. Und glaubst du, ich werde fahrlässig genug sein, daß diese meine schönste Hoffnung vereitelt werde?"

Chlotilde sprang auf von ihrem Sitze und fiel dem Vater an die Brust.

„O Vater," rief sie aus, „wie gut bist du!"

„Du hast Chlotilde ohne Zweifel in Allem wohl unterrichtet, was ihr Seelenheil angeht," fuhr der Priester fort, „du hast es auch an frommen Uebungen nicht fehlen lassen und hast vor Allem ihren Charakter gebildet. Ich habe diesen Edelstein an dein Herz gebunden, als wir an dem Grabe deines Weibes zum letzten Male mit einander beteten. Hast du in Acht genommen, was ich dir damals sagte?"

„O Chlotilde ist das folgsamste Kind, das je ein Vater sein nannte," rief Edmund aus, wie aus einem

schweren Traum erwachend. „Wir dürfen ohne Sorgen sein!“

„Am jüngsten Gericht kann ich diese Seele ohne Bangen Gott darbringen,“ sagte der Graf mit gehobener Stimme. „Sie wird den Glauben bewahren oder ich bin der unglücklichste Vater, den die Erde trägt.“

„Ich werde nie von Dem abweichen, mein Vater, was du mich gelehret hast,“ sagte Chlotilde voll tiefer Empfindung. „Ich will lieber sterben.“

„Da hörst du es selbst aus ihrem Munde,“ bemerkte der Graf, und er rieb sich die Hände und ein sanftes Lächeln spielte um seine Lippen.

Der Priester machte eine zustimmende Bewegung. Er stand schnell auf und ergriff die Hand des Grafen.

„Es ist hohe Zeit für mich, daß ich scheide,“ sagte er betrübt, „meine Pflicht ruft mich. Ich muß weiter.“

„Schmerzlich ist es,“ fügte der Graf hinzu, „daß der Priester gehetzt wird wie ein Hochwild, dessen Fährte man entdeckt hat. Noch schmerzlicher ist, daß er am Fuße des Kreuzes in Einöden weinen muß über das Unglück seines Volkes. Aber am betrübendsten ist es, daß so Viele gemordet werden und ohne göttlichen Trost von der Erde scheiden. O mein Bruder, Gott möge dich stärken! Es ist traurig, in Erdgewölben Gott dienen zu müssen, als ob wir unsere herrlichen Dome umsonst gebaut hätten — diese erhabenen Zeugen einer frommen, längst verschwundenen Zeit. Die armen Priester!“

„Das ist Gottes Wink,“ gab der Prior zur Antwort und eilte in eine Ecke und öffnete einen verborgenen Schrank.

Er legte sein priesterliches Gewand ab und verbarg die Sutane in dem Schrank. Dann nahm er seine Carmagnole und warf sie über die Schultern. Die rothe Mütze hing auf dem Kopfe und so trat er vor die Flüchtlinge.

„Nun bin ich ein Patriot, um die Patrioten zu äffen,“ sagte er mit einem heitern Lächeln. „Aber so geht es in der Welt. Lebt wohl!“

Und er umarmte den Grafen und gab Edmund und Chlotilde seinen Segen.

„Auch ich muß scheiden,“ sprach Edmund mit geho-

bener Stimme. „Anton wird mich erwarten. Ich bin fast zu lange ausgeblieben.“

„Gott gebe dir deinen Segen,“ sagte der Graf und drückte den Jüngling an sein Herz.

„Leb' wohl, Chlotilde, meine herzliebe Braut,“ versetzte Edmund und küßte die Hand des Mädchens. „Wir sehen uns bald wieder.“

Und mit diesen Worten verließ er den verborgenen Ort und kam auf der Höhe der Ruinen an. Der Renner wieherte laut, als er seinen Herrn erblickte. Edmund schwang sich auf das edle Roß und sprengte durch den Wald davon.

Sechszehntes Kapitel.

Ein wohlverdienter Lohn.

„Also das haben die Schurken im goldenen Löwen gesagt?“ sprach Edmund voll edlen Unwillens, „sie wollen die Dienerschaft des Schlosses bestechen, damit sie die Kostbarkeiten nach Gefallen wegnehmen können? Die Taugenichtse!“

„Sie haben noch mehr gesagt,“ erwiederte Anton und seine Hand ballte sich zusammen. „O wenn ich nicht allein gewesen wäre, sie hätten dann Nichts mehr gesagt. Sie wollen das Schloß verbrennen und dann erst recht plündern.“

„Das soll ihnen nicht gelingen,“ fiel Edmund zornig ein. „Das sollen sie nicht erreichen. Die elenden Buben!“

„Sie wollen das Gut um einen Spottpreis verkaufen,“ fuhr Anton redselig fort, „und dann will es Durand an sich bringen. Alfred soll entschädigt werden. Und Durand hat noch mehr gesagt.“

Anton schwieg. Er hatte den Muth nicht, weiter zu sprechen.

„Was sagten sie weiter, Anton?“ fragte Edmund, „verschweige mir Nichts. Sei aufrichtig.“

„O es ist zum Tollwerden!“ rief Anton aus und ward roth im Gesicht.

„Das will ich nicht wissen, Anton!“ gab Edmund ernst zur Antwort.

„O es ist nicht der Mühe werth, daß man's sagt,“ versetzte Anton mit gezwungenem Lachen. „Es ist zu närrisch und kindisch.“

„Ich will es wissen,“ sprach Edmund mit Festigkeit. „Anton sprich!“

Aber Anton lachte noch lauter und rieb sich die Hände.

„Nun, Anton, muß ich noch öfters fragen?“ rief Edmund aus und eine hohe Röthe flog über seine Wangen.

„O mein Herr, es ist zum Lachen!“ fuhr Anton ziemlich plump heraus, „Durand hat es auf das gnädige Fräulein abgesehen. Er will — —“

„Schon gut Anton,“ sagte Edmund, „ich weiß genug. Wenn nun die Beiden kommen, so haltet euch wacker: du und Jan und die ganze Dienerschaft. Bereitet ihnen einen guten Empfang oder doch einen feierlichen Abschied!“

„Sie werden zufrieden sein,“ versetzte Anton und verließ das Zimmer, welches Edmund im Schlosse bewohnte.

Anton war es, welcher in dem goldenen Löwen während eines vertraulichen Gespräches zwischen Alfred und Durand jene unliebsame Störung hervorgebracht hatte. Ein Jugendfreund hatte ihn in den Gasthof genommen, wo er sich an die Rückseite der Thüre gelehnt und Alles gehört hatte, was die würdigen Vertrauten einander mittheilten. Es machte ihm Vergnügen, die Freunde aus ihrer Unterhaltung so unangenehm aufgeschreckt zu haben.

Der brave Jan war schon in das Geheimniß eingeweiht worden und freute sich herzlich, Durand und Alfred tüchtig heimschicken zu können. Er hatte Alfred schon wegen Laura auf dem Zuge; denn wenn Alfred nicht gewesen wäre, so hätte Jan sein Ziel schon früher erreicht. Zudem hatte Alfred die schöne Laura schnöderweise verlassen und auch diese Schlechtigkeit haßte er, obgleich ihn Alfred's Untreue seinem Ziele näher brachte.

„Laß sie nur kommen, Anton!“ sprach Jan mit La-

chen, „ich stelle mich lammfromm und lasse mich von den Schuften zum Scheine angeln.“

„Brav, Jan!“ jubelte Anton und rieb sich vergnügt die Hände. „Das wird eine hübsche Wäsche geben. Gratulire, Meister Durand!“

„Dann werde ich sie in's Schloß einlassen,“ sagte Jan weiter. „Was weiter geschieht, kannst du dir denken Haha!“

Es war ein freundlicher Nachmittag. Man hatte den warmen Sonnenschein lieb; denn ein Paar schauerliche naßkalte Regentage waren vorausgegangen. Der Regen fiel so massenhaft auf die Erde, daß man das Zimmer kaum verlassen konnte. Dieses Wetter war namentlich Durand, dem Bezirkspräsidenten sehr zuwider; denn seit er diesen hohen Posten bekleidete, war er selten zu Hause und nur das größte Unwetter vermochte ihn auf einen oder zwei Tage an das Zimmer zu fesseln. Einen Regenschirm zu tragen, dazu konnte er sich unter keinen Umständen bereden. Denn das war ihm zu lästig und erschien ihm sogar bei seiner hohen Einsicht als unschicklich und tölpelhaft. Es kam ihm also sehr erwünscht, daß heute die Sonne ohne Schleier aufging. Schon am frühen Morgen warf er sich in seinen schönsten Staat und als ihm Alfred begegnete — es war in der Nähe des Freiheitsbaumes, wo sich Alfred in seinen müßigen Stunden fortwährend herumtrieb — wurde er vom Kopf bis zu den Füßen gemustert und gefragt, wo das eigentlich hinaus wolle.

„In's Herrenhaus!“ sagte Durand kurz, „wir wollen heute einmal Einsicht nehmen von der feinen Wohnung des Aristokraten, ob sie der allgemeinen Gleichheit nicht zuwider läuft. Du wirst mich begleiten.“

„Gern, mein Freund!“ sprach Alfred, „ich bin heute doch zu nichts Ernsthaftem aufgelegt und diese Reise schickt sich heute zu meinem Humor.“

„Um ein Uhr?“ fragte Durand, indem er sich anschickte weiter zu gehen.

„Um ein Uhr,“ wiederholte Alfred gleichgültig, „wo treffen wir uns?“

„Im goldenen Löwen,“ erwiederte Durand, „aber

pünktlich; du weißt, ich hasse das lange Warten. Es schickt sich schlecht für Patrioten."

Also schieden die beiden würdigen Freunde. Alfred hatte wirklich nichts Ernsthaftes im Sinne. Er wanderte von Schenke zu Schenke und wo er eintrat, fand er auch Durand, seinen Vertrauten. Auch Durand waren heute der Volksverein und das öffentliche Geschäftslocal zwei widerliche Dinge. Die Freunde lächelten, wenn sie sich sahen, und jedes Mal ward eine Flasche Rothwein getrunken.

„Ich trinke keinen andern Wein," sagte Durand scherzend, „der Wein soll mich stets an meine Farbe erinnern, damit mich keine unzeitige Schwäche anwandelt."

„Ich brauche solche Merkzeichen nicht," sprach Alfred. „Mein Herz wiederholt mir fortwährend meine Farbe wie dem Liebenden den Namen der Geliebten."

Und Alfred verzog sein Gesicht zu einem leichten Hohne. Er hatte bereits eine große Gewalt über den Freund errungen, und Durand wagte es nur selten mehr, ihm kräftig zu widersprechen.

Es schlug ein Uhr, als die Vertrauten im goldenen Löwen zusammentrafen. Daß vor der Abfahrt eine Flasche getrunken wurde, versteht sich von selbst. Der Wein hatte bereits die Zungen der Freunde gelöst.

„Wenn du mir etwas zu sagen hast, Alfred," sprach Durand kurz und bestimmt, „so spare es auf den Weg. Da können wir vertraulich reden."

„Es braucht keine Vorsicht," fiel Alfred gleichgültig ein, „der Wirth zum goldenen Löwen trägt die rothe Mütze: also ist er ein Patriot und die Pratrioten sind ehrliche Leute. Wozu diese Angst!"

„Schon gut," versetzte Durand leise, „aber ich spreche von unserem Plan nicht gern laut, nicht einmal in einem Mäuseloch. Mein Freund — — —"

„Auf, wir wollen gehen," unterbrach Alfred den Bezirkspräsidenten, indem er sein Weinglas vollends leerte. „Es wird sonst Nacht."

Es war ein prachtvoller Sommerabend. Die Vertrauten liefen langsam durch die Hauptstraße von Marvejols und kamen an das Ende der Stadt. Es war warm, und Alfred zog seinen Rock aus. Durand war

bequemer und verlor manchen Tropfen Schweiß, der ihm über die Stirne herabrollte. Sie fanden zu ihrer großen Freude wenig Leute auf der Straße. Ein Fußpfad lenkte von der Straße ab durch's Kornfeld, und als die Freunde dort angekommen waren, befanden sie sich schon in einer sehr lebhaften Unterhaltung. Der Bezirkspräsident fuchtelte gewaltig mit den Armen, und Alfred that, als ob es gelte, die Welt auseinander zu schlagen. Dann beugten sie sich wieder so geheimnißvoll zu einander, daß man sich's gestehen mußte, es sei ihnen mit dem Gespräche vollkommener Ernst. So war es auch.

„Du liebst also wirklich Chlotilde?" fragte Alfred und trat an Durand hin, um ihn zum Stehen zu bewegen.

„Recht und aus der Seele heraus," gab Durand zur Antwort.

„Und hast keine Nebengedanken?" frug Alfred weiter und trat einen Schritt zurück.

„Was sollt' ich denn für Nebengedanken haben?" sprach Durand mit stolzer Miene. „Ist denn mein Herz nicht gut genug?"

„Ich meinte, du hättest allerlei Nebengedanken," fiel Alfred ein, „das Geld des Mädchens ist nicht zu verachten. Ihr Gesicht — — — nun das ist eine pure Kinderei. Das vergeht; aber das Geld bleibt."

„Du bist in der That sehr prosaisch, Alfred," sagte Durand, „wenn es Elise wüßte. Du hast doch mit Elise angebunden?"

Allein Alfred gab eine ausweichende Antwort und ging mit Durand des Weges.

„Du fängst mich heute nicht, Durand!" dachte er, „so pfiffig du sonst bist, dießmal ist das Ei gescheidter als die Henne."

Sie gingen weiter. Sie betrachteten mit scheelen Augen die prächtigen Kornfelder, welche zu beiden Seiten des Weges im leichten Abendwind auf und nieder wogten, wie die unruhigen Wellen des Meeres. Diese schönen Gefilde, so gut angebaut und so vortrefflich im Stand gehalten, entzückten die Augen der Wanderer, und ein unbezwingbarer Neid entstand in ihren Herzen. Diese Saaten gehörten zum Herrenhause; sie waren Eigenthum des Grafen von Arnaud.

„Diese Kornfelder zum Beispiel wären eine schöne Morgengabe,“ meinte Alfred, „sie wären nicht zu verschmähen.“

Allein jetzt war das Stillschweigen an Durand. Er sah gleichgültig nach Alfred hinüber, der mit den langen reifenden Aehren spielte und sie durch seine hohle Hand gleiten ließ.

„Ob dich aber Chlotilde lieb gewinnen wird?“ fragte Alfred bissig, weil er von Durand keine Antwort erhalten hatte.

Dieses Wort regte nun Durand wieder auf und ein geheimer Zorn erfüllte seine Seele.

„Das wird sich machen lassen,“ versetzte er voll Zuversicht, „die Mädchen ändern sich wie die Zeiten. Wenn Keiner vom Adel mehr da ist, der um Chlotilde werben kann, so wird sie einen Bürger nehmen. Sie wird es machen, wie alle Mädchen. Heirathen wollen sie alle.“

„Aber es hängt doch Alles vom Wollen ab,“ sprach Alfred mit beißendem Spott und Durand mußte es ertragen.

„Du machst mir nicht bange,“ fuhr der Bezirkspräsident heftig auf, „ich sage dir im Ernst, ich werde um Chlotilde freien und ich werde sie erhalten und zwar muß mir dein Mittel dienen — das Mittel, das du mir im goldenen Löwen angerathen hast. Wir machen den Alten kalt oder — — — Schon gut! Dein Rath ist der beste. Ich komme zum Ziel oder ich müßte nicht Durand heißen. Ich habe mich vom armen Knaben zum Bezirkspräsidenten emporgeschwungen, es wird mir ein Leichtes sein, die Tochter eines abgedankten Edelmannes zu bekommen.“

„Dein Schluß ist sehr glücklich,“ spottete Alfred, „ich habe alle Achtung vor deinem Verstand. Wenn ich dir dienen kann, so brauchst du nur zu winken. Wenn aber Chlotilde nicht ehelichen will, namentlich nicht nach unserer Vorschrift, was willst du dann thun?“

Durand war in Verlegenheit. Er dachte einer geschickten Antwort nach. Es entstand deßhalb ein peinliches Stillschweigen.

„Die Zeit wird das Mittel bringen,“ entgegnete er nach einer Weile kurz. „Wir wollen der Zeit nicht vor-

greifen. Kommt Zeit, kommt Rath, sagt ein bekanntes altes Sprichwort."

„Wir wollen diese Frage als erledigt betrachten," sprach Durand ärgerlich, „darin liegt die Hauptsache, daß wir den Grafen vernichten."

„Das fördert die Liebe gewaltig," versetzte Alfred voll Uebermuth. „Wir wollen wenigstens die Güter des Edelmanns redlich theilen. Ich meine so: ein Dritttheil in den Staatsschatz, ein Dritttheil in deine Kasse — — — und den Rest in meine Sparbüchse."

„Ich finde das billig, sehr billig," spottete Durand, „dein Witz ist eben so gut wie der meinige."

Die Patrioten standen bereits am Eingang in den Park. Der Park mußte ihnen gefallen. Sie blieben stehen und betrachteten die herrlichen Obst- und Zierbäume. Die schönen Anlagen wurden gelobt. Man gedachte des prachtvollen Springbrunnens, der zierlichen Lauben, des Fischteiches und der Kornfelder. Man rühmte die Wiesengründe und die Zuchtthiere in den Stallungen. Man schätzte das Gold und Silber in den Schränken und vergaß die reichen Fruchtvorräthe nicht, die man im patriotischen Sinn verwenden wollte. Man ließ sogar dem alten Schlosse mit seinen grauen Mauern Gerechtigkeit widerfahren, obgleich Vieles in dem Schlosse an die Zeit der „Knechtschaft" durch den Adel und die Priesterschaft erinnerte. Doch das ließe sich ja ändern, meinten die achtungswerthen Genossen.

Während die Vertrauten die Schönheit des alten Edelsitzes hervorhoben und leise berechneten, wie hoch der Antheil eines Jeden kommen würde, wenn ihr Vorhaben zur Ausführung komme — und was konnte Durand nicht zu Stande bringen, wenn er wollte? — kam ein Mann durch die Mitte der Straße dahergerannt, welche durch die Mitte des Parkes führte. Auf seinem Kopfe hing die phrygische Mütze und die Carmagnole flatterte leicht im Abendwind. Er trug einen derben Knotenstock in seiner Rechten, und fuhr mit demselben wüthend und wie von Wahnsinn befallen durch die Luft. Dabei stieß er unverständliche Schimpfworte aus, die aber sehr gewichtig sein mußten, denn seine Augen rollten fürchterlich

in den Höhlen. Sein langes Haar flog über die Schultern und seine Lippen zitterten vor Wuth.

„Wahrlich, ich bleibe nicht mehr in diesem elenden Neste," rief er heftig aus, „ich soll mein Leben an diesen verlorenen Posten hängen? Um Nichts? Nein, dazu bin ich zu gescheidt: ich gehe in's Lager der Patrioten, da bekomme ich's besser. Es lebe Bürger Durand!"

Als Durand seinen Namen so vortheilhaft nennen hörte, ward er doppelt aufmerksam. Voll Neugier sah er nach dem Mann, der so eilig daher rannte und den er trotz seines guten Auges nicht sogleich erkennen konnte.

„Es ist Jan, oder alle meine Sinne täuschen mich!" rief Alfred verwundert aus.

„Ach, geh' mir weg mit deinen plumpen Einfällen, Alfred!" sprach Durand aufgeregt „Wenn es Jan ist, dieser eingefleischte Knecht des Adels, so bin ich nicht Durand, und das will doch viel sagen."

„Und es ist Jan, sage ich," betheuerte Alfred wieder. „Sieh, da ist er schon!"

Wirklich war es Jan, mit der Tracht eines Patrioten angethan. Er heulte und schimpfte, daß es eine Art hatte. Er verwünschte Himmel und Hölle und that wie ein Rasender. Die Freunde wollten ihn besänftigen; allein je mehr sie sich Mühe gaben, desto ärger tobte Jan. So hatte man Jan noch nicht gesehen.

„Nein, es ist in diesem Hause nicht mehr auszuhalten," rief er laut aus. „Da wird man bei lebendigem Leibe gehetzt: schlechte Kost, kleinen Lohn für viele Arbeit. Mich soll der Kukuk holen — — —"

„Jan, was ist das?" fragte Alfred neugierig und faßte Jan's Hand.

„Gut, daß ich dich treffe, Bürgerpräsident!" versetzte Jan lebhaft, indem er sich zu Durand wandte, „von nun an schwöre ich als ein guter Patriot zu deiner Fahne. Bisher hab' ich's nicht ehrlich mit der Freiheit gemeint; aber jetzt gehör' ich dein mit Gut, Leben und Allem."

„Ich muß mich wundern, Jan, was ist geschehen?" fragte Durand schnell. „Ich kenne dich nicht mehr, Jan!"

„Meint Der da, ich lasse mich so behandeln?" rief Jan aus. „Bin ich nicht ein Mensch? Sollten sie nicht

froh sein, noch einen treuen ehrlichen Menschen zu haben? Aber diese Leute sehen ihr Unglück nicht ein."

„Alfred konnte aus diesem Auftritt nicht klug werden. Er dachte hin und her, was das zu bedeuten habe. Durand blieb verblüfft stehen. Jan tobte fort und machte mit seinem Knotenstocke wieder Bewegungen.

„Der Mensch ist von Sinnen," sagte Alfred leise zu Durand, „was wollen wir machen?"

„Ich bin bei gutem Trost," rief Jan aus, „aber so kann es nicht gehen. Die ganze Dienerschaft ist im Aufstand. Die Herrschaft hat das Fersengeld genommen. Alle denken wie ich. Und ich bin abgeschickt, den Bürgerpräsidenten zu holen. Gut, daß Durand kommt!"

Durand konnte sich von seinem Erstaunen kaum erholen.

„Jetzt haben wir leichtes Spiel, Alfred," rief er aus, „das Schloß ist unser. Wir wollen die Diener frei lassen und trefflich belohnen. Mit dem Schloß verfahren wir nach dem Recht."

„Komm nun, Bürgerpräsident," sprach Jan, Durand zum Weggehen drängend. „Du findest die ganze Dienerschaft in den phrygischen Mützen. Sie errichten nemlich schon einen Freiheitsbaum."

Da ließ sich Durand nicht mehr aufhalten. Er eilte mit Alfred rasch voran und kam mit Jan zum Herrenhaus. Er fand Alles, wie es ihm Jan gesagt hatte. Die Diener führten einen Freiheitstanz auf, machten aber allerlei ungeschickte und spöttische Bewegungen. Sie rannten wie rasend um den Baum und schienen Durands Ankunft kaum zu bemerken. Durand war vor Freude kaum zu halten; er ergriff die Hand eines Mädchens und trat in den Reigen. Alfred folgte seinem Beispiele. Ein großer Weinkrug machte die Runde, und der Bürgerpräsident verschmähte es nicht daraus zu trinken. Alfred schickte sich an, die Diener des Grafen in der Art zu unterweisen, wie der Freiheitstanz nach Vorschrift ausgeführt werden müsse. Auf allen Gesichtern las man Freude und Heiterkeit.

„Auch Chlotilde ist dir gewiß, Bürgerpräsident!" sagte Jan zu Durand und zog ihn sanft auf die Seite,

„ich weiß, du liebst das Mädchen. Anton hat's mir gesagt, und der weiß es gewiß."

„Köstlicher Mensch!" rief Durand voll Ueberraschung aus, „aber wo ist das Mädchen?"

„Ihr werdet es sehen, wenn's Zeit ist," gab Jan trocken zur Antwort. „Doch, wir wollen tanzen. In meinem Leben hab' ich mich nicht so gefreut."

Jan zog den Bürgerpräsidenten mit Gewalt in den Reigen und machte mit ihm Sprünge, daß es ihm schwindelte. Durand war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen, aber Jan ließ nicht nach, mit ihm im Kreise zu springen. Durand sank auf die Erde. Ein lautes Gelächter entstand in dem Kreise.

„Du bist toll, Jan!" rief Durand aus, „du treibst es zu arg."

„Die Freude thut's!" gab ihm Jan lachend zur Antwort.

Alfred aber hatte nichts Besseres zu thun, als sich von der Lauterkeit dieser Kundgebungen zu überzeugen. Er fand Alles nach Wunsch. Seine Freude war groß.

„Also ist's auch mit dieser Herrlichkeit aus," dachte er bei sich. „Was ist doch alle Herrlichkeit der Welt!"

Allein man ließ ihm keine Zeit zum Nachdenken. Dieser Gedanke war für ihn ohnehin zu gut. Ein lauter Ruf erscholl.

„Nach dem Schlosse," rief eine laute Stimme, daß es weithin hallte durch den Park. „Nach dem Schlosse!"

Es war Abend. Die Dämmerung hatte sich bereits auf die Fluren gesenkt und man konnte sich nicht mehr recht erkennen. Eine Fackel kam vom Schlosse her und verbreitete ein helles flackerndes Licht. Die Bewegung der Tanzenden kam näher. Durand und Alfred befanden sich in der Mitte. Schon standen Einige unter dem Thore: noch einige Schritte und der Haufen wälzte sich durch die Pforte.

„Wohin, ihr Verwegenen!" rief ein Mann mit einer donnerähnlichen Stimme, so daß die Menge auffuhr aus dem wilden Freudenrausche.

Es war Jan, der nun die Kleider gewechselt hatte und wie ein erhabener Gebieter dastand. Plötzlich änderte sich die Scene.

„Herbei, ihr trägen Buben!“ schrie Jan, „treibt mir die Schufte aus dem Wege. Anton, wo bist du?“

Auf dieses Wort flog ein Dutzend Knittel wie auf einen Wink unter den Carmagnolen hervor. Alfred und Durand erkannten sogleich die Gefahr, in welcher sie schwebten. Sie sahen sich geäfft und mußten den Schimpf ertragen. Die Diener drangen mit ihren Knitteln auf die Armen ein und schlugen die Knittel so kräftig auf ihren Rücken, daß es in dem Schloßhof wiederhallte. Die Armen duckten sich; es half Nichts. Sie suchten sich in dem Haufen zu verbergen; es war umsonst.

„Die Carmagnolen weg!“ schrie Jan voll Freude, „man kennt die Schurken nicht!“

Augenblicklich erschienen alle Diener in ihrer gewöhnlichen Tracht, und in der gleicher Zeit regnete es Hiebe auf die Armen. Alfred hob seine Hände empor; allein die Schläge fielen nur um so wuchtiger. Durand floh: er suchte zu entkommen.

„Der Elende flieht!“ rief Jan, der es bemerkte, „laßt ihn nicht so leichten Kauf's entkommen!“

Anton jagte ihm nach und erreichte ihn mit zwei Knechten.

„Das schmeckt nach adeliger Kost!“ sprach Anton, und der Tanz begann wieder.

Die Armen flehten um Gnade und um Schonung ihres Lebens. Sie waren entsetzlich zugerichtet. Alfred fiel auf seine Knie und erhob seine Hände. Durand winselte auf dem Boden liegend und versprach Nachsicht, wenn man ihn gehen ließe.

„Schonet, Freunde, meines Lebens!“ bat er wehmüthig.

„Die Freundschaft schenken wir dir, Bube!“ riefen die Knechte.

Jan trat aus dem Haufen.

„Es ist genug,“ sprach er, „die Schufte haben ihren Lohn empfangen. Sie mögen sich das merken. Sie mögen sich nicht unterfangen, ehrliche Leute zu bestechen. Und wenn sie je einmal wieder ausgehen, um brave Diener mit Geld zur Untreue zu bewegen, dann sollen sie an den heutigen Abend denken und an ihre Schwielen auf dem Rücken. Lebt wohl, ihr schönen Freunde!“

Mit diesen Worten trat Jan zurück. Durand und

Alfred wurden frei gegeben. Von einer fürchterlichen Wuth gefoltert, verließen sie den Park und kamen in Marvejols an. Sie mußten zu der ganzen Geschichte schweigen, weil sie befürchten mußten, sich lächerlich zu machen.

„Diesen Tag werde ich nie vergessen," sagte Durand zum Abschiede.

„Unsere Rache ist um so süßer," sprach Alfred voller Verzweiflung. „Wahrlich, es soll kein Stein auf dem andern bleiben. Das Schloß und seine Beherrscher sollen fallen."

Siebenzehntes Capitel.

Ein feiner Plan.

In den Straßen von Marvejols war es ruhig. Es war bereits Mitternacht vorüber. Man hörte Nichts von dem lebendigen Treiben, welches am Tage die Straßen der Stadt belebte. Das Geräusch des Tages war verstummt. Es herrschte die tiefste Ruhe. Man hörte nur die regelmäßigen Tritte der Nachtwache, welche zur bestimmten Zeit ihre Runde machte; denn so weit ließen es die Vertreter der allgemeinen Gleichheit doch nicht kommen, daß die Menschheit ohne Polizei war. Manchmal hörte man auch den Schrei eines unruhigen Käuzchens vom Thurme des Städtchens herab. Es war eine tiefe dunkele Nacht. Die Athmosphäre war schwül und dunstig. Der Mond stahl sich hin und wieder aus den dichten Wolken hervor. Es war eine Nacht, die Niemand sich zum Freunde wünscht.

In dieser Nacht schritt ein Mann durch die Straßen. Die Nachtwache ließ ihn passiren, sie schien ihn gut zu kennen. Er war in einen grauen Mantel gehüllt, dessen Kapuze den Kopf sorgfältig verschloß. Das Gesicht war kaum sichtbar. Der Mann mußte Eile haben — große Eile, denn er rannte nach einem abgelegenen Ort in der Nähe von Marvejols. Nach kurzem Marsche kam er am Ziele seiner Wanderung an. Er war auf dem Gottesacker. Die Wuth der Revolutionäre hatte diesen hei-

ligen Ort noch geschont; aber Alles sah hier unordentlich aus. Die Grabsteine lagen umher. Niemand gab auf sie Acht. Die Kinder der Freiheit wurden an einem anderen Orte bestattet. Alles war hier still wie das Grab — wie der Tod, dieser fürchterliche Zeuge menschlicher Hinfälligkeit und Schwachheit. Eulen schlüpften aus den Löchern der alten epheuumrankten Mauern. Die Fledermäuse flatterten in den seltsamsten Windungen um den nächtlichen Wanderer. Ein Kauz klagte aus einem verborgenen Winkel.

„Sie ist noch nicht da!" sprach Durand, „sie ist noch nicht da. Sie wird doch ihr Wort halten?"

Eine Ratte sprang über das dunkle Gras; Durand fuhr unwillkürlich auf. Ein Käfer schwirrte an ihm vorüber, aufgeregt durch das falbe Mondlicht, das gerade durch die Wolken brach. Durand schauderte; er zuckte zusammen.

„Doch Geduld!" sprach er, um sich in seiner peinlichen Lage zu ermuthigen, „Geduld! Sich ärgern? Es nützt Nichts! Es ist eine heikle Sache. Soll ich zürnen? Soll ich zanken? Dann geht sie weg!"

Kaum hatte er diese Worte gesagt, so wehte ein kühler Nachtwind durch den Wipfel einer alten Eiche. Die Zweige krachten und die Aeste schlugen an einander. Durand zog seine Kapuze straffer an. Jetzt horchte er auf. Es war Nichts. Eine Nachtschwalbe war in ihr Quartier zurückgekehrt. Er setzte sich auf einen Stein und stierte gedankenvoll vor sich hin.

„Es wird mir bange," seufzte er leise, „sollte sie mich äffen?"

In diesem Augenblicke hörte er Fußtritte. Der Mond verschwand hinter den Wolken. Eine dichte Finsterniß bedeckte die Erde. Da tauchte eine weibliche Gestalt aus den finstern Schatten auf. Sie erhob sich zwischen den Grabsteinen und schritt voran. Nun stand sie an einer alten Ulme. Sie ließ sich nieder auf die Erde. Sie zog ein schwarzes Tuch über ihr Haupt und kauerte sich zusammen im Grase. Die Gestalt war in einen weiten Nachtmantel gehüllt und bedeckte das Gesicht mit den magern Händen.

„Sie ist's," sagte Durand und trat einen Schritt

vor; doch plötzlich blieb er stehen. „Sollte ich mich täuschen?"

Da erscholl ein leises Pfeifen. Es war das Zeichen.

„Sie ist da," sprach Durand und schritt grüßend auf Mutter Rachel zu.

„Aber wie lange läßt du mich warten?" fing Durand an und schlug seinen Mantel zurück.

„Still sag' ich!" versetzte Mutter Rachel unfreundlich. „Sei froh, daß ich da bin."

Die Alte schob gleichfalls ihren Nachtmantel zurück. Die Gestalt derselben war so schwarz wie die Nacht.

„Wie steht's mit dem Mädchen?" fragte Durand mit bebender Stimme.

„Hm! — Alles umsonst!" versetzte die Alte gleichgültig.

„Du hast mich zum Besten," entgegnete Durand ärgerlich.

„Warum denn?" erhielt er zur Antwort. „Warum sollt' ich die Wahrheit nicht sagen?"

Es entstand ein peinliches Stillschweigen. Nach einer Weile fing Durand wieder zu reden an.

„Und du hast gar Nichts von dem Mädchen erfahren?" fragte er betroffen.

„Man sagt, sie sei in die Berge der Sevennen geflohen," erwiederte die Alte und zwang sich zu husten.

Durand drehte sich unwillig auf seinem Sitze. Er mußte sich Mühe geben, seinen Unmuth zu verbergen.

„Man sagt! man meint! was hab' ich von solchen Redensarten?" versetzte er mit großer Bitterkeit, „Weib, was ist mir mit solchen Antworten gedient? Ich will wissen, wo das Mädchen ist."

„Wer kann das auf der Stelle wissen?" fragte Mutter Rachel und zog ihre Kapuze fester an, um sich gegen die frische Nachtluft zu schützen.

„Weib, es ist so deine Sache, mich mit Gerüchten abzuspeisen," gab Durand zur Antwort. „Schon über eine Woche hältst du mich mit Vermuthungen hin. Ich verlange sie nicht. Ich will auch einmal etwas Bestimmtes für mein Geld haben. Heraus mit der Sprache! Ich bin der Gerüchte satt; ich kann sie nicht mehr ertragen!

Und Durand stand auf und lief einige Schritte vor-

wärts. Er stand am Ende des Kirchhofes. Da stand ein altes Häuschen, in welchem die Gebeine der Verstorbenen aufbewahrt wurden. Die Schädel und Knochen waren in großen Massen aufgehäuft. Als Durand bei dem Häuschen angekommen war, schien der Mond durch die Wolken. Er sah einen kahlen Schädel und fuhr entsetzt und betroffen zurück. Dieser Anblick wirkte wie ein Donnerschlag auf den heruntergekommenen Weltmenschen.

„Welch' ein trostloser Anblick," sprach er mit Grausen, „zurück — ich will und kann sie nicht sehen, diese Stätte des Todes!"

Er kam bei der Alten an. Rachel schwieg und ließ ihren Kopf auf die Brust hernieder sinken.

„Nun, sind das alle Neuigkeiten?" fragte Durand mit fester Stimme.

„Hab' ich dir nicht bereits gemeldet, daß du dein Ziel erreichen wirst, wozu willst du mich länger plagen?" gab die Alte kalt zur Antwort. „Hab' ich dir nicht gesagt, daß das Mädchen mit dem Grafen geflohen ist? Hab' ich dir nicht angezeigt, daß sie, begleitet von dem jungen Gerard, den Weg gegen die Berge und Wälder der Sevennen eingeschlagen habe? Was willst du mehr?"

„Schweig, Alte!" sprach Durand mit unterdrückter Wuth, „nenne mir diesen Namen nicht mehr"

„Und ist dir nicht bekannt," fuhr die Alte fort, „daß ich den alten Gerard ermordet habe — ganz gegen die Sitte meines Geschlechts?"

„Elende Faselei!" sprach Durand, „ich sage dir: bring' mir bald gute Nachrichten von dem Mädchen, oder ich lasse dir die Eingeweide in deinem mürben Körper zerschlagen. Ich will Wahrheit. Ich fürchte, ich bekomme das Mädchen nie mehr in meine Gewalt. Dann sterbe ich!"

Durand fuhr gewaltig auf und drehte nach der Alten den Rücken.

„Die Alte weiß das ganze Geheimniß," sprach Durand voll Aerger, „aber die verschmitzte Hexe will doppelt bezahlt sein. Ich kenne dich, Rachel!"

Da sprang Mutter Rachel auf und trat vor Durand hin. Eine leidenschaftliche Aufregung bemächtigte sich

ihrer Sinne. Sie hätte vor Wuth weinen mögen. Doch faßte sie sich wieder und nahte sich ihrem Vertrauten.

„Schau, schau, mein Herrchen!" sprach sie, „ist das der Dank für meine Mühe? Hab' ich das verdient, daß ich Felsen und Klüfte deinetwegen erklimme und jeder Zeit in Gefahr stehe, den Kopf einzubüßen und Hals und Beine zu brechen, und du willst mich auf eine solche Weise abfahren lassen? Du hast gesagt: ich kenne dich! Ja, ich kenne dich auch, du einfältiger tölpelhafter Pinsel! Ich soll so mit mir reden lassen? Warum bin ich alt geworden? Deßhalb, damit mich jeder naseweise Gelbschnabel verhöhnen darf?"

Rachel war ganz hingerissen von ihrer Leidenschaft. Sie fuhr fort, den Bezirkspräsidenten zu schulmeistern wie einen Knaben. Durand war so niedergedonnert, daß er sich kaum zu helfen wußte. Das Gespräch mußte sehr laut geführt worden sein; denn eine abenteuerlich aussehende Person trat an ihnen vorüber und sie hatten es in der großen Aufregung kaum bemerkt.

„Wer läuft dort?" fragte Durand schnell, während er nach dem Eingange des Gottesackers zeigte. „Wer ist das?"

„Nichts, gar Nichts!" versetzte Rachel aufbrausend, „deine dumme Einbildung sieht wieder Gestalten, die nicht existiren. Du bist und bleibst — — —"

„Es ist ein Weibsbild," sagte Durand, „ich bleibe dabei."

„Meinetwegen," gab die Alte zur Antwort, „aber wenn du klug bist, so hörst du mich einen Augenblick an, und dann wollen wir im Frieden scheiden. Ich gehe nicht von hier weg mit dem quälenden Bewußtsein, dein Mißtrauen verdient zu haben."

Und bei diesen Worten klopfte Rachel leicht auf Durand's Schultern und schien freundlicher werden zu wollen.

„Du, durchtriebener Schalk!" versetzte Durand mit versöhnender Stimme, „willst du mich wieder hänseln?"

„Hänseln, nein, mein Augapfel!" gab Rachel mit sanfter Stimme zur Antwort. „So viel weiß ich, das Mädchen sitzt in den Bergen. Ich werde es finden. Dar-

auf geb' ich dir mein Wort. Aber wann es mir gelingen wird, das kann ich nicht versichern."

„Gut, Rachel!" versetzte Durand, gutmüthig scheinend, „verrathe mir nur bald den Aufenthalt des unbärtigen Edelmannes. Wenn ich ihn bekomme, so ist er des Todes Ich drehe ihm den Hals!"

„Es ist aber doch jammerschade um das junge Blut," sagte die Alte. „Es ist ein hübsches Bürschchen, meiner Seele! Wenn ich jung wäre, müßte er mein Liebster werden. Es ist mein Ernst!"

„Wenn ich nicht wüßte, Rachel, daß du aus purer Einfalt so sprächest, so würde ich dir auf der Stelle etwas Anderes bedeuten," sprach Durand voll Unmuth. „Hab' ich dir nicht gesagt, du sollst mir diesen verhaßten Namen nicht mehr nennen?"

„Das kann ich, wenn Du's nicht mehr haben willst," fiel Rachel ein, „es kommt mir zwar hart an, denn was im Herzen ist, lebt auf der Zunge."

„Es ist Zeit, daß wir uns trennen," sprach Durand. „Wann werde ich Nachricht erhalten?"

„Das kann ich nicht sagen," versetzte Rachel. „Zeit und Umstände entscheiden. Rom ist nicht in einem Tag gebaut worden. Aber meinen Lohn, den vergißt du wieder, arger Schelm."

Durand zog seine Börse heraus und ließ die Alte ihren Inhalt fühlen.

„Donner," rief Rachel aus, „da drinnen steckt viel."

„Wie viel willst du haben?" fragte Durand schnell und öffnete die Börse.

„Gieb so viel du willst," fiel Rachel ein, „wie das Geld, so die Arbeit."

Durand drückte der Alten mehrere Silbermünzen in die Hand.

„Du mußt noch zulegen," sprach Rachel, unzufrieden mit dem Lohn, „um ein Paar Batzen mache ich dir keinen Gang mehr. Silber oder Gold — nur kein Papier. Ich hasse es!"

Durand griff nochmals in die Börse. Er gab der Alten die Hälfte des Inhalts.

„Jetzt bin ich zufrieden," sprach sie erfreut, „den Rest laß' ich dir."

Durand schickte sich zum Abschiede an. Er war mit der Alten an dem Thore des Gottesackers angekommen. Da drehte er sich noch einmal um und da eben der Mond den dichten Wolkenschein durchbrach, faßte er die Alte fest in's Auge.

„Aber du bist verschwiegen?" fragte er bedeutungsvoll.

„Die Todten reden nicht," gab Rachel zur Antwort, da ihr die Absicht Durand's nicht entgangen war, „ich bin so still wie ein Lachs im Teiche. Es handelt sich um dich und mich. Deßhalb will ich auch, daß du meine Dienste achtest."

„Gut," versetzte Durand zufrieden, „noch Eins!"

Und Durand trat zur Alten zurück. Er nahm sie bei der Hand und that geheimnißvoll mit Rachel.

„Was weißt du von Alfred?" fragte er leise, „meint er's ehrlich?"

„Ehrlich und gerade," sprach die Alte, „er ist ein Goldjunge."

„Wird er Elisen heirathen," entgegnete Durand und fuhr mit der Hand über die Stirne. „Was verlangt er?"

„Das wissen die Götter, sagten die Alten!" gab Rachel zur Antwort. „Er hält zurück. Er ist klug."

„Hast du für mich deine Kunst befragt?" sagte Durand nicht ohne Beklemmung. „Werde ich Präsident bleiben?"

„Bürgerpräsident, bis an den Tod," erwiederte Rachel mit zweideutigem Tone.

„Dann laß uns scheiden," schloß Durand. „Ich bin dir stets gewogen."

Durand zog seines Weges. Er war mit dem Ergebnisse der Zusammenkunft nur halb zufrieden. Er hatte mehr Neuigkeiten erwartet. Er zog seinen Mantel fest über seinen Kopf und floh unangetastet an den Wachen vorüber. Als er zu Hause ankam, begann bereits der Tag anzubrechen. Er warf sich auf ein Sopha. Er konnte nicht schlafen. Er war zu aufgeregt. Seine Phantasie zauberte die verschiedensten Bilder vor seine Seele. Düstere Träume schreckten ihn auf. Sein Herz pochte ängstlich. Er warf sich auf dem Lager hin und her. Als der Morgen angebrochen, erhob er sich. Er fühlte sich matt und müde.

Ein guter Gedanke wollte sich in seinem Herzen regen; allein seine Leidenschaften siegten über alle bessern Eingebungen.

Mutter Rachel aber freute sich des Geldes. Sie schlug ihren Weg über das Kornfeld ein. Bald erlag sie der Ermattung; sie hatte schon einige Nächte schlaflos zugebracht. Ein Stein diente ihr als Ruhekissen.

„Der Tölpel,“ sprach sie zu sich selbst, „allerdings wird er Bürgerpräsident bleiben bis zu seinem Tod; aber wie lange wird er noch leben?“

Sie schlief ein. Die Sonne stand am Mittag, als sie erwachte.

Achtzehntes Capitel.

Zwei Wege.

„Es schwindelt mir vor den Augen,“ sagte Klara zu ihrer Schwester, als sie am folgenden Morgen erwachte, „was hab' ich heut' Nacht gehört?“

„Halte Mund und Ohren zu,“ versetzte Laura, „weißt du denn nicht, daß wir verdächtig sind und daß uns Alfred mit dem Gefängniß gedroht hat? Wenn er dich auf dem alten Friedhofe ertappt, bist du unfehlbar des Todes.“

„O Laura, wenn ich den Friedhof nicht mehr besuchen dürfte, so möchte ich nicht mehr auf der Welt sein,“ fiel Klara bewegt ein, „soll ich das Grab meiner lieben Mutter vergessen? Soll ich nicht an die Liebe des edlen Vaters denken? Soll er vermodern, von seinen Kindern unbeweint?“

„Sei vorsichtig,“ sagte Laura kurz, „man wird dich auf deinen nächtlichen Gängen noch aufsuchen. Es ist nicht zu trauen.“

Klara ward unwillig und sah mit Bestürzung auf ihre Schwester.

„Kann ich denn am Tage das Grab der Eltern besuchen?“ fragte sie mit Heftigkeit. „Haben nicht unsere Wütheriche den Besuch des Friedhofes verboten? Ha-

ben sie nicht gedroht, denselben in nächster Zeit in ein Ackerland umschaffen zu lassen? Nun will ich die Zeit noch nützen, um meinen Eltern den Tribut der Liebe darzubringen."

Klara schwieg. Sie war wirklich die schwarze Gestalt gewesen, welche Durand auf dem Kirchhofe gesehen. Die Alte mußte sie auch bemerkt haben; sollte sie diesen Gedanken bei Duraud nicht aufkommen lassen? Sie wollte jedenfalls den Bürgerpräsidenten möglichst lange aufhalten, um nach der Zeit des Aufenthaltes den Lohn fordern zu können. Klara hatte schon öfters zur Nachtzeit das Grab ihrer Eltern besucht. Sie that es nicht allein; auch andere Leute in Marvejols machten nächtliche Gänge dahin. Durand mußte es nicht gewußt haben. Er hätte sonst diesen gefährlichen Posten für seine Zusammenkunft mit Mutter Rachel nicht gewählt. Klara stand so nahe bei der Alten, daß sie jedes Wort verstand. Sie wußte jedes Wort zu deuten Obgleich sie sich auf die Erde gelegt hatte in den Schatten eines Grabsteins, so hörte sie doch ganz gut, daß von Chlotilde und Edmund die Rede war und daß hier ein Plan zur Vernichtung des Grafen von Arnaud ausgebrütet werde. Schon dieser Umstand allein war hinreichend gewesen, die Jungfrau an ihre unbequeme Stellung zu fesseln. Als aber Durand voll Aerger nach dem Beinhäuschen lief, faßte sie Muth und kroch so langsam als möglich auf den Füßen und Händen davon. Erst am Thore des Friedhofes erhob sie sich. Wenn ihr Durand nachgesetzt haben würde, so hätte sie sich auf die Schnelligkeit ihrer Füße verlassen, und die Dunkelheit wäre ihr trefflich zu Statten gekommen.

„Ich muß nach dem Schlosse gehen," sprach Klara nach einer Pause. „Ich hab' wichtige Sachen gehört."

Laura horchte auf. Sie blickte fragend nach der Schwester.

„Was denn?" fragte sie neugierig aufschauend. „Spukt's wieder in deinem Kopfe? Oder hast du gar ein hübsches Mährchen ausgeheckt?"

„Schwester!" versetzte Klara, indem sich ihre Wangen mit einem leichten Roth färbten und während sie den Zeigefinger wie zu einem Verweise erhob, „was sagst du

für einfältige Worte! Ach, wenn nur der junge Marquis von Gerard zu Hause wäre. Die Alte hat seinen Vater gemordet: sie hat ihn erschossen."

„Fürchterlich!" sprach Laura, „und das soll wahr sein?"

„Ich hab' es mit eigenen Ohren gehört," fiel Klara lebhaft ein, „und Chlotilde soll gefangen und der Graf von Arnaud vernichtet werden: Edmund soll fallen. Die Kugel soll schon für ihn gegossen sein. Die Alte scheint Wind von seinen nächtlichen Ausfahrten bekommen zu haben. Sie wird das Asyl der Flüchtlinge verrathen. Dann ist's um sie geschehen. Ich muß nach dem Schlosse. O wenn ich nur Gerard treffen könnte! Aber er ist vor drei Tagen ausgefahren und gestern Abend ist er noch nicht zurückgekommen. Guter Himmel, ich muß ihn warnen!"

„Ja, Klara, du mußt nach dem Schlosse gehen," sagte Laura entschlossen, „du mußt auf Edmund von Gerard warten. Du mußt ihm Alles entdecken, was du gehört hast. Eile nur und laß dich nicht aufhalten; vielleicht ist Edmund die verflossene Nacht wieder auf dem Schlosse angekommen."

„Das will ich thun," erwiederte Klara und ergriff die Hand der Schwester, „das fordert die Pflicht der Dankbarkeit von mir. Wie gut ist das gnädige Fräulein immer gegen uns gewesen? Und auch jetzt noch läßt Chlotilde uns reichliche Unterstützung zufließen, obgleich sie nicht mehr auf dem Schlosse ist, sondern wie eine Verbannte in der Fremde lebt. O Gott, schütze dieses edle Leben!"

„Ziehe dich nur rasch an," ermahnte Laura. „Du mußt eilen."

„Willst du mich begleiten?" fragte Klara schnell. „Es wäre mir lieb."

„Ich kann nicht," sagte Laura der Schwester leise in's Ohr. „Die Leute auf dem Schlosse könnten sonst meinen, ich komme wegen Jan. Wenn du ihn sehen kannst — — —"

„Weiß schon, mein Herzchen!" sprach Klara scherzend und wand sich aus den Armen der Schwester, „ich kenne schon die Kleinigkeiten einer Liebe, die noch nicht am Ziele angelangt ist."

Nach einer kurzen Zeit wanderte Klara nach dem

Schlosse. Sie eilte sehr und der Schweiß lag auf ihrer Stirne. Ihr Herz schlug heftig. Ihre Einbildungskraft war aufgeregt. Ihre Wangen waren roth. Der leichte Morgenwind war nicht im Stande, die Hitze zu mindern, welche auf ihren Wangen lag. Sie stand bereits vor dem Schlosse. Sie sah den ehrlichen Jan vom Fischteiche kommen. Sie winkte ihm. Jan eilte zu Klara. Er erwartete einen Gruß; allein Klara hatte vergessen, was ihr Laura aufgetragen. Sie war ganz von Dem eingenommen, was sie gehört hatte und was sie am rechten Orte überbringen wollte.

„Ist Edmund zurückgekommen?“ fragte sie schnell. „Jan, sage mir die Wahrheit!“

„Vor einer starken Stunde,“ gab Jan zur Antwort.

„Kann ich ihn allein und ungestört sprechen?“ fuhr Klara lebhaft fort, und ihr schönes Auge glühte.

„Mädchen, wo denkst du hin?“ fragte Jan ganz unverfänglich, „Edmund schläft: er hat sich sehr ermüdet und hat mir aufgetragen, Niemand ohne Noth vorzulassen. Willst du ihn in seiner Ruhe stören?“

„Aber ich habe Eile,“ rief Klara bewegt aus, „ich weiß Dinge von großer Wichtigkeit. Ich muß ihn sprechen, allein — sogleich!“

„Mädchen, was fällt dir ein?“ gab Jan zur Antwort. „Kannst du ein Paar Stunden verziehen?“

„Nein, keine Viertelstunde!“ versetzte Klara und ihre Lippen zitterten. „Es muß gleich sein. Ich muß Edmund von Gerard sprechen. Entschuldige mich bei ihm!“

Der gute Jan, der bisher den Worten des Mädchens nur halben Glauben geschenkt hatte, blickte betroffen auf Klara. Er rieb sich an der Stirn und überlegte, daß das Mädchen vielleicht eine wichtige Botschaft bringen könnte. Er war unentschlossen. Er wollte Edmund Ruhe gönnen, Klara drängte ihn zu einem Entschlusse.

„Jan, ich bitte!“ sprach Klara herzlich, als sie den Diener so unentschlossen sah. „Wenn du nicht gehorchst, so melde ich mich selbst an.“

Dieses Wort wirkte. Jan schickt sich an zu gehen.

„Kannst du es mir nicht anvertrauen?“ sagte er, während er nochmals umkehrte.

„Niemals, Jan!" versetzte Klara mit Entschiedenheit.

Es stand nicht lange an, so kehrte Jan zurück. Er nahm Klara bei der Hand und führte sie in ein kleines niedliches Gemach Man genoß von hier aus eine reizende Aussicht gen Marvejols, das sich in seiner ganzen ländlichen Schönheit im Thale ausdehnte. Klara trat an's Fenster; allein die schöne Landschaft ließ sie theilnahmlos. Ihr Geist war mit ganz andern Gedanken beschäftigt. Die Thür ging auf. Edmund trat, in ein leichtes Morgenkleid gehüllt, herein und lächelte, als er Klara erblickte.

„Du mußt Eile haben, mein Kind!" sprach er lächelnd, „daß du so bald hieher kommst."

„Große Eile, mein Herr!" versetzte Klara, indem sie eine leichte Verbeugung machte.

„So sprich!" sagte Edmund. „Was hast du zu berichten?"

Und Klara fing an zu erzählen, was sie heute Nacht gehört und gesehen. Sie hob namentlich hervor, wie Durand es auf den Grafen und Edmund abgesehen habe. Edmund's Angesicht ward öfters von einer trüben Wolke bedeckt; der ungekünstelte Bericht des Mädchens schien ihm unbedingt wahr zu sein. Schon oft hatte ihm Chlotilde von Klara erzählt und sie als ein Muster von Treue nnd Redlichkeit geschildert. Er setzte keinen Zweifel in Klara's Worte. Und wenn Edmund auch Nichts von Klara gewußt hätte, so würde ihn schon die Art und Weise, wie Klara sprach, zu der Ueberzeugung geführt haben, daß die vollste Wahrheit in ihrer Erzählung lag. Klara sprach lebhaft und ohne Rückhalt. Sie zeigte eine Theilnahme an dem Geschick der Familie des Grafen, daß Edmund nicht mehr zweifeln konnte. Es that bei aller Wehmuth, welche die Worte des Mädchens in seiner Seele geweckt, ihm wohl in seinem Herzen, ein so reines offenes Gemüth gefunden zu haben.

„Ich danke dir vielmal, liebes Kind!" sprach Edmund zum Abschiede, „ich werde aber nicht versäumen, es Chlotilden zu sagen, welch' edle Seelen ihre Jugendfreundinnen seien Laura laß' ich grüßen."

„Ich bitte, säumen Sie nicht, mein Herr!" erwiederte Klara und verließ das Gemach.

Im Garten traf sie nochmals den guten Jan. Allein sie ließ sich von ihm trotz aller Freundlichkeit nicht aufhalten und eilte nach Hause. Sie fühlte sich zu aufgeregt und in diesem Zustande wollte sie nicht zu lange bleiben. Bei Laura konnte sie am ersten die trüben Empfindungen vergessen, welche ihre edle Seele erfüllten.

Die Nachrichten, welche Edmund aus dem Munde des Mädchens vernommen hatte, machten auf sein starkes Gemüth einen sehr niederschlagenden Eindruck. Er lief schnell im Zimmer auf und nieder. Er konnte im Augenblicke zu keinem festen Entschluß kommen. Er schien völlig rathlos zu sein. Endlich faßte er sich wieder und blickte hinaus auf die liebliche Landschaft. Das herrliche Bild derselben that seinem Auge wohl und stimmte sein aufgeregtes Gemüth zur Ruhe. Sein Auge schweifte weithin über die Gefilde und sein Herz war bei Chlotilde. Er sah den Grafen traurig. Er dachte an die Geächteten in den Bergen, und seine Gedanken bekamen wiederum einen Anhaltspunkt.

„Ueber die Grenze?" sagte er zu sich selber, „das geht nicht an: man würde uns erreichen und das Schaffot wäre uns sicher! Und doch will ich deine Pläne meisterhaft durchkreuzen, Durand! Chlotilde und der Graf sollen keinem Schurken zum Opfer fallen."

Und Edmund trat in sein Schlafgemach zurück. Er dachte über seine Lage nach. Sein Plan war festgestellt. Er mußte handeln.

Mutter Rachel verfolgte einen andern Plan. Sie stand auf von der harten Erde. Sie hatte diese unbequeme Stellung nicht beachtet. Sie war längst daran gewöhnt. Schon oft hatte sie auf freiem Felde ein Quartier gefunden und trockene Erdschollen hatten ihr zum Lager gedient. Sie lief nach einem hohlen Baume und holte den Quersack, den viele Leute in der Gegend kannten, weil sie ihn stets bei sich zu tragen pflegte. Niemand ahnte, daß der hohle Baum mit dem Leben der Alten in einer so innigen Verbindung stehe. Er ward selten von Jemandem besucht, und wenn man die Herrlichkeiten in dem Versteck sah, so wanderte man gerne

von Dannen. Die Alte war an alle mögliche Unbequemlichkeiten gewöhnt. Sie achtete keine Beschwerde.

So lief sie denn über das Feld hin. Sie kam an dem Schlosse vorbei, ohne sich in dessen Nähe zu wagen. Vor den Menschen hatte sie keine Achtung, um so mehr respectirte sie den Hetzhund, der in unthätiger Ruhe gewöhnlich vor dem Schlosse lag und dessen scharfe Zähne sie schon einmal in ihren Beinen empfunden hatte. Sie ließ also das Schloß rechts liegen und schritt durch das obere Ende des Parkes. Sie stand am Ende der Straße, welche durch den Park führte, und das Herrenhaus lag in seiner Herrlichkeit vor ihren Augen. Die Alte stieß einen gräßlichen Fluch aus. Jan ging gerade über den Weg nach einer Laube. Nach einer kurzen Zeit folgte ihm Edmund. Sie erkannte ihn gut; denn sie hatte ein Auge so scharf wie das Gesicht eines Tiegers. Sie wußte jetzt genug und schritt heftig voran und brach sich Bahn durch das dichtbelaubte Gehege.

„Er ist da,“ rief sie aus, „wie lange wird er da bleiben?“

Und mit diesen Worten hüpfte sie durch das Kornfeld. Sie lief gebückt voran. Die wogenden Aehren schlugen über ihrem Haupte zusammen. Manche Aehre strich ihr heftig ins Gesicht. Sie achtete es nicht. Sie war für körperliche Schmerzen, wenn sie nur die Oberfläche berührten, unempfänglich. Wenn auch die Halme rothe Striemen schlugen, sie that, als ob Nichts geschehen wäre.

Rachel hatte eine kleine Anhöhe erreicht. Das Herrenhaus lag vor ihren Augen. Es war ein prachtvoller Anblick. Die ehrwürdigen Mauern, die so vielen Stürmen der Zeit getrotzt, waren von dem reichen Licht der Sonne übergossen. Die Thürme waren mit Sturzblech gedeckt und sie glänzten weithin durch die Gefilde. Die Felder bildeten einen wunderbaren Kranz um das alte Mauerwerk. Obstbaum reihte sich an Obstbaum, und in dem Park erhoben die Ulmen und Fichten ihre Gipfel, die so alt waren wie das Schloß selbst. Die Glocken der Zuchtthiere tönten herauf aus dem Thalgrunde, und der Hirt blies eben ein süßes Lied auf der Schalmei. Allein Rachel's Herz war verhärtet. Sie fühlte Nichts und lie-

ber wäre es ihr gewesen, wenn auf dem Dachstuhl des Herrenhauses der „rothe Hahn" gelodert hätte. Das hätte ihrem wilden Herzen Freude gemacht. Aber für ländliche Schönheit und Anmuth hatte sie keinen Sinn.

„Soll ich in die Stadt?" sprach sie zu sich selbst, „soll ich ihn verrathen?"

Und ihr finsteres Auge rollte fürchterlich. Der Rand desselben füllte sich mit einer blutrothen Farbe. Es war ein Zeichen, daß ihr Gemüth in einer furchtbaren Aufregung befangen sei.

„Nein, ich gehe voran," sagte sie endlich, „das Opfer wird mir nicht entrinnen. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Auf, nach den Bergen! Chlotilde, ich muß dich sehen. Wenn ich nicht bald Nachricht bringe, bin ich verloren. Besser, das Mädchen falle. Ich will leben, leben auf der Welt."

Und die Alte verschwand hinter dem Hügel. Ihr Haupt erhob sich hin und wieder aus dem Reichthum der wogenden Kornähren.

Rachel kannte keine Ruhe. Ein böser Geist schien ihre alten Knochen zu treiben. Wie eine Verzweifelte rannte sie durch die Felder dahin. Ihr Kopf war unbedeckt und sie achtete nicht der Gluth, welche die Mittagssonne auf ihren haarlosen Schädel ergoß. Fort und fort rannte sie. Sie fühlte sich nicht matt. Ermüdung war ihr ein unbekanntes Gefühl. Mit festem Blick schaute sie vor sich und wer ihr begegnete, der ging ohne Gruß vorüber. So war sie immer: — man ließ sie gewähren. Ehrliche Leute scheuten sie. Dumme Menschen flohen sie und abergläubische Herzen fürchteten sie. Sie war meistens allein und suchte die Einsamkeit der Wälder auf, wenn sie die Ausübung ihrer teuflischen Kunst nicht in die Nähe der Menschen trieb. Weil sie nicht mit Menschen verkehrte, so haßte sie dieselben und ein hoher Genuß war es für ihr Herz, daß die Häupter der Edlen auf dem Blutgerüste fielen. Mit einem geheimnißvollen wutherfüllten Grinsen verzog sie manchmal auf ihren einsamen Wanderungen das Gesicht. Rachel hatte heute noch wenig gegessen; sie fühlte keinen Hunger; denn auch der Hunger war ihr, wie die Sünde, zur zweiten Natur geworden.

So taumelte sie vorwärts, das Gesicht auf den Boden geheftet, auf welchen all' ihr Sinnen und Trachten gerichtet war. Da fuhr sie plötzlich auf. Sie erblickte einen Mann. Sie hatte ihn schon gesehen. Der Mann mochte fünfundzwanzig Jahre zählen. Seine Augen waren merkwürdig; nach Glanz und Form waren sie schön; aber eine natürliche Wildheit blitzte aus diesen Augen hervor, wie aus dem Gesicht einer fliehenden Gazelle. Man sah dem Manne ein scheues verschlossenes Wesen an, das er sorgfältig zu verwischen trachtete. In seiner Jugend war er die Liebenswürdigkeit selbst und er war die Wonne und Freude seiner nunmehr trauernden Eltern, welche begriffen, daß sie den Stab des Alters an ihm verloren hatten. Der Mann wollte vorüber fliehen.

„Wohin, mein Herzchen?" rief ihm die Alte nach. „Kein Wort, keine Silbe?"

Der junge Mann fuhr erschrocken auf. Er sah die Alte. Er erkannte sie.

„Ach, Mutter Rachel!" sprach er, „du bist hier? Welch' böser Geist treibt dich in der weiten Welt umher?"

„Der Unhold, ich meine Durand, hetzt mich in der Welt herum wie ein wildes Thier," versetzte die Alte tiefathmend. „Ich könnte — — —"

„Still, Rachel!" fiel Alfred mit einem erzwungenen Lächeln ein, „er wird dich lohnen."

„Er, der Geizhals?" rief das Weib aus, „er? Nachdem er durch den Schweiß des Volkes dick und fett geworden, läßt er arme Leute Nichts mehr gelten. Aber es wird ihn noch reuen. Ich muß ihm einmal dienen, wenn ich nicht sterben will. Die Pest über den Unhold!"

„Rachel!" sagte Alfred, indem er den Finger wie zu einem Verweise erhob, „sprichst du so?"

„Du hast Recht, Alfred," versetzte sie, „ich hätt's nicht sagen sollen. Es war unrecht von mir. Allein der Unmuth hat's gethan."

Die Alte warf sich auf einen großen bemoosten Stein, der zu ihren Füßen lag. Sie blickte mit dem blitzenden schwarzen Auge auf Alfred und ein seltsames Feuer leuchtete aus dem unheimlichen Auge. Sie verzog die Lippen

wie zu einem krampfhaften Lächeln. Dann that sie sich Gewalt an zu husten. Sie schien sich zu fassen und nach einem Anhaltspunkt zu forschen, um mit Alfred ein Gespräch anfangen zu können.

„Alfred, ich kenne dich," begann sie zu reden. „Wie lange ist's, daß ich dich bei Elise getroffen habe? Du kennst doch Elise, Durand's Schwester?"

Alfred fuhr betroffen auf. Es war, als wenn die Alte ein glühendes Eisen in seinen Busen stieß. Er ward aufmerksamer und sein Blut rollte lebhafter durch seine Adern. Aber noch hatte er kein Wort der Erwiederung auf die an ihn gestellte Frage.

„Ich muß dir Etwas über das Mädchen sagen, Alfred," fuhr die Alte geschwätzig fort. „Ich kenne das Mädchen gut."

„Ich weiß, du bist zum Verwundern gescheidt in solchen Sachen, Rachel!" antwortete Alfred und gab sich Mühe, seine Aufregung zu verbergen.

„Nicht wahr, ich bin beinahe so scharfsichtig wie eine Wahrsagerin," sprach die Alte mit harmlosem Tone, „ich kann sagen, was du denkst, besser als du selbst. Wundere dich nicht. Du denkst, Elise ist ein hübsches Mädchen, aber — — —"

Die Alte hielt ein. Sie schwieg plötzlich und sah mit fragendem Blick nach dem jungen Manne herüber. Alfred's Wangen wurden roth.

„Aber, was sagst du, Rachel?" fragte er gleichgültig vor sich hin, um seine Spannung nicht merken zu lassen.

„Aber, weil du die Wahrheit doch wissen willst, dein Herz ist getheilt," plauderte Rachel fort und rieb sich die Hände. „Glaubst du jetzt, daß ich dich kenne, und ich habe dich erst einmal bei deinem Herzchen gesehen? So schaue ich hinein in die Brust und beobachte das zitternde glühende Herz, und es freut mich, wenn's recht da drinnen kocht und zischt. Bin auch einmal verliebt gewesen, Alfred! Doch wenn man alt ist, so betrachtet man solche Kleinigkeiten als Unsinn. Das Herz ist dann eingeschrumpft und kalt wie ein Molch im Teiche."

Die Alte schlug ein höhnisches Gelächter auf. Sie fuhr mit den Händen nach dem Scheitel. Sie that, als ob sie sich den Schweiß von der Stirne wischte; aber

sie schaute durch die Finger, um auf Alfred's Wangen die Wirkung zu erspähen, welche ihre Worte hervorbrachten. Der junge Mann ward nachdenklich. Das sah die Alte mit innerm Wohlgefallen.

„Nicht umsonst bist du heute in aller Frühe ausgegangen, Alfred!" fuhr die Alte fort und sprach auf's Gerathewohl hin, „dein Liebchen hat dir Etwas in den Kopf gesetzt und das willst du vergessen."

„Sonderbare Person!" flüsterte Alfred leise, „der Kukuk hat dich verhext. Sollte das närrische Mädchen der Alten Etwas gesagt haben?"

Die Alte erhob sich von ihrem Sitze. Sie wollte gehen. Alfred merkte es und es fiel ihm wie ein Stein vom Herzen.

„Laß es dir gesagt sein, Alfred!" schloß Rachel das Gespräch, „treibe Elisen nicht zum Aeußersten. Sie kann ihre Neigung zu dir nicht bemeistern. Sei klug oder du bringst dir großen Schaden."

Nach wenigen Augenblicken war die Alte hinter den Erdhügeln verschwunden. Alfred stand wie versteinert auf der Stelle. Als er seine Gedanken gesammelt hatte, kehrte er voll tiefen Nachdenkens auf dem nächsten Wege nach Marvejols zurück.

Neunzehntes Capitel.

Wiedersehen.

Es waren bereits zwei Tage verflossen seit Klara's Ankunft auf dem Schlosse. Edmund befand sich in einer peinlichen Verlegenheit. Kaum war der Abend gekommen, so nahm er nach einem kurzen Gespräche mit Jan und Anton Abschied und ritt ohne Unterbrechung bis zu den Klosterruinen fort. Er kam nach einem langen mühsamen Ritte bei der ihm bekannten Höhle an. Der Graf von Arnaud hatte die Hufschläge des Pferdes kaum vernommen, als er an die Felsenspalte eilte, durch welche man die ganze Schlucht übersehen konnte. Als er Edmund erblickte, wie er sein Roß bescheiden am Zü-

gel führte und an einen sichern Ort brachte, eilte er ihm entgegen und fiel ihm gerührt um den Hals.

„Gott sei Dank, Herr Graf!“ sprach Edmund, während er des Grafen Hand mit Wärme umfing, „wie freut es mich, daß Sie leben und gesund sind. Ich lebte in beständiger Angst. Ist Chlotilde wohl?“

„Sieh, da kommt sie selbst,“ gab der Graf zur Antwort und wies mit der Hand nach dem Eingange der Höhle.

Chlotilde kam wirklich, von dem ehrwürdigen Priester an der Hand geführt. Sie erzeigte eine große Freude.

„Ich habe sehr für dich gebangt,“ sagte sie zärtlich, „doch nun bist du da, und aller Schmerz ist vergessen. Ich hab' dich ja wieder!“

Der Prior lächelte und hieß Edmund herzlich willkommen.

„Gehen wir in das Gewölbe,“ ermahnte der Prior, „es ist besser; die Hirten haben in den letzten Tagen wildfremde Gestalten in unsern Bergen bemerkt.“

Edmund ging mit dem Flüchtlinge in das Gewölbe. Der Eingang wurde sorgfältig zugeschlossen. Man setzte sich an das Tischchen und Edmund verschmähte die Erfrischungen nicht, die ihm dargereicht wurden. Der Prior sprach ihm liebreich zu. Chlotilde besorgte das Amt einer geschäftigen Aufwärterin. Edmund mußte viel von Hause erzählen, er verschwieg dem Prior auch den Auftritt mit Durand und Alfred nicht, welchen er bei seinem letzten Besuch vor dem Grafen geheim gehalten hatte. Der Prior veränderte schnell seine freundliche Miene und blickte Edmund verwundert an.

„Da hast du sehr unklug gethan, junger Mann!“ sagte der Prior. „Durand wird Rache nehmen.“

Edmund's Wangen färbten sich mit einer glühenden Röthe. Man sah es ihm an, daß er aufrichtige Reue empfand.

„Welche Nachrichten bringst du uns?“ fragte endlich der Graf von Arnaud, „laß hören!

„Soll man denn jedes Wort erbetteln, Edmund?“ setzte Chlotilde mit jenem holden Lächeln hinzu, das ihr so reizend stand.

„Ich bringe Nachrichten, wie man sie in einer so

außerordentlichen Zeit, wie die unserige ist, nicht anders erwarten kann," sprach Edmund bedächtig, „unsere Feinde wollen unsern Untergang; ich bin redlich bestrebt gewesen, ihre Plane zu durchkreuzen und ihre List durch eine Gegenlist zu vereiteln. Darauf zielen alle meine Nachrichten hin. Das könnet ihr euch doch denken, daß man nicht alle Tage etwas Ueberraschendes zu berichten hat."

Der Ton, in welchem Edmund dieses sprach, war nicht geeignet, die Flüchtlinge zu beruhigen. Der Prior faßte ihn scharf in's Auge. Er wollte die ganze Wahrheit auf einmal ohne Schminke und Verhüllung hören.

„Rede offen," sagte der Prior unumwunden zu Edmund, „du brauchst in Wahrheit deine Nachrichten nicht einzuhüllen."

„Ist man uns auf der Spur?" fragte der Graf mit Nachdruck. „Weiß man unsern Schlupfwinkel?"

„Das gerade nicht," versetzte Edmund, „aber Durand läßt unser Asyl durch seine Sendlinge aufsuchen. Er will unsern Untergang um jeden Preis."

„Man hängt indessen die Schurken erst, wenn man sie hat," gab der Graf scherzend zur Antwort. „Er soll uns sobald nicht in seine Gewalt bekommen."

Die Flüchtlinge schauten sich betroffen an.

„Die erste Frage, welche erwogen werden muß," fing der Prior an, „ist diese, ob die Ruine bekannt ist, und ob Durand weiß, wo wir sind?"

„Er weiß, daß wir in die Berge geflohen sind," gab Edmund zur Antwort. „Die alte Rachel ist einer seiner eifrigsten Spürhunde."

„Sollte es das Weibsbild sein, das unser Hetzhund vor einigen Jahren heimgeschickt hat, als es sich erfrechte, nach unrechtem Gute zu greifen?" fragte der Graf schnell.

„Diese ist's," antwortete Edmund unumwunden.

„Dann steht's traurig um die Sache der Volksmänner," fuhr der Graf mit wegwerfendem Tone fort. „Wenn sie solche ekelhafte Werkzeuge brauchen und sich solch' elender Mittel bedienen, dann ist's schlimm mit ihrer Zukunft. Dann dürfen wir bald auf Erlösung hoffen. Mein Gott, wie weit muß es mit der sogenannten Freiheit gekommen sein!"

„Das darf uns übrigens nicht abhalten, auf unsere Sicherheit bedacht zu sein," fiel der Prior ein. „Man muß keinen Feind gering achten; auch ein verachteter Feind kann schaden — ja in unserer Zeit sehr empfindlich schaden."

Es entstand wiederum ein peinliches Stillschweigen. Chlotilde erhob sich und holte Edmund eine Flasche frischen Wein.

„Wie verhält sich das Gesinde?" fragte der Graf, nicht ohne Absicht, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

„Vortrefflich," gab Edmund kurz zur Antwort.

„Das lasse ich nicht angehen," fiel der Prior rasch ein, „man lasse mir meine Frage nicht unbeantwortet. Man gebe der Unterhaltung keine abschweifende Wendung! Sind wir sicher? Diese Frage muß entschieden sein, dann mögt ihr eure Kleinigkeiten abthun."

Der Graf nickte unfreiwillig mit dem Haupte und gab auf diese Weise seine Zustimmung zu erkennen. Edmund folgte seinem Beispiele.

„Was haltet ihr von unserer Lage," fragte der Prior mit Entschlossenheit, „können wir in dem Gewölbe bleiben?"

„Ich glaube schon," sagte der Graf, der sich hier recht heimisch fühlte. „Das Wandern ist mir zur Last. Wir müssen uns eben recht in Acht nehmen."

„Das ist keine Rede, mein Freund!" gab der Prior mit Unwillen zur Antwort. „Es handelt sich nicht allein um dein Leben. Chlotildens Schicksal ruht in unseren Händen."

„Ich bitte um Vergebung," sprach der Graf, „beschließt nur, dann folge ich eurem Rathe."

„Es ist besser, wenn wir uns in das Innere des Waldes zurückziehen," erwiederte Edmund. „Es geht Etwas vor, das auf unseren Untergang hindeutet. Mehr kann ich nicht sagen. Ich sehe die Sturmvögel ziehen und das bedeutet Unglück. Wir müssen schnell unsere Wahl treffen. Die Meute ist wider uns im Anzuge. Es gilt unser Leben. Das Schloß soll niedergebrannt und von Grund aus zerstört werden. So hat Durand geschworen! Er will's plündern und sich mit Alfred

in den Raub theilen. So haben es die Unholde beschlossen."

Der Graf wurde aufmerksam. Ein finsterer Unmuth lag auf seinem Gesichte.

„Was ist mir die Welt?" rief er schmerzlich aus. „Herr, gib mir einen Fleck Erde, wo ich meinen Geist aushauchen kann!"

In diesem Augenblicke kam Chlotilde wieder zum Tische. Sie sah das verstörte Antlitz ihres Vaters und eine Thräne trat in ihre schönen Augen.

„Was hast du gesagt, Edmund?" rief Chlotilde aus, „ich lese es in den Augen meines Vaters, daß du etwas Schlimmes berichtet hast."

„Sei ruhig, Chlotilde," versetzte der Graf, „es soll dir Nichts geschehen. Dir zu lieb bin ich in die Verbannung gegangen; dir zu lieb zieh' ich weiter — wärest du nicht, so würde ich zurückziehen und mein Schloß bis auf den letzten Mann vertheidigen, um dann auf seinen Ruinen zu sterben."

Chlotilde eilte zu dem Vater, als sie sein trostloses Wort gehört. Sie weinte bitterlich und warf sich unter heftigem Schluchzen an das Herz des Vaters.

„Das sind Grillen!" sagte der Prior mit Strenge, „wenn er seine Lage nicht ertragen kann, so sollte der Graf wenigstens schweigen und sollte dem unschuldigen Kinde nicht nutzlose Schmerzen machen. Jetzt gilt es, Seelenstärke zu beweisen: das thörichte Jammern und Verwünschen hilft Nichts."

Und der Prior stand unwillig auf. Er lief nach der Felsenspalte und schaute hinab in die mit Geröllen angefüllte Waldschlucht.

Da stand nun der fromme Priester, nach langer Zeit wieder einmal in düstere Gedanken versunken, die wider Willen sein Gemüth beherrschten. Er hatte sich schon längst an die Einsamkeit gewöhnt und fühlte sich in gewissem Grade glücklich in dem stillen, freudenlosen Asyl; aber heute hätte er Thränen des rührendsten Schmerzes weinen können, so verlassen sah er sich in der weiten Welt. Er nahm sein Kreuz in die Hand, das er auf der bewegten Brust trug und drückte es mit einem tiefen Seufzer an die Lippen; dann faltete er die Hände

zum Gebete und blickte hinaus in die grüne Schlucht und nach den belaubten Bäumen und nach den Tannen und Fichten zu den Seiten der Ruine. Sein Herz war betrübt. Er wußte es, daß er traurig war. Er flüsterte unverständliche Worte vor sich hin. Da ward plötzlich seine Aufmerksamkeit auf einen anderen Gegenstand hingelenkt.

Er blickte nach der Tiefe der Schlucht. Ein altes, häßliches Weib stand unten unter einem hohen Baum. Die Alte sah unverwandt nach der Ruine, als ob ihr Auge Jemand mit Gewalt entdecken wollte. Jetzt setzte sie sich unter dem Baume nieder und zog ihre Kapuze über den Kopf. Sie warf zu gleicher Zeit einen Zwerchsack auf die Erde, und nahm ein großes Stück trockenen Brodes heraus. Sie aß das Brod mit Schnelligkeit, immer das Auge nach der Höhe gerichtet. Sie spähte vorsichtig, ob sie von Niemanden bemerkt würde und nun schlich sie hinter einige Bäume, als wollte sie sich entfernen. Der Prior folgte ihr mit den Augen. Sie war ihm in dem schattigen Laubwerk nicht entgangen. Die Alte kehrte zurück. Sie setzte sich wieder unter dem Baume nieder. Sie nahm den Zwerchsack auf die Schulter. Sie blieb völlig ohne alle Regung und Bewegung. Und nun stand sie auf und schlich wie eine Katze durch die Schlucht. Sie kam näher. Der Prior winkte Edmund, damit er näher trete.

„Sieh in die Schlucht," sprach er leise, „erblickst du die Alte?"

„Ich sehe sie," flüsterte Edmund und erschrack heftig.

„Wer ist es?" fragte der Prior überrascht und ergriff Edmund's Hand.

„Es ist die Hexe," gab Edmund leise zur Antwort.

„Was willst du damit sagen?" versetzte der Prior voll Neugier.

„Das ist ein Sturmvogel," antwortete Edmund betroffen, „es ist Durand's Wahrsagerin. Nur stille, sie sucht nach unserer Spur."

„Unselige Verlegenheit," murmelte der Prior, „wenn sie uns erblickt?"

„Dann müssen wir sogleich fliehen," gab Edmund zur

Antwort, „es fragt sich, ob sie nicht Schergen in ihrer Nähe hat, die uns fangen und binden würden.“

„Ruhig, Edmund!“ bat der Greis. „Laß sie vorbeikommen.“

Die Alte blieb an der Felsenspalte stehen. Was bisher Niemand gelungen war, das war ihrem Falkenauge nicht entgangen. Sie hatte die Spalte, so eng sie war, entdeckt, und kletterte auf den Füßen in die Höhe. Der Priester zog sich auf die Seite. Edmund bückte sich nieder. Sie mußten sich verbergen, oder sie wären von der Alten entdeckt worden. Der Graf machte eine rasche Bewegung. Edmund bedeutete ihm mit aufgehobenem Zeigefinger, daß er sich ruhig verhalte, und so aufgeregt der Graf auch war, er folgte dem einfachen Zeichen und hielt den Athem an. Chlotilde saß auf einem Stuhle und weinte stille Thränen. Die Alte konnte sie nicht sehen. Jetzt war die Alte bis an die Mündung der Spalte gekrochen. Sie sperrte ihre gläsernen Augen spannenweit auf, um Etwas zu entdecken. Sie griff mit der runzeligen Hand in die Oeffnung und krabbelte an dem Gestein. Sie trat ihren Rückzug an.

„Es ist Nichts,“ sagte sie leise. „Ich habe mich getäuscht.“

Und die Alte sah jetzt die Spuren von den Huftritten des Pferdes. Sie blieb überrascht stehen. Der Priester und Edmund betrachteten sie. Sie ließ sich auf die Knie nieder und sah die Tritte mit scharfem Auge an. Dann spähte sie wieder in die Höhe, dann nach dem Ende der Thalschlucht: sie wollte Etwas finden. Sie stand vom Boden auf und hielt ihren Kopf mit beiden Händen und dann sprang sie vor Freude in die Höhe.

„Nein, nein, ich habe mich nicht getäuscht,“ rief sie aus, „ich bin dem Junker auf der Spur. Ich hörte die Hufschläge seines Pferdes in meinem Versteck. Da hab' ich sogar die frischen Abdrücke der Hufeisen im weichen Boden. Halloh!“

Die Alte stieß ein wahnsinniges Gelächter aus und machte in dem Grase einige tanzende Bewegungen. Sie legte sich der Felsenspalte gegenüber auf die Lauer.

„Ich bin dem Junker auf der Spur,“ sagte sie freudig, so daß es Edmund und der Priester ganz gut ver-

stehen konnten, „und wo er ist, da ist auch das Mädchen nicht ferne. Nur Geduld!“

In Edmunds Herz erwachte ein furchtbarer Zorn. Er schaute nach dem Priester, als ob er ihn Etwas fragen wollte. Der Priester nahm Edmund's Hand. Seine Pulse schlugen heftig und er zitterte. Das Herz des Jünglings pochte laut.

„Soll ich die Hexe kalt machen?“ fragte er mit flammendem Auge.

„Laß solche Gedanken,“ bat der Priester, „du könntest leicht ein Unrecht thun. Bleibe ruhig!“

„Das ist Nachsicht zur Unzeit,“ flüsterte Edmund ganz verwirrt. „Ich will die Büchse holen und der Elenden eine Kugel durch den Kopf jagen.“

Edmund wollte wirklich fort eilen; allein der Priester hielt ihn zurück.

„Gott gehört die Rache,“ sprach der Prior mit sanfter Stimme. „Willst du der Rache des Himmels vorgreifen?“

Der Graf wurde auch aufmerksam auf das, was draußen in der Schlucht vorging. Er trat ebenfalls an die Spalte und schaute hinaus. Chlotilde war ungewöhnlich betrübt. Die Alte erhob sich mit dem Zwerchsacke und verlor sich in dem Mauerwerke der Ruine.

„Da hilft kein langes Rathen,“ sprach Edmund schnell und mit einer Entschlossenheit, die man bei ihm bisher nicht geahnt hatte, obgleich er keine Furcht zeigte. „Man muß der Alten nach.“

„Man muß wenigstens ihre Spur verfolgen,“ sagte der Graf, indem er nach seiner Flinte griff, „wenn Jemand sterben soll, so soll die Hexe fallen.“

„Habt Acht,“ bat der Priester, „daß euch kein Unfall begegne. Man weiß nicht, wer in der Nähe ist.“

„Wir haben keine Furcht und besitzen Muth,“ sprach Edmund voll Zuversicht.

Mit diesen Worten eilte er mit dem Grafen nach der Oeffnung des Gewölbes. Chlotilde war einer Ohnmacht nahe. Sie seufzte tief und athmete schwer. Der Prior hielt sie mit seinen Armen umfangen. Thränen rollten über die Wangen des Mädchens.

„Habe Geduld, meine Tochter!" tröstete er sie. „Es ist noch Nichts verloren."

Chlotilden's Lippen bewegten sich. Sie betete. Sie konnte im Anblick der Gefahr nichts Besseres thun.

Der Graf war mit Edmund an der Oeffnung der Höhle angekommen.

„Wir müssen die Gewehre untersuchen, ob sie auch geladen sind," sprach Edmund schnell.

„Sie sind in gutem Stande, mein Sohn!" antwortete der Graf ruhig. „Ich habe sie erst diesen Morgen geladen."

„Dann ist's recht," sagte Edmund, während er den Hahn spannte. „Folgen Sie mir."

Mit einem Sprunge stand Edmund in der Thal-Schlucht. Der Graf war bei ihm. Sie hielten die Gewehre in schußgerechter Haltung und bestiegen das alte Mauerwerk. Der Graf war einem Sturze nahe; denn das mürbe Gestein war unter seinen Füßen gewichen.

„Vorsicht, Herr Graf," sprach Edmund, „es könnte Ihnen leicht ein Unfall begegnen."

Nach wenigen Augenblicken befanden sich die Beiden auf der Spitze der Ruine, gerade einem niedrigen Hügel, über welchen ein Waldpfad in eine Schlucht abwärts führte, gegenüber. Und wer beschreibt Edmund's Erstaunen? Auf dem Hügel stand die Alte und hatte sich auf sein Pferd geschwungen, das sie im Hintergrunde der Ruine gefunden hatte. Ein höhnisches Gelächter erscholl von der Seite her. Edmund hätte wahnsinnig werden mögen.

„Wir werden dich holen, Junker!" rief die Alte, „verhalte dich ruhig!"

Da knallte Edmund's Gewehr; aber die tödtliche Kugel zischte an dem Kopfe der Alten vorüber. Er drückte den zweiten Lauf ab. Er hatte das gleiche Schicksal. Da heulte die Alte noch wahnsinniger.

„Schießen Sie los, Herr Graf!" rief Edmund, „oder geben Sie mir Ihr Gewehr!"

Aber der Graf konnte nicht. Seine Hand war in diesem Augenblick wie gelähmt.

„Sie hat uns nicht nur bestohlen," rief Edmund wie niedergeschmettert aus, „sie wird uns auch verrathen."

Er faßte schnell das Gewehr am Laufe, sprang nach dem Hügel und zog seinen blanken Degen. Er suchte die fliehende Alte mit seinen Augen; allein er konnte sie nirgends finden. Sie war schon im Gehölz verschwunden. Sein Aerger war groß und er hätte vor Wuth vergehen mögen. Der Graf stand noch auf dem morschen Mauerwerke und schaute Edmund nach. Er ahnte Nichts, er dachte weiter an nichts Böses. Da fühlte er plötzlich zwei kräftige Arme, welche ihn im Rücken faßten. Er war vor Erstaunen seiner Besinnung nicht mehr mächtig.

„Rühre dich nicht," sprach eine rauhe Stimme, „oder du bist augenblicklich des Todes."

„Kein Wort," flüsterte eine andere Gestalt, welche den Grafen an der Halsbinde so kräftig faßte, daß er kein Wort mehr sprechen konnte.

Schnell wurden dem Grafen die Hände und Füße gebunden. Der Mund wurde ihm mit einem Sacktuche zugehalten; er konnte keinen Laut mehr von sich geben. Und das Alles geschah so schnell, daß es ihm wie ein Traum vorgekommen wäre, wenn er selbst den peinlichen Zwang an seinem Leibe nicht empfunden hätte. Edmund war den Hügel hinabgestiegen und hatte sich sogar in's Dickicht des Waldes verloren. Es war also nicht zu verwundern, daß er von diesem kühnen Angriff Nichts wahrnahm. Als er den Hügel wieder bestiegen hatte, sah er zu seinem großen Leide, was vor sich gegangen. Er war der Verzweiflung nahe. Er mußte noch sehen, wie der Graf, auf ein Lastthier gebunden, eilends davon geschleppt wurde.

„Die Schurken," schrie er vor Wuth aus, „die Schandthat! Einen wehrlosen Greis überfallen sie und schleppen ihn fort wie ein angeschossenes Thier."

Sein Geschrei ward von dem ehrwürdigen Priester gehört. Er erschien auf der Ruine. Sein Gesicht war blaß. Er ahnte, was vorgefallen war und rang die Hände.

„O Edmund, warum hast du meinem Rathe nicht gefolgt?" rief er schmerzlich aus. „Welches Leiden muß ich Chlotilden bereiten!"

Der Priester brachte Edmund in die Grotte zurück. Er war vom Schrecken und vom Schmerz wie nieder-

gedonnert. Sein Haupt war niedergebeugt auf die Brust und ein tiefer Schmerzenslaut drängte sich durch seine Lippen.

„Welch' ein Unglück ist geschehen!" rief er voll Bestürzung aus. „Den Vater haben die Schurken gebunden und fortgeführt."

Der Prior war sehr betrübt und nahm Chlotilde bei der Hand. Sie fiel in Ohnmacht. Der Greis fing sie mit seinen Armen auf, ehe sie auf den kalten Boden sank. Er mußte sich Mühe geben, sie wieder zum Bewußtsein zu bringen. Endlich schlug sie die Augen auf. Sie rang vergeblich die zarten Hände: der Vater war verschwunden.

„O Gott!" seufzte sie, „ist der Becher der Leiden noch nicht voll bis zum Rande?"

„O Chlotilde," rief Edmund aus, ganz außer sich vor Bestürzung, „vergib mir: ich bin Schuld; aber ich will nicht eher ruhen, bis ich dir den Vater wieder zurückbringe."

„Wo willst du hin?" sagte Chlotilde rasch und mit schmerzlicher Bewegung. „Was willst du thun? Wahnsinniger, du rennst in dein Verderben!"

„Ich habe es um deines Vaters willen verdient," sprach er mit bebender Stimme. „Aber ich muß fort — ich muß diese Unthat rächen."

Edmund fiel dem Prior zu Füßen und weinte bitterlich. Sein Herz floß in Thränen dahin. Er hatte den Grafen aufrichtig und mit ganzer Seele geliebt.

„Vater, geben Sie mir Ihren Segen!" sprach er laut und zeigte sich gefaßt, „ich muß fort eilen. Ich muß diese Schande rächen."

Edmund ließ sich nicht mehr halten. Er bewaffnete sich, hing den Degen um seine Linke und nahm das Gewehr in die Hand. Er versah sich mit Pulver und Blei und machte eine Miene, als ginge es auf die Jagd. So schnell war er entschlossen. Der Prior wollte ihm das Wagestück ausreden. Er ließ sich nicht bewegen. Selbst Chlotildens Bitten blieben unerhört. Der Greis gab ihm seinen Segen.

„Leb' wohl, Chlotilde, wir sehen uns wieder," sprach er, „ich will den Vater trösten."

Chlotilde reichte ihm schweigend die Hand.

„Leb' wohl, wenn's sein muß," sagte sie voll Zuversicht, „in dieser Gesinnung laß uns scheiden."

„Wir treffen uns bei den Verbannten," flüsterte der Greis und umarmte den entschlossenen Jüngling. „Gott möge dich beschützen."

Und Edmund verschwand im Gebüsche des Waldes.

Zwanzigstes Capitel.

Der Ueberfall.

Schon stand die Sonne im fernen Westen und sank hinunter hinter die Berge. Ein leichter Nebel bedeckte das Thal — auffallend genug in dieser Jahreszeit; denn man rückte der Mitte des Heumonats immer näher. In der Waldung sah es dunkel und finster aus und die Thiere suchten allgemach Schutz in den Zweigen der Bäume. Es ward Alles stille und kein Laut ward vernommen von Nah und Fern. An diesem Abend aber lag ein unglücklicher Edelmann auf der feuchten Erde im dunkeln Grase. Es war ihm traurig zu Muthe; denn zum ersten Male in seinem Leben rastete er allein, von allen Menschen verlassen und nur von Feinden umgeben, auf der bloßen Erde.

„Wie ist doch Alles so wandelbar auf der Erde!" sprach er zu sich selbst, „wie ist doch alles Glück der Welt eitelm Tande gleich zu achten! Einst war ich reich und geehrt von allem Volke; nun bin ich verachtet. Einst wohnte ich in einem schönen Schlosse; nun liege ich hier auf Gottes freier Erde. Einst hatte ich Diener und was mein Herz nur wollte, das stand zu meinem Willen; nun hab' ich gar Nichts — nicht einmal ein Ruhekissen, worauf ich mein Haupt legen kann. O Wechsel alles Irdischen! In meiner Jugend hätte ich mir dieses Schicksal nicht geträumt, und nun bin ich ein Sklave derer, welche mein gutes Volk unterdrücken und verachten. Aber dein Wille, Gott im Himmel, ist unerforschlich: wer kann deine Wege ergründen?"

Und der Geächtete warf sich nieder in's Gras und verhüllte sein Angesicht mit beiden Händen. Ein Wächter kam und beobachtete die Bewegungen des Gefangenen und überschüttete den Armen mit Hohn. Er trat vor ihn hin und lachte ihm spöttisch in's Gesicht. Dieser Unhold aber erschütterte keineswegs den Gleichmuth des Gefangenen.

„Dein Spott schmerzt mich nicht," sprach der Gefangene leise, „das Unglück hat mich gegen den Schmerz unempfindlich gemacht."

„Desto besser," höhnte der Wächter, „dann bedarfst du keines Trösters."

„Es wäre mir lieb, wenn du mich ruhen ließest," sprach der Gefangene. „Ich unterhalte mich nicht gerne zur nächtlichen Stunde."

„Hört den Weichling!" spottete der Wächter; „es werden noch schlimmere Tage kommen, denk' ich. Das Schaffot ist für dich schon aufgerichtet, ehrloser Verräther."

Der Wächter gab dem Armen noch einen Stoß mit dem Kolben des Gewehres und verfügte sich sodann auf die Seite, von wo aus er den Unglücklichen mit strengem Blicke beobachtete.

Der Gefangene sprach kein Wort. Er harrte aus und duldete. Einmal mußte die Qual doch ein Ende nehmen. Das war sein Trost. Er kannte nur ein Leiden: er hatte eine Tochter und diese war vielleicht ohne Freunde in der Welt. Er wußte ja nicht, welches Schicksal die wenigen Freunde erfahren hatten, die dem Mädchen wohl wollten. Wo war Edmund? Was war aus dem Priester geworden? Die schmerzlichsten Gefühle und die niederschlagendsten Ahnungen erfüllten die Seele des Gefangenen.

„Gottes Wille geschehe!" dachte er und ergab sich in sein Schicksal.

Der Mond ging auf und der Nebel im Thale schwand. In dem Walde wurde es lichter und die Bäume warfen lange düstere Schatten auf die Erde. Der Himmel wurde rein und wolkenlos. Man sah, daß mehrere Schergen den Gefangenen umringt hatten. Der Plan zum Ueberfall des Grafen war gut angelegt. Die Alte hatte ihre Rolle trefflich gespielt. Als der Graf einmal im Gehölze war, kam er mit den zwei Schergen der Gewalt bald zu

einer Truppe von zerlumpten Soldaten, welche Durand ausgeschickt hatte, den Grafen zu suchen. Die Alte, welche sie getroffen, zeigte ihnen den Weg zur Ruine; allein ehe Alle ankamen, war die verruchte That schon vollbracht.

Die Schergen ruhten, auf ihre Mäntel ausgestreckt, im feuchten Grase. Eine einzige Wache war ausgestellt. Sie mußte den Grafen behüten, während die Andern schliefen. Es fiel ein Schuß und ein Soldat lag in seinem Blute. Er stieß einen Laut aus und verschied. Die Kugel hatte gut getroffen.

„Mein Gott, sei ihm gnädig!“ sprach der Graf in seinem Herzen, denn er ahnte, daß ein befreundetes Gewehr den schrecklichen Schuß gethan.

Man konnte aber Niemand im Gebüsche bemerken. Alles wurde wieder still. Die Soldaten waren so leichtsinnig, auf dem Boden neben ihrem todten Kameraden liegen zu bleiben. Es ward kein Geräusch mehr vernommen. Die Schergen glaubten sich in vollständiger Sicherheit.

In der Entfernung von einer Viertelstunde aber bereitete sich ein auffallendes Ereigniß vor. Die Hirten, welche in den Bergen ihre Rinder weideten, hatten sich hier in nächtlicher Weile versammelt. Sie wußten allesammt um das Leben der Verbannten in den Bergen. Sie pflogen eine lebhafte, wiewohl nicht sehr laute Verhandlung, wie die patriotischen Sendlinge in den Bergen vernichtet werden könnten. Sie verpflichteten sich auf's Wort und auf ihre Ehre, einander mit Rath und That beizustehen, um der Schreckensherrschaft in den Bergen ein Ende zu machen. Sie hatten sich einig zusammengethan und waren dem Ende der Berathung nahe. Da ergriff noch ein Hirte das Wort und erzählte, wie heute der Graf von Arnaud auf den Ruinen des Klosters der Klausnerinnen gefangen genommen worden sei.

„Diesen Schimpf müssen wir rächen,“ sagte ein anderer Hirte. „Die Schelmen müssen fallen, so wahr ich ehrlich bin.“

„Gewalt gegen Gewalt, Blut gegen Blut!“ sprach ein Anderer, „es geht in unserer Zeit nicht anders. Wir

handeln blos gerecht, wenn wir unsere Gegner niederzuschlagen suchen."

„Es ist um unser Heiligthum geschehen," sprach der Anführer der Hirten, „wenn die Patrioten die Ruine kennen. Dann werden sie unsere Kapelle zerstören und unsere Gräber schänden. Gegen diesen Frevel müssen wir uns sichern. Was würden unsere Weiber und Kinder sagen, wenn sie dort nicht mehr zu Gott beten dürften? Also ist's Pflicht, uns gegen diese Wütheriche zu schützen. Welchen Weg haben die Schufte mit dem Grafen eingeschlagen?"

„Dort oben unter den Bäumen am Wege liegen sie," versetzte der Hirte, welcher die Nachricht von der Gefangennehmung des Grafen gebracht hatte. „Ich habe schon einen Kernschuß nach der Rotte gesendet; er hat seine Schuldigkeit gethan: ein Unhold wälzt sich in seinem Blute."

Es entstand ein Geräusch im Walde. Die Hirten stutzten und griffen nach ihren Waffen. Sie machten sich schlagfertig.

„Wer da?" rief der Anführer der Hirten, und brachte sein Gewehr in eine schußgerechte Haltung.

„Gut Freund!" erhielt er zur Antwort.

Die Zweige des Gebüsches theilten sich auseinander und ein junger Mann trat auf die Versammelten zu und grüßte die Meisten mit Namen.

„Ah, Edmund!" sprachen Alle zu gleicher Zeit.

„Es treibt Sie die Rache, Junker!" sagte ein Hirte. „Wir können unsern Muth kühlen. Dort drüben rastet die Bande, welche den Grafen von Arnaud, diesen edlen Menschenfreund, gefangen hält. Wir wollen sie überfallen."

Edmund machte eine zustimmende Bewegung. Da fiel ein zweiter Schuß.

„Was soll das bedeuten?" fragte Edmund mit lebhafter Stimme und blickte auf die Hirten.

„Nichts," versetzte ein Hirte, „der Schuß kommt aus der Flinte meines Bruders. Er wird auf die Bande gestoßen sein."

Allein es fiel Schuß auf Schuß. Sie hallten schrecklich hin durch das Gehölz zu dieser nächtlichen Stunde.

Die Echo's prallten an den aufstrebenden Felsen ab und verloren sich im hohen Forste.

„Freunde, wir haben Muth! Auf, laßt uns die Bluthunde überfallen," rief der Anführer der Hirten. „Was meinen Sie, Junker!"

„Es gilt, den Grafen zu retten!" sprach Edmund, „auf denn! Wie glücklich bin ich, daß ich Freunde gefunden habe!"

Die Hirten zogen mit Edmund durch den Wald. Bald waren sie an dem Orte angekommen, wo die Soldaten der Schreckensmänner gelagert hatten. Nach einer kleinen Weile kam ein Hirte dahergerannt; er brachte die Nachricht, daß die Rotte mit dem Grafen davon geeilt sei. Es sei ihm gelungen, einen Mann zu tödten, einen Soldaten, der schon früher gefallen, nicht zu rechnen. Da aber die Schüsse massenweise durch das Laubwerk gedrungen seien, so habe er die Flucht ergreifen müssen. Er danke Gott, daß er bei seinen Freunden angekommen sei.

„Welche Richtung nahm die Bande?" fragte Edmund schnell. „Wir müssen sie einholen!"

„Sie ziehen sich aus dem Walde nach der Straße, welche nach Monde führt," gab der Hirte zur Antwort. „So scheint mir's wenigstens."

„Welchen Weg sollten sie sonst machen?" sagte der Anführer der Hirten. „Wir müssen eilen, sonst richten sie noch mehr Verderben an, wenn sie den Colonien der Verbannten in den Bergen nahe kommen. Dann bekommen wir Soldaten und wir müssen unsere Treue und Anhänglichkeit am Glauben hart büßen. Vorwärts!"

Und nun drangen die Hirten unaufhaltsam vorwärts. Sie zertheilten sich in dem niedrigen Gehölze, in das sie eintraten. Edmund war auf allen Seiten thätig. Sie gaben sich gegenseitig Zeichen, damit sie sich in der Dunkelheit nicht verirren sollten. Der Mond ging eben unter, und noch waren es zwei Stunden, bis der Tag anbrach. Aller Augen wandten sich nach der Richtung, wohin sich der Zug bewegte. Da erblickten sie auf einer Anhöhe den Schein eines Wachtfeuers.

„Dort sind die Schurken," sagte der Hirte, welcher den Zug führte, „dorthin müssen wir uns wenden."

Er that einen gellenden Ton in sein Horn und im Augenblicke waren alle Hirten um ihn versammelt. Edmund stand in ihrer Mitte. Alle blickten auf ihren Anführer und waren voll Erwartung.

„Seht ihr das Licht auf dem Berge?" sagte der Anführer, „dorthin müssen wir ziehen. Dort finden wir die Rotte!"

„Habt Muth, meine Freunde!" sprach Edmund laut, „ich werde es euch lohnen, wenn die wahre Freiheit in unsere Berge zurückkehrt."

„Ja, die wahre Freiheit!" fielen die Hirten lebhaft ein.

Die Soldaten, die sich durch ein kleines Streifcorps verstärkt hatten, ahnten nicht, daß sie verfolgt wurden. Wie groß war also ihre Ueberraschung, als sie plötzlich durch ein Dutzend Flintenschüsse aus ihrer Ruhe aufgeschreckt wurden, die sie augenblicklich nicht erwiedern konnten!

‚Fort mit dem Grafen!" befahl eine rauhe Stimme. „In einer Stunde sind zwei von uns auf schnellen Rossen auf der Straße, die gen Marvejols führt. Dort sind sie sicher!"

Der Graf von Arnaud ward auf ein Pferd gebunden und zwischen zwei Soldaten gebracht.

„Eilet," sprach der Anführer der Bande, „daß euch der Graf nicht abgenommen wird. Bursche, zittert vor Durand's Rache! Ihr wißt, er läßt nicht mit sich spaßen."

„Sind wir sicher?" fragten die Soldaten. „Werden wir nicht überfallen."

„Die Straße nach Marvejols ist frei," erhielten sie zur Antwort, „ihr werdet auf kein Hinderniß stoßen. Vorwärts!"

Die Soldaten eilten mit dem Grafen davon. In einer Stunde hatten sie ungehindert die Straße erreicht. Als die Sonne am Mittag stand, ritten sie mit dem Grafen durch die Straßen der Stadt und brachten ihn in das Gefängniß. Die ganze Bevölkerung gerieth in eine große Aufregung. Man konnte nicht sagen, zu wessen Gunsten. Man sah sich betroffen an und plagte sich mit allerlei unnützen Fragen.

Die Soldaten auf dem Hügel, die gemüthlich am

Feuer gesessen, fuhren auf wie eine Heerde gescheuchter Rehe, als der Kugelregen zwischen ihnen niederfiel und zwei Kameraden tödtlich verwundete. Sie sprangen gleich wilden Thieren auf und griffen zu ihren Waffen.

„Die Pest über die Frevler!" brüllte ihr Anführer. „Laßt keinen Hirten entkommen! Gebt keine Gnade!"

Die Hirten hörten diese Worte und voll Muth drangen sie auf die Rotte ein.

„Habt ihr's gehört?" rief man sich zu, „sie wollen keine Gnade geben."

„Sie sollen auch keine Gnade von uns erfahren," schrie ein stämmiger Hirte und schoß sein Gewehr ab.

Ein Soldat fiel todt zu Boden, nachdem er zuvor noch einen gräßlichen Fluch ausgestoßen hatte. Denn die Soldaten der Schreckensmänner waren meistens wilde banditenartige Leute.

Es entwickelte sich ein hitziges Gefecht. Von beiden Seiten fielen die Schüsse massenhaft. Man wurde handgemein und schlug mit der blanken Waffe auf einander los. Da sah ein Bandit den jugendlichen Edmund. Er sprang auf ihn zu und faßte ihn an der Kehle und würgte ihn heftig. Der Mann mußte sein Handwerk gut verstehen, denn es war derselbe, welcher den Grafen an der Halsbinde gefaßt und geknebelt hatte.

„Zurück, Unverschämter!" rief Edmund voll edlen Stolzes aus, „hinweg mit der Hand! Ich lasse mich von solch' schmutzigen Händen nicht ungestraft berühren!"

„Oho!" brüllte der Scherge, „das wird sich zeigen!"

„Hinweg, Schurke!" rief Edmund wiederholt, während er sich kräftig wehrte.

Es war Edmund's Glück, daß er mit dem Schurken allein rang. Er wäre sonst verloren gewesen. Denn sein Gegner war eine handfeste Natur, welche sich auf's Raufen und Schlagen gut verstand. Allein Edmund machte eine schnelle Seitenbewegung und die Binde brach krachend entzwei. Edmund war frei. Er zog schnell einen Dolch.

„Zurück, Schurke!" sprach er laut, „der Dolch fährt dir in das Herz!"

Aber der Scherge ließ sich nicht abhalten; er warf

sich wieder auf sein Opfer, das er sich ausersehen hatte. Allein Edmund stieß ihn so geschickt von sich weg und gerade auf einen spitzigen Stein, daß das Blut wie ein Strom aus der Kopfwunde floß und der Gefallene ein lautes Gebrüll von sich stieß.

„Du hast deinen Lohn," rief Edmund aus, „die Rache hat dich bald ereilt."

Edmund hatte kaum dieses Wort gesprochen, so hatte der Verwundete seinen Geist schon ausgehaucht. Ein mächtiger Schlag fiel nieder auf dessen Stirne, von der Hand eines stämmigen Hirten geführt.

„Hinweg, Junker," rief der Anführer der Hirten, der eben heranstürzte, „geben Sie Ihr Leben nicht in Gefahr! Wir werden mit der Rotte allein fertig!"

„Nicht doch, wackerer Kamerad!" versetzte Edmund, „was soll ich euch allein kämpfen lassen? Ich will mit euch siegen oder sterben."

Es fiel ein Schuß. Edmund's Schulter war verwundet. Er sank bewußtlos zu Boden. Ein Soldat, der den Schuß gethan, jubelte laut auf. Er glaubte sicher, die Hirten würden jetzt fliehen. Allein er täuschte sich, die Hirten fielen mit erneuter Wuth auf die Soldaten ein, als sie Edmund stürzen sahen.

„Trage ihn aus dem Gewühl!" rief der Anführer der Hirten. „Er soll nicht sterben. Ich mache dich für sein Leben verantwortlich."

Der Hirt faßte Edmund mit kräftigen Armen und trug ihn in ein nahes Gehölz. Er zog eine Flasche hervor, in welcher heilsames Wasser enthalten war, entblößte Edmund's Schulter, wusch sie sorgfältig aus und verband sie. Edmund blickte den edlen Hirten dankbar an. Sein Herz war gerührt.

„Sag' mir deinen Namen, Kamerad!" sprach Edmund voll Rührung. „Ich will dich einmal belohnen für deine edle That."

Allein der Hirt schwieg. Er nannte seinen Namen nicht.

„Edler Mensch!" seufzte Edmund, „es ist, Gott sei Dank, unsern Patrioten noch lange nicht gelungen, alle Gemüther zu verwildern."

Die Soldaten, welche bis jetzt im Nachtheile gewe-

sen waren, sammelten sich und wälzten sich wie eine entfesselte Woge brausend auf die Hirten. Der Kampf wurde von beiden Seiten mit Erbitterung geführt. Die Degen blitzten in den Strahlen der Sonne, welche eben aufging. Die Kugeln pfiffen durch die Luft. Es war ein schauerlicher Anblick.

„Zu Hilfe, ihr Freunde!" rief der Anführer der Hirten, als sich aus dem Walde ein lautes Geschrei erhob. „Eilet, eilet!"

Nach wenigen Minuten erhielten die Hirten Verstärkung. Der Klang des Hüfthorns war nicht umsonst durch die Wälder gedrungen.

Als die Soldaten neue Schaaren kommen sahen, ergriffen sie die Flucht. Die Hirten aber verfolgten sie bis an den Rand des Waldes. Obgleich viele Hirten verwundet waren, so beklagten sie doch keinen Todten.

Als sie von der Verfolgung des Feindes zurückgekehrt waren, versammelten sie sich um Edmund. Edmund erhob sich von seinem Mooslager, das seine Wächter in der Eile zusammengerafft hatten. Er sah bleich und verstört aus. Der Blutverlust und der Schmerz hatten seine Kräfte geschwächt. Doch konnte er sich sammeln und gab sich Mühe, die edlen Männer mit einer heitern Miene anzuschauen. Die jungen Hirten fielen vor ihm auf die Knie und beklagten sein Schicksal; allein Edmund fing an zu lächeln und reichte den wackern Kameraden die Hand. Die Jünglinge ergriffen sie mit Innigkeit und führten sie an den Mund.

„Ich danke euch," sprach Edmund, „ihr lieben Freunde! Haben wir auch den edlen Grafen nicht befreit aus der Hand dieser Menschen, so haben wir doch die Feinde in die Flucht geschlagen. O könnt' ich euch eure Hilfe belohnen!"

„Wir wollen keinen Lohn," riefen die Hirten freudig aus.

„Meint der Junker," sprach der Anführer gerührt, „wir haben vergessen, was der Graf an uns gethan? War er nicht stets unser Vater und Freund?"

Und die Hirten zogen sich mit Edmund geordnet in das Gehölz zurück, um zu ihren friedlichen Heerden zu kommen.

Einundzwanzigstes Capitel.

Zweierlei Herzen.

Die Nachricht, daß der Graf von Arnaud gefangen worden sei, wirkte im Schlosse wie ein Donnerschlag aus wolkenlosem Himmel. Nun glaubte die redliche Dienerschaft ganz gewiß, daß es um das schöne alterthümliche Herrenhaus geschehen sei. Klara war athemlos nach dem Schlosse geeilt und hatte diese traurige Botschaft gebracht. Jan ließ sogleich alle Angehörigen des Schlosses zusammenkommen und berichtete ihnen, was er aus Klara's Mund vernommen. Da schwammen Thränen in vielen Augen und manche Hand ward betend zum Himmel gehoben. Ein unbeschreiblicher Schmerz erschütterte auch die festesten Gemüther.

„Wie wird es uns gehen?" sprach eine Magd, die vor Alter grau geworden war, „was wird insbesondere aus mir werden? Mein Gott, wenn ich aus dem Schlosse komme, so ist es um mich geschehen. Ich werde vor Hunger sterben und weiß mir nicht zu rathen, noch zu helfen."

„Laß dich nicht durch solch' finstere Gedanken beunruhigen," erwiederte Jan, indem er die Arme zu trösten suchte, „so schnell wird es mit der Vernichtung und Plünderung des alten Herrenhauses nicht gehen."

„Und was wird aus mir werden?" sagte ein Knecht, der kaum mehr gehen konnte und dessen Knie vor Altersschwäche wankten, „von Jugend auf bin ich in dem Herrenhause; man hat mir nie Etwas zu leid gethan; ich bin stets redlich mit Allem versorgt worden, was ich brauchte — und nun soll ich auf die Gasse gesetzt werden? Ich bin alt und kann Nichts verdienen. Ich bin gänzlich unbrauchbar und muß froh sein, wenn man mich nur erhält; mein Gott, wie wird es mir gehen?"

„Herr Jesus," rief ein junges Kammermädchen aus, „ich denke gar nicht an mich. Was wird wohl aus dem gnädigen Fräulein werden? Wir können uns helfen, wir haben Arme zum Schaffen — aber das Fräulein ist an diese Strapazen nicht gewöhnt!"

„Gott, das Fräulein! ja Chlotilde!“ versetzte die alte Kammerfrau, „nein! es ist nicht zum Darandenken. Ich hab’ das zarte Kind vom Mutterschooße an auf meinen Armen getragen und bin immer dabei gewesen, wenn mit dem Fräulein was vor sich ging. Chlotilde wird den Schmerz kaum ertragen können, vom Vater durch die Mauern eines finstern Kerkers getrennt zu sein. Ich kenne das Fräulein aus Herzensgrund!“

„Und Edmund?“ fragte ein Jüngling voll Theilnahme, „meint ihr, es sei ein Spaß, am Ende seine Braut zu verlieren? Ist Edmund nicht mit Chlotilde verlobt — und hätte nicht schon längst Hochzeit sein sollen? Hat nicht Edmund den Tag der Vermählung von Monat zu Monat hinausgeschoben bloß wegen unserer heillosen Zeit?“

„Du hast Recht,“ versetzte Anton mit lauter Stimme, „aber es ist meine vollste Ueberzeugung, daß Gott dem edlen Junker die Braut in die Arme führen wird und zwar in nächster Zeit.“

„Ja, diese fluchwürdige Unterdrückung des Volkes kann nicht mehr lange dauern,“ sprach Jan mit vollem Ernste. „Ich sage dies und wenn ich mein Haupt auf den Block legen müßte. Wahrheit bleibt Wahrheit. Der Teufel soll — — — nein, ich will keine unschönen Reden gebrauchen; es ist eine Sünde!“

Es schauten Alle auf Jan, dessen Ernst in jeder Miene zu lesen war. Er hatte Muth bewiesen und seit der Abwesenheit des Grafen das Schloß so gut bedient, als wäre gar Nichts vorgefallen. Er redete manchmal so entschieden gegen die Unterdrücker des Volkes, daß es der Dienerschaft bange ward — er redete mehr, als es die Klugheit erlaubte.

„Aber du sagst ja gar Nichts, Mädchen?“ fragte Jan, indem er sich zu Klara wandte, „du bist ja so still wie ein Grab? Und du siehst recht bleich aus. Was ist dir?“

„Laß mich ruhig; Jan!“ versetzte Klara, „wenn ich an Chlotilde denke, so schwindelt es mir vor den Augen und ich mag Nichts hören. Lieber Heiland, wie wird das Fräulein jammern! Wird es so viel Seelenstärke haben, um diesen bittern Schmerz zu ertragen?“

„Dann kennst du Chlotilde schlecht,“ warf Anton lebhaft ein, „das Fräulein weiß sich so zu fassen, wie ich es nie geahnt hätte. Chlotilde besitzt Seelenstärke genug, um ihr Unglück mit Standhaftigkeit zu ertragen.“

„Sie ist zudem eine gute Christin,“ fiel Jan voll Begeisterung ein, „wann habt ihr gehört, daß ein Christ verzweifelt wäre? Sie besitzt ein großes Herz — ein Herz voll Entsagung. Anton ist in letzter Zeit oft um sie gewesen: er hat mir schöne Züge aus ihrem Leben erzählt. Es bangt mir nicht um Chlotilde, obgleich ich ihr Schicksal lebhaft beklage.“

„O dann bin ich getröstet,“ sagte Klara mit gehobener Stimme. „Jetzt kenne ich Chlotilde wieder. Ja, so ist sie! Jan, du hast wahr gesprochen.“

„Wir wollen für das Fräulein beten,“ sagte eine alte Magd, „wir können nichts Besseres thun.“

„Und das können uns unsere Unholde nicht wehren,“ fiel ein Jüngling unterbrechend ein, „wenn ich nicht laut beten darf, so thue ich's in der Stille des Herzens. Und so gefällt's Gott auch.“

„Aber auch für den Grafen wollen wir beten,“ sprach ein kräftiger Mann, „er ist auch ein guter Mann und hat uns Alle lieb.“

„Vergesset Edmund nicht,“ versetzte Anton mit lebhafter Stimme. „Er gehört auch zur Familie.“

Jan ging vom Gesinde weg und lief nach dem Schlosse. Er ging in die Schloßkapelle. Das wußte ein Jeglicher. Alle folgten ihm, und am Fuße des Altares stieg ein heißes Gebet zum Himmel für das Wohl der Familie des Grafen, die so groß und erhaben dastand in den Wirrsalen der Zeit.

Einen unvergleichbaren Gegensatz bildete zu dieser frommen Gesinnung die Freude, welche Durand und Alfred nebst ihren Helfern empfanden, als der Graf von Arnaud gefangen nach Marvejols gebracht wurde. Alfred saß im Gasthofe zum goldenen Löwen. Der rothe Wein mußte seit letzter Zeit sehr verlockend auf ihn eingewirkt haben; denn wenn man ihn suchen mußte, so durfte man nur in diesen Gasthof gehen und man fand ihn sicher. Er vergaß sogar die Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit Elisen's, die er in neuester Zeit auffallend vernachlässigte,

was ihm Durand, der zwischen den Zeilen las und in die Karten schaute, höchst übel deutete.

Als Alfred die Bewegung in den Straßen von Marvejols erblickte, war sein Erstaunen groß. Er konnte sich's nicht erklären. War Etwas von Paris gekommen, das eine große Bedeutung hatte? Oder waren es die Gegner der allgemeinen Gleichheit, die in Bewegung geriethen und einmal ein Lebenszeichen von sich geben wollten? Denn die Unzufriedenen mit der Schreckensherrschaft verhielten sich nicht nur in Marvejols, sondern in ganz Frankreich trotz allen Druckes und aller Drohungen nicht mehr so ruhig, als es die Leute der „Volkspartei" wünschten. Solche und ähnliche Gedanken kamen ihm in den Sinn. Er sprang an's Fenster und horchte. Er konnte nichts Bestimmtes erfahren. Er sah, daß das Volk in einer fürchterlichen Gährung begriffen sei: welches war die Richtung derselben? Das konnten eigentlich die eifrigsten Clubbredner in Marvejols nicht sagen. Man sah heitere und gleichgültige Gesichter — die gleichgültigen Gesichter mußten so scheinen! — Da kam ein Bote und beschied Alfred zu Durand. Das Mitglied der Verwaltungsbehörde für Marvejols — denn so weit hatte es Alfred gebracht — setzte sich die phrygische Mütze auf den Kopf und lief schnellen Schrittes zu seinem Vertrauten.

Durand kam eben aus dem Sitzungslocale der Patrioten. Sein Gesicht strahlte heiter vor Freude. Seine Wangen waren so roth als seine Haare. Er warf sich auf ein Polster; allein das Gefühl der Freude ließ ihm keine Ruhe. Er stand auf und lief schnell in dem geräumigen Gemache auf und nieder. Er lief an's Fenster und öffnete es. Alfred kam noch nicht. Er ward ungeduldig Er schickte einen zweiten Boten ab — endlich nahte sich Alfred dem Hause des Bezirkspräsidenten. Durand grüßte freundlich von oben herab, als er Alfred erblickte.

„Donner und alle Welt," sprach Alfred, dem der Wein schon in den Kopf gestiegen war, „es muß etwas Vortreffliches sein, daß der Rothkopf so fröhlich aussieht. Er macht ja ein so liebliches Gesicht wie Vollmond am hellen Tage."

Alfred hatte die Thüre erreicht. Er läutete, daß die Glocke fast entzwei sprang; denn zur Ehre des Bezirkspräsidenten muß gesagt werden, daß sein Haus den Tag über immer geschlossen war, damit er nicht zu sehr von Jenen überlaufen würde, welche Gerechtigkeit suchten oder Brod wollten. Auf eine solch' kräftige Aufforderung ward die Thüre schnell geöffnet. Elise selbst that es; denn sie hatte Alfred kommen sehen. Aber Alfred schnurrte an Elisen vorüber, ohne mit ihr zu reden, was dem Mädchen sehr empfindlich fiel. Alfred stürzte in das Gemach, in welchem sich Durand eben wieder auf einem Polster ausgestreckt hatte. Er nahm sich als ein vollblütiger Volksmann nicht einmal die Mühe anzuklopfen.

„Was gibt's, Durand?" rief er aus, „es muß was Wichtiges sein. Du hättest mich sonst nicht aus dem goldenen Löwen holen lassen, wo mir der Rothwein so trefflich gemundet? Sprich, mein Freund!"

Durand erhob sich rasch von seinem Sitze. Er eilte auf seinen Freund zu und schloß ihn fest in seine Arme. Er drückte ihn so gewaltig an die Brust, daß Alfred wohl gern mit der Hälfte der Zärtlichkeit zufrieden gewesen wäre.

„Was giebt's, sprich!" rief Alfred heftig aus, und wand sich los von der allzukräftigen Umarmung.

„Setz dich, Freund!" gab Durand zur Antwort. „Setze dich an meine Seite!"

Alfred setzte sich auf ein Polster. Er blickte erstaunt und voll Erwartung auf die Minen seines Genossen.

„Nun rathe, Alfred!" fing Durand an, und sein Auge glänzte. „Was ist uns Angenehmes begegnet!"

„Wozu diese Umschweife?" fragte Alfred schnell. „Heraus mit der Sache! Bin ich befördert worden?"

„Einfältige Frage!" gab Durand zur Antwort. „Ja, befördert, wenn auch nicht nach Rücksichten der Ehre, doch in Hinsicht auf das Vermögen."

„Du sprichst räthselhaft, mein Freund!" versetzte Alfred ungeduldig. „Ist am Ende Chlotilde in deiner Gewalt?"

„Fast errathen, Bester!" fiel Durand frohlockend ein, „den Grafen haben wir!"

„Gut, vortrefflich!“ rief Alfred aus und zog seinen Genossen an seine Brust. „Wenn wir den Grafen haben, so bekommen wir auch sein Mädchen. Beide sind bei einander. Und Edmund von Gerand erhalten wir auch: er ist ein verliebter Tölpel und kann ohne Chlotilde nicht leben.“

„Dafür will ich sorgen,“ sprach Durand und stieß ein höhnisches Gelächter aus. „Der Junker soll das Mädchen vergessen lernen. Die Zeiten haben sich geändert. Ich glaube das Mädchen nicht falsch zu beurtheilen, wenn ich der Meinung bin, daß es mir die Hand reicht, wenn ich dem Vater die Freiheit schenke.“

„Willst du dem Grafen, unserm geschwornen Feinde, die Freiheit schenken?“ rief Alfred plötzlich aus. „Kannst du das? Was wird man in Paris dazu sagen, wenn man es erfährt? Dieser Streich wäre unsern Feinden gelegen; sie würden uns stürzen. Nein, der Graf soll sterben!“

„Alfred!“ flüsterte Durand und er ward blaß im Gesichte. „Du denkst nicht an mich. Du hast eine reiche Erbschaft im Sinne. Du willst dich zu einem vermöglichen Manne machen. Aber du erwägst nicht, daß ich Chlotilde liebe.“

„Lieben hin oder her!“ sagte Alfred mit vollster Entschiedenheit, „was geht mich dein sentimentales Gewinsel an? Dem Grafen muß man den Proceß machen. Das verlangt das Recht und das Wohl des Vaterlandes. Er ist ein Verräther und unterhält Verbindungen mit dem Ausland. Das ist genug, um sein Haupt auf den Block zu bringen. Wir dürfen keine Nachsicht üben: das wäre unser Untergang.“

„Alfred!“ sprach Durand mit sehr gemäßigtem Tone, „und du kannst solch' bittere Tropfen in den Kelch meiner Freude träufeln lassen?“

„Was kann ich dafür?“ sagte Alfred schnell, „wir müssen nach dem Gesetze handeln. Alles Andere ist und bleibt Nebensache. Willst du Chlotilde besitzen, so magst du deine Angelegenheit allein betreiben. Mich sollst du aus dem Spiele lassen.“

Die Freude des Bezirkspräsidenten ward bedeutend heruntergestimmt durch Alfred's schroffe Worte. Es war

mehr als ein großer Ehrgeiz — eine Art von Liebe trieb ihn zu Chlotilde hin. Er sah im Wahnsinne das Ungereimte seiner Forderung gar nicht ein. Als Durand Alfred so reden hörte, ließ er den Kopf hängen und machte eine verzweifelte Miene zu diesem Handel. Er biß sich die Lippen beinahe wund. Er suchte Alfred zu bereden, das Leben des Grafen zu schonen. Alfred war nicht zu bewegen. Er blieb unerbittlich. Durand wußte im Augenblicke keinen Rath. Er gab sich mit ernster Entsagung in sein Schicksal.

„Am besten ist's, wenn ich zusehe," sprach endlich Durand, „es hat mit dem Proceß des Grafen ja keine so große Eile."

„Wie lange meinst du, daß Robespiere in Paris noch regieren wird?" entgegnete Alfred mit bedeutungsvoller Miene. „Hast du noch nicht bedacht, daß unser oberster Gebieter fallen könnte?"

Durand hatte eine solche Rede von Seite Alfred's gar nicht erwartet. Er zuckte zusammen. Seine Stirne verfinsterte sich mehr als früher. Er blickte mit seltsamer Miene nach dem Mitgliede der Verwaltung.

„Könnte das möglich sein?" rief Durand fast erschrokken aus, „sollte dieß denkbar sein? Sollte es in Paris anders werden?"

„So bald nicht," fiel Alfred besänftigend ein, „man kann jedoch nicht Alles wissen, deßhalb scheint es mir vor Allem räthlich zu sein, mit dem Grafen so schnell als möglich zu machen. Dann kommen wir Beide an's Ziel."

„Es kann nicht sein, mein Bester!" antwortete Durand. „Ich muß meinem Herzen zum ersten Male Gewalt anthun. Ich habe schon Viele verurtheilt und durch meine Schuld sind die Häupter vieler Feinde gefallen. Ich bin noch nie zurückgeschreckt vor dem Blutgerüste. Ich kann mir nicht erklären, welch' sonderbare Beklemmung mich befällt, wenn ich an den Proceß des Grafen denke."

„Das sind Schwachheiten und Kindereien, Durand," versetzte Alfred kalt, „ich laß' in dir diese dumme Meinungen gar nicht aufkommen. Es sind alberne Vorurtheile: ist denn der Graf mehr werth als ein anderes

Menschenkind? Warum soll es dir um seinen Proceß bangen?"

„Ich kann Nichts dafür," versetzte Durand kleinlaut, „ich meine immer, daß aus diesem Handel eine schlimme Seite sich entwickelt."

„Das ist noch dummer," fiel Alfred ärgerlich ein, „du willst den Grafen nur für deine Privatzwecke benützen: allein es soll dir nicht gelingen. Was hast du mir im goldenen Löwen versprochen? Meinst du wirklich, mein Gedächtniß sei so kurz wie ein Augenblick und meine Geduld wie die Ewigkeit? Wenn du nicht handeln willst, so werde ich reden."

Alfred stand auf von seinem Polster und machte einen Gang durch das Zimmer. Er blieb vor dem Bezirkspräsidenten stehen und betrachtete ihn schweigend. Durand's Freude war dahin; er hatte geglaubt, Alfred für seine Plane gewinnen zu können, nun begriff er, daß seine Erwartungen bitter getäuscht seien.

„Sei heiter, Durand," fing Alfred zu reden an, „du machst ja ein Gesicht, daß es mir schaurig zu Muthe wird und mich das Leben nicht mehr freut. Hast du nicht von jeher gewünscht, den Grafen in deine Gewalt zu bekommen? Bist du nicht mit diesem zärtlichen Wunsch aufgestanden und zu Bette gegangen? Woher diese Umwandlung! Gestehe, daß es Grillen sind, die dich so verstimmen! Gieb zu, daß Mutter Rachel einen Geniestreich ersten Ranges gemacht hat, indem sie uns das Versteck der Flüchtlinge aufgefunden hat! Ich will nur dieses Zugeständniß aus deinem Munde hören. Dann will ich dich verlassen und dich in deinen Betrachtungen nicht mehr stören."

Durand richtete sich auf. Er nahm Alfred bei der Hand und zog ihn zurück auf das Polster.

„Es ist wahr, Alfred!" begann Durand und zwang sich freundlich zu scheinen, „es war mein sehnlichster Wunsch, den Grafen in meine Gewalt zu bekommen. Ich scheute kein Opfer, keine Anstrengung. Nichts war mir unerlaubt, kein Mittel schien mir zu gering, ihn in den Kerker zu bringen. Aber du weißt nicht Alles; es ist dir Vieles unbekannt, was auf den Grafen Bezug hat."

„Du sprichst räthselhaft,“ fiel Alfred ein, „aber mache nur zu. Du machst mir jedenfalls keine Langeweile.“

„Weißt du, daß die Gefangennehmung des Grafen viele Opfer gekostet hat, und daß man uns diese theure Beute bald wieder entrissen hätte?“ sagte Durand erblassend, „es haben sich alle Hirten der Berge wider uns verbunden. Die Verbannten in den Bergen, deren Schlupfwinkel wir noch lange nicht wissen — denn sie sind überall und nirgends! — sie stehen mit den Unzufriedenen in ganz genauer Verbindung. Alle Jene, welche es mit allgemeiner Gleichheit nicht mehr gut meinen, stehen halbwegs auf ihrer Seite. Diese Aenderung, wir dürfen es uns schon gestehen, geht durch ganz Frankreich vor. Wir müssen uns in Acht nehmen. Ich glaube die Zeit der Strenge muß einem milden Regimente Platz machen.“

„Nun hab' ich genug gehört,“ rief Alfred aus, „es ist nicht mehr zum Aushalten! Durand, wohin ist es mit dir gekommen? Was sind das für Gedanken? Ich will voraussetzen, daß es nicht dein Ernst ist. Ich hätte nie geglaubt, daß du wegen des hübschen Gesichtchens so mattherzig würdest. Und das Mädchen ist dennoch dein: mache mit Edmund ein schnelles Ende! Laß dem Grafen das Haupt abschlagen und das Schloß kassiren! Dann wollen wir sehen, ob dir das hübsche Lärvchen, das dir jetzt so viel Unruhe macht, nicht von selbst in deine Arme sinkt! Zeige dich als Mann! Du bist nicht als Memme bekannt! Solltest du so gewaltig aus deiner Rolle fallen?“

„Laß mich gehen, Alfred!“ bat Durand aufrichtig. „Ich sehe, du willst des Grafen Tod — mit andern Worten: des Grafen Geld und Gut. Ich habe dich durchschaut. Gut, du sollst beides haben. Wenn ich falle, ich thue es dir zu lieb. Du hast mir ja aus mancher Verlegenheit geholfen. Ich will Freundeshilfe schätzen. Du sollst nicht sagen, Durand habe schlecht an dir gehandelt. Und nun will ich mich der Gefangenschaft des Grafen freuen, wie ich's heute aus voller Seele gethan, da ich deinen Entschluß noch nicht kannte. Dir soll dein Wunsch erfüllt werden, wo möglich in die-

ser Woche. Dann sollst du reich sein und du wirst bald eine Stelle einnehmen. Ich will der Sache der Patrioten nicht ungetreu werden. Alfred, deine Hand!"

Alfred reichte dem Vertrauten die Hand. Durand drückte sie herzlich. Alfred aber neigte sich herab zu Durand.

„Thue, was du willst," flüsterte er ihm in's Ohr, „fällt das Haupt des Grafen nicht auf dem Schaffot, so kostet es deinen Kopf. Denn ich werde plaudern."

Alfred stürzte zur Thüre hinaus und verschwand in den Straßen.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Der Trank.

Elise war durch die Gleichgültigkeit Alfred's in einen traurigen Zustand versetzt. Sie fühlte sich unglücklich. Auch begriff sie wohl, daß Durand mit Alfred bereits auf gespanntem Fuße lebte. Alfred wollte mit Durand auf die gleiche Stufe gesetzt sein und das war zur Zeit nicht möglich. Als aber Alfred ohne Gruß und Abschied aus dem Hause verschwand, da war Elise ganz trostlos und erschüttert. Sie hatte von Stunde zu Stunde gewartet und als sie Alfred entgegen eilen wollte, war dieser schon nicht mehr zu sehen. Auch hatte sie von Tag zu Tag gehofft, Alfred werde einmal eine entscheidende Frage an sie richten; allein es verstrich Tag um Tag und Woche um Woche, Alfred schwieg beharrlich. In der letzten Zeit war er sogar ziemlich gleichgültig geblieben.

„Er will Nichts von dir wissen," sagte dann Elise voll Verzweiflung zu sich selbst, „er wird sein Herz an eine Andere hängen, die ihm besser gefällt."

In ihrer Herzensangst erwartete Elise alle Tage eine Aenderung, welche ihr Elend erleichtern sollte. Und heute war sie von Alfred mit Verachtung behandelt worden. Sie wußte, daß Mutter Rachel vielleicht Rath verschaffen könnte. Es war Elisen bekannt, daß Rachel in

der Nähe des Schlosses ihr Wesen treibe, und daß sie Durand zur Beobachtung des Gesindes dorthin geschickt hatte. Dahin also versetzte sie ihre letzte Hoffnung. Am Abend wollte sie die Alte aufsuchen, und koste es, was es wolle. Sie war fest entschlossen. Sie wollte dem Zustand, in welchem sie lebte, ein schnelles Ende machen.

Es schlug auf dem Thurme des Rathhauses eben die dritte Stunde. Elise stand am Fenster und schaute voll Verlangen nach der Anhöhe, auf welcher das Herrenhaus gebaut war.

„Es ist erst drei Uhr,“ seufzte sie, „wie lang noch bis zum Anbruch der Nacht!“

Sie fühlte ihr Herz so öde und leer, daß es kein Mittel gab, das ihren Geist so lebhaft beschäftigte, um ihren hoffnungslosen Zustand zu vergessen. Sie setzte sich auf einen Stuhl und schloß das Fenster. Sie überließ sich den trübsten Gedanken. Sie ließ die Arbeit sinken und blickte auf den Boden. Geduld und Entsagung gehörten nicht zu Elisen's Eigenschaften. Sie war von Jugend auf nicht daran gewöhnt. Es trieb sie zur That. Die abergläubischen Vorstellungen, welche sie in ihrem Kopfe nährte, trugen nicht wenig dazu bei, ihren Geist noch mehr zu verwirren und ihr Gemüth noch mehr zu entflammen. Immer kam ihr der Gedanke: sie wollte Mutter Rachel zum letzten Male um Rath fragen. Sie wollte der Alten die Zweideutigkeit ihrer Prophezeiungen vorhalten und hören, was sie darauf zu antworten habe. Die dunkle und geheimnißvolle Sprache, mit welcher sie ihre Deutungen umgab, wirkten wundersam auf ihre Einbildung. Und wußte doch Elise, daß Durand selbst mit der Alten auf vertrautem Fuße stand, und daß sie ihm Chlotilden zu wiederholten Malen verheißen. Sie dachte am allerwenigsten an Betrug. Denn was das Herz wünscht, das hört man gerne. Elise glaubte nicht mehr, daß solche Prophezeiungen widersinnig sind, obgleich man es ihr in der Jugend klar und deutlich bewiesen. Die Leidenschaft hatte in ihrem Herzen die Oberhand gewonnen — in dem Herzen, das keine christlichen Empfindungen mehr kannte und vom Aberglauben lebte.

Endlich kam der ersehnte Abend. Wenn es nur ein wenig regnen würde! das war Elisen's Wunsch; dann kam ja die Nacht um eine halbe Stunde bälder und sie konnte das Haus, dessen Luft wie ein Alp auf ihrer aufgeregten Seele lastete, um so bälder verlassen. Ihr Wunsch ward erfüllt. Im Westen sammelten sich dichte schwarze Wolken. Der Wind trieb den Staub durch die Straßen. Die Sonne verschwand hinter den Wolken. Es fing an recht düster und trübe zu werden. In einer Stunde mußte es regnen. Und ehe eine Stunde um war, so fing es an mit aller Heftigkeit zu regnen. Das Wasser fiel massenhaft auf die lechzende Erde und der Wind schlug den Regen mit aller Gewalt an die Fenster. Der Regen kam Elisen sehr erwünscht; nun traf sie doch Niemand auf dem Felde und sie hatte keine Furcht, von Jemandem angeredet zu werden.

Elise warf sich einen schwarzen Mantel um und verließ das Haus. Durand war schon früher ausgegangen. Er hatte keine heitere Miene gezeigt; allein Elise hatte es gar nicht bemerkt. Sie trat hinaus und durch den Garten des Bruders, welcher bis an das Kornfeld reichte, schlich sie auf den Zehen, wie ein Raubthier, das auf Beute ausgeht. Als sie das offene Feld erreicht hatte, öffnete sie einen Regenschirm und zog denselben vor's Gesicht. Sie sah nicht auf und so sehr auch ihre Kleider durchnäßt wurden von dem aufgeschossenen Getreide, sie nahm es nicht in Acht. Ihre Gedanken waren bei Alfred und dann kehrten sie zurück zur Mutter Rachel.

„Was wird Mutter Rachel denken," sagte sie einmal, als ein besserer Gedanke in ihrem zitternden Herzen wach wurde. „Nein, es ist arg: bei diesem Wetter und zu dieser Stunde! Soll ich umkehren?"

Sie blieb stehen. Sie besann sich. Sie drehte sich um; aber ein böser Geist schien ihre Sinne zu beherrschen. Sie lief nach dem Schlosse und achtete nicht der Mühen und Beschwerden des nächtlichen Ganges. Die Verzweiflung trieb sie vorwärts. In rastloser Eile hatte sie die Anhöhe erreicht. Noch eine Anstrengung und sie stand auf der Anhöhe, auf welcher das Herrenhaus erbaut war.

Elise stand auf der Anhöhe. Sie war wie angefesselt und starrte vor sich hin. Wo sollte sie die Alte finden? Wo sollte sie die Wahrsagerin treffen? Da fuhr sie betroffen auf. Nicht weit von ihr bewegten sich einige Personen. Ein Mädchen hielt eine Blendlaterne in der Hand. Ein anderes Mädchen ward von einem Manne am Arme geführt. Sie führten ein lautes Gespräch. Man konnte fast jedes Wort trotz des fallenden Regens verstehen. Sie sprachen vom Glück der Liebe und von der Gemüthlichkeit eines einfachen Hausstandes. Diese Worte schnitten ihr durch das Herz. Sie hielt ihren Kopf und sank nieder auf die Kniee. O hätte Elise zu beten verstanden! Aber die Zeit hatte jedes fromme Gefühl in ihrem Herzen erstickt. Sie war kein Weib mehr: sie ward nur von einer blinden Leidenschaft beherrscht. Die Personen sprachen lebhafter; Elise ward aufmerksamer.

„Also meinst du wirklich, Jan, daß bessere Zeiten kommen?" fragte Laura herzlich.

„Ja, sie sind nicht mehr ferne," versetzte Jan mit zärtlicher Stimme.

„Aber wird der Graf bis dahin am Leben bleiben?" sprach Klara, „werden ihn seine Feinde bis dorthin leben lassen?"

„Wir wollen es hoffen," gab Jan zur Antwort.

Es entstand ein kurzes Stillschweigen. Der Regen fiel weniger stark und im Westen zeigte sich ein weißlicher Punkt. Die Wolken schienen sich zu vertheilen. An den lichten Stellen wollte der Mond das Wolkengebirg durchbrechen. Elise ward ängstlich und fuhr zusammen.

„Werden sie dich entdecken?" sagte sie zu sich selbst; allein sie konnte nicht weiter ihren Gedanken nachhängen; denn die Glücklichen in ihrer Nähe fingen wieder an zu plaudern.

„O Jan, wie schön wird es sein," sprach Laura mit Wonne, „wenn wir wieder Frieden haben. Es gibt doch nichts Schöneres, als den Frieden!"

„Ja, der Friede!" rief Klara lebhaft aus. „Ich halte es auch mit dem Frieden."

„Dann, meine schöne Laura," versetzte Jan treuher-

zig, „dann führ' ich dich zum Altare. O das wird ein Freudentag sein!“

„O wie wird dann meine Schwester glänzen!“ antwortete Klara, „wie eine weiße Rose wird sie geschmückt sein. Ich werde mir Mühe geben, daß ihr Haarputz recht niedlich aussieht. Ich weiß es, Jan, das gefällt dir gut.“

„Närrisches Kind!“ sprach Jan mit Lachen und schlug mit der Hand auf Klara's Wange.

Die Glücklichen zogen von Dannen und Elise erhob sich vom nassen Boden.

Sie floh wie ein gescheuchtes Reh; sie konnte den Anblick dieser glücklichen Leute nicht ertragen. Die zärtlichen Worte, welche ihr Ohr vernommen, waren ihr Gift und Galle. Sie hätte die Ohren zuhalten mögen, wenn es ihre Neugierde gestattet hätte. Und die glückliche Laura war das Mädchen, mit welchem einst Alfred zärtlich gethan. Dieser Gedanke fiel ihr am schwersten auf die Seele. Sie hätte auf das unschuldige brave Mädchen losfahren können wie die blutdürstige Meute auf eingehetztes Wild.

Es fing wieder an stärker zu regnen. Sie kam in den Park und nahete sich einer Laube. Sie hörte husten. Der Ton des Geräusches war ihr bekannt. Sie richtete den Kopf in die Höhe. Es hatte sich Etwas in der Laube bewegt. Elise fühlte keine Furcht. Sie blickte in die Laube, nachdem sie das Laubwerk mit den Händen auseinander gedrückt hatte. Sie war am Ziele. Denn in der Laube war die Alte. Sie lag in tiefem Schlafe und achtete nicht der Regentropfen, welche auf ihre Kleider niederfielen. Elise trat in die Laube und zog die Alte am Kleide.

„Mutter Rachel, wacht auf!“ sagte sie leise. „Ich, Elise, bin hier!“

Die Alte erhob sich und rieb den Schlaf aus den Augen.

„Was kommt Ihr, vorwitziges Ding, um mich in meiner Nachtruhe zu stören?“ sprach die Alte mit barschem Tone. „Bin ich am Tage nicht genug angestrengt? Soll ich nicht einmal mehr die Nacht für mich haben? Geht und laßt mich in Ruhe!“

Die Alte that, als ob sie sich wieder auf das ärmliche Kissen legen wollte, das ihr zum Lager diente. Da begann Elise zu zittern.

„Rachel, nur noch einmal Euern Rath!" bat Elise laut, „ich will Euch dann nicht mehr stören."

„Was wollt Ihr denn?" fragte die Alte, ebenso mürrisch wie das erste Mal.

„Kennt Ihr mich denn nicht?" gab Elise flehentlich zur Antwort. „Kennt Ihr Elise Durand nicht?"

„Aha," sprach die Alte mit Grinsen und erhob sich auf ihre wankenden Füße, „jetzt kenne ich Euch. Ihr seit es, Elise? Was soll's zu dieser Stunde? Fehlt's Euch wieder am Herzen, daß Ihr wieder keine Ruhe habt? Reicht mir Eure Hand!"

Und Elise streckte ihre Hand aus nach der Alten. Mutter Rachel ergriff den Puls und nahm eine geheimnißvolle Stellung an.

„Ja, fürwahr, da hat's Eile!" sprach sie bedeutungsvoll, „das gute Kind ist unglücklich. Sein Herz ist voll Unruhe: es hält den Liebesschmerz nicht aus im Wachen und im Schlafen."

„Mutter Rachel, Ihr macht mir bange," versetzte Elise schnell, „sollt' es so schlimm mit mir stehen?"

„Schlimm, recht schlimm, mein Kind!" erwiederte Rachel, „Euer Liebling ist ein rechter Schwärmer, ein ausgemachter Schmetterling. Er fliegt von einer Blume zur andern und vergißt seine schöne Rose im frischen Gartenbeete. Aber wir wollen es ihm vertreiben, gute Elise! Er soll Ordnung lernen, der unartige Junge! Er soll lernen, daß man Mädchenherzen nicht durch Gleichgültigkeit martern soll."

Elise hätte der Alten um den Hals fallen mögen vor Lust und Freude. Sie vergaß schnell allen Gram und Kummer. Sie blickte voll Verwunderung nach den Bewegungen der Alten, welche still vor sich hin unverständliche Worte sprach.

„Ich kenne ein Mittel, welches alle kranken Herzen heilt," sagte Mutter Rachel, „dieses geheimnißvolle Mittel hat schon manches arme Kind gerettet, das sich Tag und Nacht gehärmet."

„Und besitzet Ihr dieses Mittel?" fragte Elise überrascht.

„Das versteht sich," gab Rachel zur Antwort. „Ich lese in den Sternen den Willen des höchsten Wesens. Ich erkenne aus dem Wechsel des Mondes den Wechsel der Geschicke, wie sie den Menschen unwandelbar vorgezeichnet sind. Ich sehe in die Hand, und ich kenne die Geheimnisse des Herzens. Ich erblicke in des Auges klarem Schein das Wohl oder Wehe des Gemüthes. In dem Kelche der Blumen finde ich die bezaubernde Kraft, den Ungetreuen mit den Fesseln der Liebe zu bändigen. Und steige ich in die Tiefen der Erde, so hole ich das Gestein, das flatterhafte Herzen beständig macht, so daß sie den Reizen der Minne auf ewig dienstbar sind. Und ich sollte Euch, Elise, nicht helfen können?"

Allein Elise konnte nicht antworten. Ihre Zunge war wie gelähmt. Ihre Muskeln zuckten. Ihr Herz pochte laut und vernehmlich. Sie zitterte am Leibe. Dann war ihr wieder so selig zu Muthe, daß sie das Frösteln vergaß, welches die durchnäßten Kleider bewirkten. Dann fühlte sie sich wieder so gehoben, daß sie alles Leid um Alfred vergaß und mit rosenfarbener Hoffnung in die Zukunft blickte.

„Ihr antwortet mir gar nicht, Elise?" fragte die Alte. „Das ist ein Zeichen, daß Ihr krank, sehr krank seid."

Die Alte machte sich auf dem Boden viel zu schaffen. Sie ließ sich auf ihre Knie nieder und zog ihren wohlbekannten Zwerchsack hervor. Dann zog die Alte ein Päcklein heraus, das sie schnell zwischen den Fingern drehte, gleichsam als wollte sie sich fest überzeugen, daß sie das rechte Mittel ergriffen habe. Ein Licht konnte sie nicht anzünden; sie hätte sonst von den Leuten des Schlosses gesehen und entdeckt werden können.

Endlich erhob sich die Alte. Elise befand sich in der heftigsten Aufregung. Rachel schlug Feuer an. Ein bläuliches Licht, das plötzlich entstand und langsam in's Rothe überging, erhellte nur ganz schwach die Laube. Die Blätter des Strauchwerkes hatten ein seltsames Aussehen. Rachel leierte allerlei Worte her in der eintönigsten Weise, die man sich denken kann. Das Licht

war verschwunden und ein widerlicher Schwefelgeruch erfüllte die Hütte. Elise zitterte vom Kopfe bis zu den Füßen. Die Alte aber trat freundlich zu dem verstörten Mädchen heran und nahm es bei der Hand.

„Fürchtet Nichts, Elise!" sprach Rachel, „ich bin bald fertig."

Und Rachel ließ sich wieder auf den Boden nieder und suchte eifrig in dem Zwerchsack.

„Wie viel muß man thun," seufzte sie, „um einfältigen Mädchen zur Ruhe des Herzens zu verhelfen. Wie wird es gehen, wenn Mutter Rachel nicht mehr lebt!"

Rachel suchte noch in dem Zwerchsack. Sie schien nicht finden zu können, was sie suchte. Sie ließ verschiedene Päckchen durch die Finger gleiten. Sie betastete jedes von allen Seiten. Endlich stand sie auf und trat zu Elise.

„Das ist's, Elise!" sprach sie lebhaft, „es ist ein Pulver."

Elise steckte das Päcklein zu sich und wollte nach dem Gebrauche fragen; allein die Alte ließ sie nicht zum Worte kommen.

„Dieses Pulver hat eine unvergleichliche Wirkung," begann Rachel geschwätzig, „man siedet es im Frühstück, welches für die Person bestimmt ist, welche man liebt. Es macht eine merkwürdige Umwandlung."

Elise zitterte. Rachel's Worte befriedigten sie nicht.

„Muß es im Frühstück sein?" fragte sie schnell, denn sie wußte wohl, daß sie es alsdann nicht anwenden könne; Alfred genoß ja nie ein Frühstück in dem Hause des Bezirkspräsidenten.

„Es thut's am Abend auch," setzte die Alte gutmüthig hinzu. „Es ist die gleiche Wirkung. Man darf aber das Pulver nicht auf einmal gebrauchen; sonst wird der Geliebte berauscht und kehrt nimmer zurück, denn er wird im Rausche fliehen. Auf acht Tage wird das Pulver reichen. Alfred wird dann geheilt sein; wenn nicht, so suchet Mutter Rachel wieder. Gebraucht es mit Vorsicht, Elise! So jetzt geht nach Hause, liebes Kind!"

Und Elise erschrack heftig. Die Alte bemerkte es.

„Was fehlt Euch, mein Kind?" fragte sie voll Theilnahme.

„In der Eile hab' ich alles Geld vergessen," sagte Elise." „O wie leid ist's mir!"

„Darf Euch nicht leid sein, Mädchen!" versetzte Rachel mit lächelndem Munde, „ich kenne Euch. Es wird Gelegenheit geben, den Lohn selbst bei Euch zu holen. Geht nur jetzt!"

„Herzlichen Dank!" gab Elise zur Antwort und drückte Rachel's Hand.

Darauf ergriff sie ihren Regenschirm und zog den Nachtmantel fester an. Es begann sie heftig zu frieren. Sie eilte den Abhang hinab. Allein ihre Eile war so groß, daß sie den Weg verfehlte und im Thale am Bache sich nicht wieder zurecht fand.

Sie stand am Bache. Der Mond drang durch die Wolken. Der Regen hatte aufgehört. Da blickte Elise hinein in die schaukelnden Wellen. Ein eigenthümliches Gefühl überkam sie. Sie setzte sich vor Ermattung in das nasse Gras am Ufer. Sie wollte Alfred auf immer entsagen. Dieser Entschluß wurde in ihrem Herzen rege. Was ist erzwungene Liebe? dachte sie. Ihr Herz fühlte sich erleichtert. Der Bach war angeschwollen durch die Fluthen, welche der Regen auf die Erde gegossen. Welle drängte sich auf Welle. Ein solches Spiel hatte Elise schon lange nicht mehr gesehen. Sie dachte an die Träume ihrer Jugend, und damals war sie so glücklich. Damals hatte sie wie die Fischlein mit den Wellen gespielt. Und jetzt? Sie griff nach dem Pulver — sie wollte es in die Wellen werfen. Aber ein anderer Gedanke zuckte durch ihre Seele. Sie hielt das Pulver mit der Hand krampfhaft umschlossen und eilte davon. Eine düstere Wolke bedeckte wieder das liebliche Licht des Mondes. Elise schlich durch den Garten und kam ermattet in ihrem Gemache an.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Eine vereitelte Hoffnung.

„Mein Gott, was fangen wir an?" sprach Chlotilde zu dem ehrwürdigen Prior, als Edmund die Grotte verlassen hatte. „Was werden Sie beginnen?"

„Beten wir, mein Kind!" antwortete der Priester. „Gott wird uns dann seinen Rath gewiß nicht vorenthalten."

Der Priester nahm Chlotilde bei der Hand und führte sie in die Kapelle. Sie fielen nieder am Fuße des Kreuzes und hielten fromm die Hände gefaltet. Da ward ihr Herz wundersam erleichtert und die Thränen, welche aus Chlotilde's schönen Augen fielen, hörten auf zu fließen. Und die Wehmuth, welche ihr Herz erfüllte, verwandelte sich in das erhebende kraftvolle Gefühl der Hoffnung und der Zuversicht.

Die Züge des Priesters aber schienen wie verklärt. Ein himmlischer Glanz, ein Licht wie aus einer höhern Welt, bedeckte das blasse Antlitz des Priesters. Süße Ruhe und heiliger Frieden kehrten ein in die geängstete Seele. Und diese Seele, welche erst noch so gedrückt und erschüttert war, hätte aufjubeln mögen voll des innigsten Trostes.

Der Priester nahete sich. Chlotilde folgte ihm.

„Nun laß' uns noch beten an dem Grabe meines unvergeßlichen Freundes, des Marquis von Gerand, der auch dir, mein Kind, sehr nahe steht," sprach der Greis, während er die Thüre zum Heiligthume sorgfältig verschloß.

Der Priester kam mit Chlotilde zum Grabe des alten Freundes. Sie beteten lange und innig für die Seele des Geschiedenen. In den Augen des Priesters aber zitterte eine heiße Thräne und der Greis zerdrückte sie nicht: sie floß herab über die Wangen und fiel auf Chlotilde's Haupt. Chlotilde hatte ihr Angesicht mit den Händen verhüllt. Sie stand endlich auf das Geheiß des Priesters auf.

„Das Grabmal ist ohne Namen," sagte der Priester

leise, „ich muß den Namen des Edlen darauf eingraben. Es kann die Zeit kommen, in welcher man diese theuren Ueberreste an einen bessern Ort bringt, dann soll man sich nicht täuschen. Mein guter Gott, ich könnte bis dorthin nicht mehr sein."

Und der Priester nahm ein scharfes Werkzeug aus dem Busen und kritzelte zwei Buchstaben in den lockern Sandstein.

„Das ist das Zeichen, Chlotilde," sagte er dann, merke es dir!"

Der Priester kam mit Chlotilde in das Gewölbe zurück.

„Wohin führen Sie mich?" fragte Chlotilde ängstlich, „ich weiche keinen Schritt breit: ich will zu meinem Vater!"

Der Priester schaute erstaunt auf die Jungfrau. Er konnte diese Rede nicht begreifen.

„Was hast du denn, mein Kind!" sagte der Prior mit sanfter Stimme. „Was willst du thun?"

„Ich will zu meinem Vater!" versetzte Chlotilde noch bestimmter.

Der Prior ward verwirrt. Er faßte Chlotilde bei der Hand.

„Du bist ein seltsames Kind!" sprach der Greis voll Milde und Schonung. „Du weißt nicht, was du verlangst. Du willst zu deinem Vater. Wohlan, ich achte und schätze dieses edle Gefühl. Es macht deinem guten Herzen alle Ehre. Welch' ein liebes Kind ist eine Tochter, die einen solchen Wunsch im Herzen nährt! Und doch ist dein Verlangen thöricht. Du läufst in dein eigenes Verderben. Man wird dich mit dem Vater auf das Blutgerüst schleppen. Du wirst deinen Vater nicht retten können. Du wirst sterben: ich sehe es voraus. Ich kann deinem Wunsche nicht willfahren!"

„Es ist mein einziger Gedanke zu meinem Vater zu kommen," sagte Chlotilde und Thränen traten in ihre Augen. „Ich kann ohne meinen Vater nicht leben. Ja, ich will ohne ihn nicht leben. Er ist der Glanz meiner Augen und das Licht meines Lebens auf dieser Erde."

„Das ist zu überschwenglich, meine süße Freundin!" erwiederte der Greis mit bewegter Stimme. „Der

Schmerz raubt dir die nüchterne Besinnung. Dein Vater will es selbst nicht, daß du dein junges Leben für ihn wagst. Weiß er denn nicht, daß du an mir einen Freund hast? Hat er nicht die Gewißheit, daß ich dich nicht verlasse? Ist ihm nicht bekannt, daß ich mein Leben für dich lasse?"

Allein Chlotilde antwortete nicht. Sie fiel an die Brust des Priesters und weinte bitterlich. Ein unnennbarer Schmerz nagte an ihrer Seele. Sie war tief erschüttert und ihre Knie wankten. Der Greis zog sie liebevoll an sich.

„Du weinst, mein Kind!" flüsterte er leise und mit der Sanftmuth eines Engels. „Ja, weine nur, deine Thränen sind gerecht. Der beste aller Väter ist dir geraubt. Die edelste aller Mütter ruht im kühlen Schooß der Erde; aber ihre Seele lebt und sieht herab vom Himmel, dich, das beste Kind, zu segnen. Und die Mutter betet für das Kind, daß ihm kein Leid widerfahre. Und der Vater flehet aus der Nacht des Kerkers zum Himmel, daß seinem Kinde Nichts geschehe, was sein väterliches Herz betrüben müßte. Denn sein Kind ist ihm an's Herz gewachsen. Und auch ich bete für dich, du edle Perle deines Geschlechts, daß der Glanz deiner Tugend nie erlöschen möge in den Wirrsalen der Zeit."

Chlotilde ruhte noch am Herzen des tief ergriffenen Priesters. Der Greis nahm sein Taschentuch und trocknete die Thränen des Mädchens. Und er that es mit so viel Zärtlichkeit, daß Chlotilde Muth und Vertrauen faßte. Sie erhob sich, und blickte den Priester mit vertrauendem Auge an.

„Wie ist dir, mein Kind?" fragte der Greis, „immer noch nicht entschlossen?"

„O Vater!" flüsterte Chlotilde leise, „verkenne nicht mein gutes Herz!"

„Ich bin weit davon entfernt," versetzte der Greis mit einer unnachahmlichen Sanftmuth. „Wenn ich nicht Priester wäre, so möchte ich Graf von Arnaud sein, damit ich eine solche Tochter mein nennen könnte. Bedarf es noch mehr der Worte, um deinem großen liebenden Herzen gerecht zu werden?"

„Und doch wollen Sie, mein bester Onkel, dem Wunsche meines Herzens nicht willfahren?" sagte Chlotilde.

„Ich kann nicht, nein, ich kann nicht!" rief der Priester voll Schmerzen aus. „Kind, was verlangst du von mir? Ich bin dein Vater geworden. Ich bin für deine Seele verantwortlich. Was würde ich Gott antworten, wenn ich deine Seele nicht rein und weiß wie der frische Schnee und so lauter und gut wie ein milder Frühlingsthau vor das Angesicht des Herrn bringen würde? Was würde deine Mutter sagen, wenn ich dich schnöder Weise verlassen würde? Und nun antworte mir!"

Chlotilde schwieg. Sie getraute sich nicht zu antworten. Sie fühlte die Gewalt, welche die Worte des Priesters auf ihre Seele ausübten.

„Du antwortest nicht, meine Tochter!" sprach der Priester nach einem kurzen peinlichen Stillschweigen. „Hast du das Gewicht meiner Gründe einsehen gelernt?"

„Mein Gott," seufzte Chlotilde, „ich bin nur ein schwaches Weib. Warum bin ich ein armes Mädchen? O wäre ich ein Mann — tausend Arme würden mich nicht aufhalten, um zu meinem Vater zu kommen. Seine Liebe zieht mich an. Ich bin Nichts ohne ihn. Ich bin ein Theil seines Lebens: er lebt von dem Leben meiner Liebe. Ich kenne ihn: ich werde niemals — — —"

„Halt, meine Tochter!" unterbrach der Priester Chlotitdens Worte, „das ist Alles schon recht. Aber was soll das bedeuten?"

„Daß ich zu meinem Vater will," versetzte Chlotilde bestimmter denn je. „Niemand soll mich in diesem Entschluße wankend machen. Mit meinem Vater in den Tod oder zum Leben! Das ist mein Wahlspruch!"

Der Priester antwortete nicht. Er fühlte, daß dem aufgeregten Mädchen nicht beizukommen sei. Er besann sich auf neue Gründe, um Chlotilde's Entschluß wankend zu machen.

„Was wird aber Edmund zu deinem Entschlusse sagen?" fragte der Priester und hoffte Vieles von dieser Wendung des Gespräches.

„Edmund?“ gab Chlotilde rasch zur Antwort, „er wird Nichts dagegen haben. Ich kenne sein Herz. Er liebt den Vater wie ich. Giebt er sich nicht für ihn in Gefahr? Verfolgt er nicht in diesem Augenblicke seine Peiniger? Kann er mich tadeln, wenn ich wenigstens ebenso edel denke, wie er?“

„Aber Edmund ist ein Mann und du bist nur ein schwaches Weib, wie du selbst gestehst,“ warf der Prior ein und blickte auf Chlotilde. „Das ist doch ein Unterschied!“

„Aber ich habe Muth und fürchte mich nicht,“ entgegnete Chlotilde ernst. „Bin ich auch gleich ein schwaches Weib, so rollt das Blut unserer Ahnen in meinen Adern. Es ist nicht die Sprache des Stolzes, welche ich rede. Mein Bewußtsein gibt mir eine solche Sprache in den Mund. Und hat nicht Gott schon viel Großes durch die Hand schwacher Frauen gethan? Was war denn Judith mehr als ein schwaches Weib? Und Esther? Darum sei alle Bangigkeit entfernt.“

Und Chlotilde's Auge glühte von Begeisterung. Ihr Angesicht leuchtete wie der Schein der Morgensonne, wenn sie mit den Blumen spielt und wenn ihre Strahlen auf den Wellen tanzen. Ihr Herz war von einem heldenmüthigen Gefühle durchdrungen. Der Prior hatte sie noch nicht von dieser Seite kennen gelernt. Er sah mit hoher Achtung auf das von heiliger Begeisterung entflammte Mädchen.

„O Chlotilde!“ flüsterte er leise, „welch' ein Geist lebt in dir!“

Chlotilde löste das Tuch ab, das sie sich um ihre Schultern geschlungen hatte und zog eine lange Busennadel mit feiner Spitze hervor.

„Ist das nicht artig?“ fragte sie schnell den Priester, welcher überrascht aufschaute.

„Was soll das Spielzeug,“ sagte der Priester eben so schnell.

„Das ist kein Spielzeug!“ versetzte Chlotilde und eine edle Röthe bedeckte ihre Wangen. „Ihr Scherz kommt zur Unzeit, bester Onkel! Das ist ein Andenken von meiner Mutter. Mit diesem Spielzeug, wenn wir es doch so nennen wollen, hat meine Mutter ein-

mal sogar einen königlichen Prinzen unsanft verwundet, als er ihrer Unschuld und Ehre zu nahe treten wollte, bloß um ihn fühlen zu lassen, daß auch die bescheidenste Rose spitzige Dornen zu ihrem Schutze hat. Verstehen Sie mich jetzt, mein lieber Onkel?"

„Bravo, Chlotilde!" rief der Priester aus und drückte Chlotilde voll Begeisterung an das Herz. „Du weißt deine Feinde zu schlagen. Vortrefflich!"

Und Chlotilde warf das Tuch schnell um ihre Schultern und heftete es mit der Nadel auf dem Busen.

„Und ich glaube, diese Waffe ist auch Etwas werth," sprach Chlotilde mit gehobener Stimme, während sie das Medaillon aus dem Busen zog, das sie von dem Prior zum Geschenk erhalten hatte, „Maria wird mich nicht verlassen, und mein Schutzengel wird mich beschirmen. Und ist nicht das Gebet auch eine Waffe, die nicht zu verachten ist?"

„Die beste Waffe in der Welt," sagte der Priester. „Gebrauche nur diese Waffe oft, meine Tochter!"

„Und sehen Sie, mein Onkel?" rief Chlotilde aus, indem sie einen scharfen kurzen Dolch in der Luft schwang, „was sagen Sie dazu? Sagen Sie nicht, es ist unweiblich, daß ich solche Werkzeuge bei mir habe. Verurtheilen Sie mich nicht! Ich bitte Sie! Aber das gestehe ich Ihnen: der Erste, der sich an meiner Unschuld vergreift, der soll diesen Mordstahl in seinem Busen fühlen."

„O Mädchen," antwortete der Greis, und sein Gesicht nahm einen wehmüthigen Ausdruck an, „das sind große Worte! Ich kann wahrlich nicht sagen, sollen sie mich freuen oder betrüben."

„Jetzt wissen Sie Alles, mein Onkel," sprach Chlotilde, „und nun bitte ich Sie, lassen Sie mich zu meinem Vater gehen. Gott wird mich beschützen!"

Groß war die Ueberraschung des Priesters.

„Also immer die gleichen Gedanken?" rief er mit Wehmuth aus und blickte zum Himmel auf.

„Mein Entschluß ist unwandelbar," entgegnete Clotilde. „Ersparen Sie alle Worte. Es ist mir leid, daß ich Ihnen diese Worte sagen muß."

„Aber wohin willst du gehen?“ fragte der Prior lebhaft, „wo wirst du deinen Vater finden?“

„Kein Scherge soll mich abhalten,“ sprach Chlotilde mit Entschiedenheit, „keine Mauer soll so fest sein, daß ich nicht zu ihm gelange, dem mein Leben gehört.“

„Gott im Himmel!“ seufzte der Priester und bedeckte sein Gesicht. „So ist denn Alles umsonst?“

„Alles, mein bester Onkel!“ sagte Chlotilde. „Ich gehe geraden Weges in die Heimath. Jan und Anton werden mehr wissen. Von dort aus will ich suchen und müßte ich bis in die Hauptstadt kommen. Ich will meinen Vater noch einmal vor seinem Tode umarmen. Er hat mir seinen Segen noch nicht gegeben. Sein Segen wird vollenden, was der Segen meiner Mutter begonnen.“

„Edle großherzige Tochter!“ rief der Priester voll Wehmuth aus, „so gestatte deinem Vater, daß er dich auf deinem Kreuzwege begleite. Ich will dich nicht verlassen. Wenn dein Vater stirbt, so wollen wir ihm freudig folgen. Lebt er, dann wird die Freude nur um so größer sein.“

Und der Greis war so gerührt, daß er laut weinte.

Chlotilde aber faßte schnell zusammen, was sie auf der Reise brauchte. Der Priester warf seine Carmagnole um und, mit der phrygischen Mütze bedeckt, schritt er neben Chlotilde voran.

„Leb' wohl, geliebte Grotte!“ sagte Chlotilde. „Leb' wohl, du theurer Todter in der kühlen Gruft!“

„Gepriesen, hochheiliges Sacrament,“ flüsterte der Priester leise und hob die Mütze.

„In Ewigkeit,“ sprach Chlotilde mit stiller Andacht.

„Amen!“ schloß der Greis und trat hinaus in den Wald.

Schon war der Priester zwei Tage im Walde herumgeirrt. Chlotilde war ihm freudig gefolgt. Oft wankten seine mürben Knie und er griff nach dem Rosenkranz und wandelte stillbetend voran. Da vermochte er's nicht mehr auszuhalten vor Mattigkeit. Er trat vom engen Waldpfade ab und warf sich ermüdet im schattigen Gebüsche nieder. Chlotilde setzte sich neben ihn und wehte dem Müden mit einem weißen Tuche Er-

frischung zu und trocknete ihm den Schweiß von seiner Stirne. Und als sich der Greis erholt hatte, redete er mit dem Mädchen. So führte sie der Gang der Unterhaltung, wie es auf dem einsamen Wege oft geschah, auf den braven Edmund von Gerand.

„Wo der Edle weilen mag?“ sprach der Priester mit Theilnahme.

„Es wird ihm gut gehen,“ versetzte Chlotilde mit Zuversicht. „Es kann ihm nicht schlecht gehen.“

„Warum lebst du in dieser süßen Hoffnung, Mädchen?“ fragte der Priester. „Bist du so ganz sicher?“

„Ja, mein Vater, weil es dem Guten im Grunde nie übel gehen kann,“ sagte Chlotilde mit frommer Rührung. „Geht es uns denn wirklich schlecht?“

„Stille, ich höre Tritte!“ flüsterte der Greis und erhob sich leise vom Boden.

„Es kommt Jemand,“ versetzte Chlotilde eben so leise, „o wenn es nur ein Engel wäre, der uns gute Botschaft brächte!“

Die Tritte kamen näher. Das abgefallene dürre Laub knisterte und knatterte unter den Fußtritten des Wanderers. Er war wie ein Bettler gekleidet und schritt behende und rüstig voran. Er war in ein tiefes Nachdenken versunken. Doch plötzlich erhob er sein Haupt. Man konnte ihm in's Gesicht sehen. Es war ein Jüngling. Sein Gesicht aber schien absichtlich angeschwärzt zu sein; auch der Bart war nicht an diesem Kinne gewachsen; denn der Bart war falsch. Nun fing der Jüngling an ein Lied vor sich zu singen; aber der Ton seiner Stimme war ganz leise. Es war eine bekannte Weise. Chlotilde fuhr auf. Das Lied und die Stimme waren ihr bekannt. Es war ein Minnelied. Sie hatte es oft mit Klara und Laura gesungen. Das Lied griff ihr wunderbar in's Herz, noch mehr in dieser Einsamkeit. Nun kehrte der Jüngling sein Gesicht nach dem Gebüsch und Chlotilde erkannte ihn. Es war Anton.

„Anton,“ rief Chlotilde aus, „woher kommst du, lieber Knabe?“

Anton blickte überrascht auf und sah in's Gebüsch; allein Chlotilde ließ ihm keine Zeit, sich von seinem Er-

staunen zu erholen. Sie hüpfte aus dem Gebüsche hervor und nahm ihn freundlich bei der Hand.

„Anton, willkommen, wo gehst du hin?“ fragte Chlotilde wieder, „hat dich der Schutzengel glücklich geführt?“

„O gnädiges Fräulein!“ sprach Anton treuherzig und blickte Chlotilde zutraulich in die Augen; „ich muß Sie hier finden!“

„Wo ist mein Vater?“ fragte Chlotilde und ihre Stimme zitterte. „Sprich's rund heraus, Anton!“

„Im Kerker,“ versetzte Anton traurig.

„Wo, mein Lieber?“ fragte Chlotilde wieder und konnte ihre Sehnsucht kaum verbergen.

„In Marvejols,“ gab Anton zur Antwort. „Durand's Schergen haben ihn dorthin gebracht. Wir im Schlosse sind sehr traurig. Klara hat uns die Nachricht gebracht. Wir mußten weinen.“

Chlotilde wandte sich schnell weg; denn eine Thräne schwamm in ihrem Auge.

„O ihr Lieben!“ seufzte Chlotilde, „wann kann ich eure Treue lohnen!“

Und sie gab sich Mühe, vor dem Diener nicht allzu traurig zu scheinen.

„Jan hat mich fortgeschickt, das Fräulein zu suchen,“ sprach Anton weiter, „und wie freue ich mich, daß ich Sie gefunden!“

„Setze dich zu uns,“ sagte Chlotilde, „du wirst dich müde gelaufen haben. Ich kenne dich!“

„Ich laufe schon lange umher,“ fuhr Anton fort, „ich kam zur Ruine; da fand ich keine Spur von Ihnen. Das machte mich recht traurig. Ich fragte einige vertraute Hirten. Sie wußten ebenfalls Nichts. Und so führte mich mein guter Schutzengel ohne alles Erwarten daher und hier muß ich Sie treffen.“

Der Prior erkannte den Diener auch. Er gab ihm die Hand.

„Du hast die Hirten getroffen?“ fragte der Priester, „hast du mit dem Anführer derselben nicht gesprochen?“

„Doch, mein Vater!“ gab Anton zur Antwort.

„Weißt du Nichts von Edmund?“ sprach der Priester, „o wenn ich nur wüßte, wo der Arme lebt!“

„Edmund von Gerand ist tief in den Bergen,“ sagte Anton leise in's Ohr des Priors. „Er ist glücklich bei den Verbannten angekommen. Der Anführer der Hirten hat es mir versichert.“

„Gott sei Lob!“ sprach Chlotilde mit aufgehobenen Händen, „er lebt!“

„Im Kampfe mit den Schergen, welche den Grafen gefangen hatten, ward ihm indeß das Achselbein zerschmettert,“ versetzte Anton. „Die Wunde ist aber nicht gefährlich.“

„Gott,“ seufzte Chlotilde, „er setzte sein Leben für meinen Vater ein. Wie will ich's ihm gedenken!“

Der Greis schwieg. Anton setzte sich zu den Füßen des Fräuleins. Er mußte von der lieben Heimath erzählen. Er vergaß Nichts; von Laura und Klara brachte er Grüße mit. Er verschwieg nicht, daß Laura sich für Jan entschieden hatte, und daß sich die Beiden herzlich liebten. Auch konnte er schlecht verbergen, daß sein Herz für Klara schlug, und daß ihm das gute Mädchen gefalle.

„Wenn Friede ist,“ sprach Chlotilde scherzend, „so soll Jan's Treue gesegnet werden, er soll alsdann Laura zum Altare führen.“

Anton blickte mit fragendem Auge nach Chlotilde.

„Und du, Anton, darfst mich nicht mit so großen Augen ansehen,“ fügte sie mit lächelndem Munde hinzu. „Auch du sollst nicht leer ausgehen. Was hälst du von Klara? Würdest du sie zum Weibe nehmen?“

„O gnädiges Fräulein,“ gab Anton freudig zur Antwort, „ich wäre der glücklichste Mensch auf der Welt, wenn ich Klara besitzen dürfte.“

Das Gesicht des Dieners glänzte vor Freude. In diesem Augenblicke wandte sich der Priester zu Chlotilde.

„Da Anton ausgeschickt wurde, dich zu suchen,“ sagte er, „so wäre es gut, daß wir ihn zu Edmund schickten, nachdem er dich gefunden. Ich bring' dich allein auf's Schloß. Was meinst du, Chlotilde?“

„Sie sprechen mir aus dem Herzen heraus, bester Onkel!“ bemerkte Chlotilde. „Wir können Edmund keinen größern Dienst erweisen, als wenn wir ihm zu

wissen thun, wie's mit uns steht. Willst du gehen, Anton?"

„O mit aller Freude!" rief Anton aus. „Ich würde dem gnädigen Fräulein Alles zu lieb thun."

„Und den Weg weiß er auch," sagte der Greis. „Gott soll ihn geleiten."

„Ich will deßhalb beten," sprach Chlotilde, „daß er glücklich heimkommt."

Als man noch einige Augenblicke der Ruhe gepflogen und über Dieses und Jenes gesprochen hatte, ward Anton freundlich entlassen und zu Edmund geschickt.

„Viele Grüße!" rief Chlotilde dem braven Diener nach.

„Und meinen Segen dazu!" setzte der Priester hinzu.

Anton schritt rüstig durch den Wald dahin.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Rasche Entwickelung.

Die Ereignisse drängten sich. Durand selbst war entschlossen, schnell eine Entscheidung herbeizuführen. Er war verkleidet in dem Gefängnisse des Grafen von Arnaud gewesen und hatte ihm, ganz gegen Alfred's Willen, Freiheit versprochen, wenn ihm Chlotilde die Hand reichen würde. Er ward, wie sich leicht begreifen läßt, von dem Grafen mit Verachtung empfangen und ohne alle Zustimmung entlassen.

„Meine grauen Haare würden sich schämen, wenn ich einem Schufte, wie Sie sind, Durand, die Hand meiner Tochter geben würde," sagte der Graf voll Stolz und Unwillen, „gehen Sie; ich will lieber sterben, als mein Kind um diesen Preis verkaufen. Meine Chlotilde wird mir meinen Tod verzeihen."

„Er muß fallen," sprach Durand mit fürchterlichem Grimme, als er sich so kurz abgewiesen sah. „Sein Tod ist beschlossen."

Und mit einem heißen Rachegefühl verließ er das Gefängniß. Er sah sich vom Grafen schnöde behandelt;

denn der Graf ließ ihn nicht einmal einen seiner Gründe entwickeln, die ihn zu diesem Schritte verleiteten. So kurz ward er abgewiesen. Zu dem Gefühle der Wuth und der Rache kam auch noch das Bewußtsein der Schande und der Scham. Zwar wußte einzig nur Alfred von seinem Plane; aber gerade ihm traute er seit einigen Tagen nicht mehr ohne Rückhalt wie früher.

„Was wird Alfred sagen?" sprach er zu sich selbst, als er voll Zorn durch die dunkeln Straßen von Marvejols dahinwandelte. „Was werde ich ihm sagen?"

„Durand!" hörte er plötzlich eine Stimme aus einem Seitengäßchen rufen. „Wohin in aller Eile? Kennst du deinen Freund nicht mehr?"

Es war Alfred. Als sich Durand umwendete, erkannte er Alfred. Er nahm ihn wie gewöhnlich bei der Hand. Eine Straßenlaterne, welche noch ein flackerndes Licht von sich warf, beleuchtete eben das Gesicht des Bezirkspräsidenten. Alfred war ein scharfer Beobachter. Er sah, wie seine Muskeln zuckten und bald war es ihm klar, was in seinem Herzen kochte. Er erkannte klar, daß Durand seine Hoffnung auf Chlotilde, welche er von jeher bei sich selbst als eine thörichte bezeichnete, aufgeben müsse, und daher vom Grafen eine ganz bestimmte Antwort müsse erhalten haben. Durand's Lippen waren krampfhaft zusammengezogen und sein rothes Haar war noch steifer denn sonst — für Alfred entschiedene Zeichen, daß Durand im höchsten Grade aufgebracht sein müsse. Aber Alfred wollte ganz in's Klare kommen und stellte eine unumwundene, offene Frage an Durand.

„Du bist voll Wuth, Durand," begann Alfred mit Theilnahme, „was ist dir begegnet? Gewiß bist du beim Grafen von Arnaud gewesen oder kommst am Ende gar so eben aus dem Kerker?"

„Ich komme eben daher," versetzte Durand mit schlecht unterdrückter Wuth, „ja ich komme vom Grafen."

„Und er muß dir einen schlechten Bescheid gegeben haben," fuhr Alfred im gleichen Tone fort, „daß du ein so gar trübseliges Gesicht machst? Sag' es nur heraus, Durand, der Graf hat dich abgewiesen."

„Wie gut du dich doch auf die Gesichtszüge ver-

stehst!" sagte Durand halb im Spott, halb im Zorne, während er bestrebt war, seine große Aufregung zu bemeistern. „Ja, so ist's! Freund, was soll ich lange eine Sache vor dir verbergen, die du doch von mir erfahren mußt?"

„Und dieses Ereigniß hat doch auf deine Mattherzigkeit gewirkt?" rief Alfred entschieden aus. „Bist du noch der gefühlvolle Tölpel von heute Mittag? Willst du noch des Grafen schonen?"

„Ich des Grafen schonen?" fuhr Durand heftig auf, „Freund, was denkst du von mir? Ich schäme mich wahrhaft, daß ein Gefühl der Milde gegen diesen Mann je in meinem Herzen wach geworden ist. Ich mache mir die bittersten Vorwürfe, daß ich je so einfältig war, ein Auge auf das hübsche Lärvchen des Mädchens zu werfen. Ich bin entrüstet darüber, daß ich dem Grafen nicht schon längst den Proceß gemacht habe und daß ich so dumm war, dem Grafen Hoffnung auf Freiheit zu geben, die er unter meinen Augen so schnöde von sich wies. Ich muß den Stolz des Grafen rächen. Mein Herz drängt mich dazu! Ich bin vom Grafen verhöhnt: ich bin von ihm mit Schmach überhäuft. Ich kenne keine Nachsicht mehr. Morgen schon werde ich Einleitungen treffen, daß dein Wunsch so rasch als möglich erfüllt wird. Wahrlich, der Graf hat keine Nachsicht verdient, und wenn ich sein Mädchen — ich gebrauche jetzt keinen andern Ausdruck! — in die Hand bekomme, so bin ich ebenfalls entschlossen. Alfred, es muß Blut fließen: ich habe es fest und für immer beschlossen!"

„Jetzt erkenne ich meinen Durand wieder!" rief Alfred aus, „jetzt ist er wieder der rührige Patriot, als den ich ihn seit jeher geachtet habe. Gut, daß diese Wendung eingetreten: unsere Freundschaft wäre sonst auf schwachen Füßen gestanden."

Alfred schloß Durand in seine Arme und drückte ihn an seine Brust.

„Aber du wirst mich doch bedenken?" flüsterte Alfred seinem Vertrauten in's Ohr, „du wirst mich mit dem Verkaufe des Schlosses und seiner Liegenschaften beauftragen? Du weißt, ich habe dir treu und

ehrlich gedient. Ich muß endlich auch auf mich denken. Elise ist ohnehin schon böse genug auf mich."

„Ach, Elise, schon gut, Alfred!" stotterte Durand, „du bist ja Mitglied der Verwaltung. Warum sollt' ich dir die Sache nicht übergeben? Wer hat mir besser und treuer gedient? Wer hat mich mehr in meinem schwierigen Amte unterstützt? Wer hat den Volksverein gehalten, als du mit deinem gewichtigen Eifer? Wer hat darin gesprochen, wenn ich müde war von der Anstrengung des Tages? Du bist es gewesen. Du wirst doch nicht glauben, daß ich undankbar an dir handle?"

„Das hab' ich nie geglaubt," sprach Alfred verbindlich, „ich hab' stets an dein Wort geglaubt. Nur heute wollte ich ernstlich an deinem guten Willen verzweifeln."

„Ich bin wieder Durand, der Bezirkspräsident von Marvejols," sprach Durand entschieden. „Doch die kühle Nachtluft thut meiner aufgeregten Brust nicht gut. Wir müssen uns trennen. Leb' wohl, Alfred!"

„Gute Nacht, Durand," versetzte Alfred und die Genossen trennten sich.

Durand war bei seinem Hause angekommen. Er hatte die Thüre schon geöffnet; die Thüre hatte sich knarrend in den Angeln bewegt und der Bezirkspräsident wollte eintreten.

„Pst!" flüsterte Jemand zu seiner Seite. „Langsam, Bürgerpräsident!"

Durand mußte die Stimme kennen. Er drehte sich schnell um. Es war Mutter Rachel.

„Ich bringe gute Nachrichten, Bürgerpräsident," sagte die Alte.

„Ist das Fräulein auf dem Schlosse?" unterbrach sie Durand und seine Stimme zitterte.

„Ja und der Prior bei ihr," versetzte die Alte und lachte auf.

„Dann ist's besser," gab Durand trocken zur Antwort.

„Du fängst dann zwei Fliegen mit einem Schlage, Bürgerpräsident," setzte die Alte hinzu. „Verlaß dich auf mich: ich hab' Wahrheit gesprochen."

Und die Alte drehte sich um die Ecke eines Hauses und verschwand in der Dunkelheit.

Durand blieb unter der Hausthüre stehen. Ein Gedanke erfüllte plötzlich seine Seele. Er biß sich auf die Lippen. Mit zitternder Hand griff er nach der Thüre und schloß sie wieder zu.

„Dieser Zustand ist mir unerträglich, es drängt mich zu einer schnellen Entscheidung," sprach er, „heute noch muß das Aristokratennest geleert werden."

Er lief schnell in die Stadt zurück auf die Wache. Die Straßen waren so still wie ein Grab. Nur der regelmäßige Tritt der Hauptwache störte die nächtliche Stille. Durand war bei der Wache angekommen.

„Wo ist der Offizier?" fragte er schnell und zog den nächsten Soldaten am Rocke.

„Im Wachzimmer, Bürgerpräsident!" erhielt Durand kurz zur Antwort.

„Ich habe einen Auftrag, der schnell ausgeführt werden muß, Bürgeroffizier" sprach Durand zu dem Befehlshaber der Wache. „Du wirst mir die nöthige Mannschaft zur Verfügung stellen und der abgehenden Truppe einen gewandten Führer mitgeben. Oder willst du selbst den guten Fang besorgen? An einer Auszeichnung wird's nicht fehlen; vielleicht folgt darauf eine Beförderung, wenn ich meinen Willen in der Hauptstadt durchsetze. Du weißt, Bürgeroffizier, ein Bezirkspräsident vermag Vieles."

„Ich will deinen Befehl ausführen, Bürgerpräsident!" gab der Offizier zur Antwort. „Gib nur Befehl, daß die Wache ersetzt wird. Am liebsten würde ich die Mannschaft gebrauchen, welche wirklich den Posten vor dem Rathhause besorgt; denn da sind Bursche darunter, die sind auf den Fang der Aristokraten gerichtet, wie der Hetzhund auf den Fang eines Wildes."

„Dein Wunsch sei gewährt, Bürgeroffizier!" sprach Durand. „So wisse, daß des Grafen Tochter, Chlotilde, mit einem Priester auf dem Schlosse verweilt. Beide sind im höchsten Grade verdächtig, Verbindungen mit den Verbannten im Auslande zu unterhalten. Schon lange ließ ich auf höhern Befehl auf sie fahnden; schon lange wollte ich ihrer habhaft werden. Ich werde den Freunden in der Hauptstadt einen Gefallen erweisen, wenn ich das gefährliche Paar gefangen einziehe. Es

scheint, die Gefangenschaft des Grafen hat die Verblendeten herbeigelockt. Und so gerathen sie in meine Falle. Bürgeroffizier, habe Eile! Nimm die bewährteste Mannschaft mit und laß mir das Mädchen und den Priester nicht entkommen. Wenn dir deine Aufgabe nicht gelingt, so ist's um deinen Kopf geschehen. Sei vorsichtig und brich alsogleich auf! Die Sache hat Eile."

„Ich werde dein Vertrauen, Bürgerpräsident, nach jeder Seite hin rechtfertigen," sprach der Offizier bestimmt, „nur gib Befehl, daß unsere Stelle hier ersetzt wird."

Durand that es. Nach kurzer Zeit rückte die Mannschaft in aller Stille ein, welche die Schergen der Gewalt ersetzen sollte. Es war kaum eine Viertelstunde verflossen, so zogen die Häscher in schnellem Schritte nach dem Schlosse.

„Halte dich wacker, Bürgeroffizier," sagte Durand zum Abschiede und schüttelte dem Offizier die Hand, „du sollst es nicht zu bereuen haben."

Mitternacht war längst vorüber, als die Soldaten vor dem Schlosse angekommen waren. Alles war in tiefster Ruhe. Man hörte keinen Laut; nur in einem abgelegenen Zimmer brannte ein Licht. Alles im Schlosse lag im Schlafe. Der Offizier mußte Lärm machen. Er läutete an der Glocke. Es ward kein Zeichen des Lebens gegeben. Der Offizier zog die Glocke wieder. Da fuhr der große Hetzhund, der im untersten Gemache des Schlosses lag, heftig auf. Er fing an laut zu bellen. Der Offizier schlug mit dem Säbel an das große Thor, und der starke Schlag dröhnte im Innern des Schlosses durch alle Hallen und ward außen weithin gehört. Da wurde es im Schlosse lebhaft.

„Zu den Eingängen," befahl der Offizier. „Es verlasse Keiner seinen Posten!"

Die Soldaten besetzten in aller Geschwindigkeit die Eingänge und Thüren des Schlosses.

„Es ist nicht nöthig, Bürger!" rief Jan aus einem geöffneten Fenster in der mittlern Abtheilung des Schlosses. „Wenn du in friedlicher Absicht gekommen bist, so sei uns gegrüßt."

„Was wir im Sinne haben, wird dir klar sein, Bürger!" versetzte der Offizier. „Das Geräusch, das wir machen, wird dich über unsere Absichten aufklären."

„Was giebt's denn?" fragte Jan, während er sich den Schlaf aus den Augen rieb.

„Mache auf, Bürger!" befahl der Offizier strenge, „was wir sonst zu thun haben, geht dich Nichts an."

„Dann muß ich Verhaltungsbefehle einholen," sagte Jan trocken und warf das Fenster zu.

Der Hetzhund erhob ein fürchterliches Geheul und sprang durch die alten Hallen. Alles im Schlosse erwachte. Jan warf sich rasch in die Kleider und eilte nach dem Gemache des Priors. Der Prior öffnete eben die Thüre, als Jan mit einem Lichte nahe kam.

„Was ist's?" fragte der Prior nicht ohne Bewegung.

„Es sind Soldaten unten und wollen in das Schloß," sprach Jan bestimmt, „und so wollte ich Euer Hochwürden bloß fragen, ob wir sie hereinlassen oder mit blutigem Kopfe nach Hause schicken sollen?"

„Deine Laune, Jan, ist köstlich," versetzte der Prior, „aber sage mir, sind die Zugänge zum Schlosse besetzt?"

„Es scheint, daß sie besetzt sind," gab Jan zur Antwort. „Ich habe den Befehl des Offiziers selbst gehört."

„Das ist sehr mißlich, Jan!" sprach der Prior. „Was ist zu thun?"

Unterdessen war Alles im Schlosse lebendig geworden. Alles sammelte sich bei dem Priester auf dem Gange. Viele kamen mit den Waffen in den Händen. Sie machten entschiedene Mienen, als wollten sie den Priester und Chlotilde bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen.

„Laßt das, meine Freunde!" sagte der Priester, „verhaltet euch einstweilen ruhig."

Es entstand eine ungeheuere Verwirrung im Schlosse. Die Diener sprangen mit eiligen Schritten durcheinander. Die Mägde eilten mit verstörten erschrockenen Gesichtern umher und jammerten und klagten. Die wenigen Greise sprachen mit Thränen in den Augen Worte des Schmerzes. Unten hörte das Klopfen und Rufen nicht auf. Jan trat unter die Betrübten und sprach ihnen Muth ein, während der Priester Chlotilde aufsuchte. Allein das Fräulein war, durch den Lärm er-

schreckt, schnell aufgestanden. Der Priester klopfte an die Thüre und rief Chlotilde beim Namen. Chlotilde trat vollkommen angekleidet aus dem Gemache.

„Wir sind verrathen," sprach er mit Wehmuth, „Durand's Schergen haben das Schloß umringt und alle Eingänge versperrt. Die Diener haben einen solchen Ueberfall nicht geahnt. Chlotilde, nimm diese Nachricht mit Ergebung auf!"

„Ich dachte wohl, daß es so kommen könnte," sagte Chlotilde voll Fassung, „jetzt werde ich um so gewisser zu meinem Vater kommen. Es ist mir nur leid, daß ich Sie, ehrwürdiger Onkel, in mein Verderben hineinziehe."

„Kind, welche Worte!" versetzte der Priester, „bin ich dir nicht freiwillig gefolgt? Will ich dir nicht mein Leben zum Opfer bringen, um deine Seele zu retten? Wie kommst du zu diesen Reden?"

„Ich bitte um Vergebung, mein Vater!" gab Chlotilde mit fester Stimme zur Antwort. „Ich wußte nicht, daß diese Worte Ihr edles Herz betrüben."

„Bist du gefaßt, Chlotilde?" fragte der Priester. „Bist du bereit zu gehen?"

„Ich bin bereit," flüsterte Chlotilde und hing sich an den Arm des Priesters.

Und der Priester erschien bei der Dienerschaft, welche mit den sichtbaren Zeichen des Schmerzes den Kommenden entgegen sah. Der Lärm von Außen nahm zu. Man hörte das Klirren der eingeschlagenen Fensterscheiben. Man vernahm das Krachen der Hauptthüre. Es flogen große Steine an die mit Eisen beschlagene Pforte, so daß es im Schlosse fürchterlich wiederhallte. Bei jedem neuen Schlage fuhr die Dienerschaft ängstlich auf. Schmerz und Verwirrung erfüllten alle Gemüther.

„Mache ihnen doch auf, Jan!" sprach der Priester mit sanfter Stimme, „es gibt sonst noch ein Unglück. Was stehst du denn müßig daher?"

Jan mußte bei diesen Worten eine Thräne zerdrücken, die sich an seine Wimpern gehängt hatte. Dieses Wort that ihm in der tiefsten Seele wehe. Immer hatte er noch den Wunsch in seinem Herzen genährt, Chlotilde und den frommen Priester bis auf den letzten Blutstropfen

vertheidigen zu können, und er hatte, während der Prior mit Chlotilde sprach, bereits die Dienerschaft mit diesem heldenmüthigen Gedanken vertraut gemacht. Jetzt sah er die letzte Hoffnung auf Rettung verschwinden.

„Wir setzen unser Blut an Euer Leben," rief Jan aus, als er die Worte des Priesters vernommen. „Der letzte Blutstropfen — — —"

„Jan, was willst du beginnen?" unterbrach ihn der Priester, als er diese Worte hörte, und als er sah, daß sie mit Zeichen der Zustimmung von der Dienerschaft aufgenommen wurden. „Willst du mit Gewalt das Unglück dieser Unschuldigen?"

„Wir wollen mit Euch sterben," riefen Viele aus der Dienerschaft, „wir wollen Euch mit unsern Waffen schützen."

„Kein Scherge soll Hand an Euch legen," sprachen die stämmigen Bursche, „der Erste, der es wagt, Euch anzugreifen, dem schlagen wir die Zähne ein."

„Kinder, laßt solche Einfälle," bat der Priester, „sie sind kindisch. Ich weiß eure Liebe zu schätzen und zu achten. Aber ich kann nicht zugeben, daß ihr euer Leben muthwillig in Gefahr begebt. Wenn ihr auch unser Leben rettet, werdet ihr dem Verderben entgehen? Das bedenket doch! Jan ist heut' ein Hitzkopf; ich kann nicht zugeben, daß er euch zum Widerstand bewege. Verhaltet euch ruhig, meine Kinder!"

„Folgt dem guten Rathe eures Vaters," sprach Chlotilde, „er meint es gut mit uns. Was würde ein erfolgloser Widerstand nützen? Und daß euer Widerstand euch großen Schaden bringen würde, davon dürft ihr überzeugt sein. Wie sehr müßte ich es beklagen, wenn auch nur Einer von euch durch uns unglücklich würde."

„O Gott," seufzte Jan und ließ die Hand sinken, „mußte es so weit kommen!"

„Was fangen wir an, wenn Sie, Fräulein Chlotilde, sterben?" jammerten die Mägde und ein Strom von Thränen floß über ihre Wangen.

„Was sollen wir thun?" fragten die Knechte, während sie die Waffen zu Jan's Füßen niederlegten und traurig auf den Priester und auf Chlotilde schauten.

„Gebt euch zufrieden, das ist mein Wunsch," versetzte der Priester mit großer Sanftmuth.

„Folge mir Chlotilde," sprach er dann und nahm Chlotilde bei der Hand.

Sie gingen durch die hellerleuchteten Gänge. Die Dienerschaft folgte mit beklommenen Herzen. Unzählige Thränen flossen. Chlotilde mußte sich alle Mühe geben, um diese ungeheuchelten Zeichen einer aufrichtigen Liebe mit thränenlosem Auge ansehen zu können. Sie kamen an das Thor. Es war seinem Einsturze nahe.

„Mache auf, Jan," sprach der Priester und Jan schloß die wankenden Thorflügel auf.

Da stürzten die Soldaten herein und warfen sich auf ihre unglücklichen Opfer.

„Ist das Achtung vor den Befehlen der Obrigkeit?" fragte der Befehlshaber. „Ist das Gehorsam, den ihr den Gesetzen des Staates schuldig seid?"

Und nun trat der Offizier vor den Priester und fuhr ihn mit rauher Stimme an und wollte ihn am Kleide fassen.

„Ich bin nicht widerspenstig, Bürgeroffizier," sagte der Priester, „ich kann deßhalb eine anständige Behandlung verlangen."

„Bist du der Prior von Saint-Victor?" fragte der Offizier, indem er eine freundlichere Stimme annahm.

„Ich bin es," gab der Priester mit Bestimmtheit zur Antwort.

„Du bist im Namen der untheilbaren französischen Republik verhaftet," sagte der Offizier. „Mach' dich fertig zum Abmarsche! Wenn du noch Etwas zu besorgen hast, so thue es gleich!"

„Ich bin bereit," sprach der Priester voll Ergebung und zog Chlotilde näher an sich.

Der Offizier trat vor Chlotilde. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er das schöne Antlitz des Fräuleins sah! Er nahm eine freundliche Miene an und griff an seine Mütze. Chlotilden's mildes Angesicht hatte auch den wilden Mann zur Nachsicht und Menschlichkeit umgestimmt.

„Wenn du Chlotilde Arnaud, Tochter des Bürgers Arnaud bist, Bürgerin," sagte der Offizier mit lebhaf-

ter Stimme, „so ist es mir sehr leid, daß ich dir eine unangenehme Nachricht bringen muß.“

„Ich bin Chlotilde von Arnaud,“ sagte Chlotilde mit Ergebung.

„So muß ich dir sagen, Bürgerin,“ versetzte der Offizier, „daß du mir sogleich folgen mußt. Du bist im Namen der Republik verhaftet. Ich bürge mit meinem Kopfe für dein Leben.“

Chlotilde trat zum Gesinde. Stillschweigend nahm sie Abschied von diesen edlen getreuen Seelen, deren Mitgefühl in Schmerzen und Wehklagen sich ergoß. Die Mädchen hingen sich an Chlotilde's Arme und die Knechte küßten das Gewand des Priesters. Der Offizier war wegen des schmerzlichen Abschiedes auch gerührt. Selbst die verwilderten Soldaten fühlten eine menschliche Rührung.

„Macht ein Ende!“ sagte der Offizier. „Meine Zeit drängt.“

Allein die Dienerschaft schloß sich nur enger an Chlotilde und den Priester an.

„Tretet zurück!“ befahl der Offizier, „oder ich muß Gewalt anwenden.“

Chlotilde und der Priester mahnten das Gesinde mit der Hand ab. Die Soldaten ergriffen die Gefangenen und führten sie ab.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Im Gefängniß.

Chlotilde lag im Kerker. Das Gemach befand sich im linken Flügel des Gefängnißgebäudes. Wenn man in dasselbe gelangen wollte, mußte man einen weiten Gang durchlaufen, welcher ziemlich breit und hoch war. Zur Nachtzeit war der Gang so schwarz wie die Nacht. Unter dem Kerker, in welchem Chlotilde war, befand sich noch ein Gefängniß. Das war leicht an dem hohlen Klang der Fußtritte zu erkennen. O wenn Chlotilde gewußt hätte, daß unter ihrem Gefängniß der

gute Vater schmachtete und sich abhärmte! Sie wäre in Ohnmacht gefallen vor Schmerz. Allein sie wußte es nicht. Sie legte das Ohr auf den Fußboden, um wo möglich einen Laut zu vernehmen. Allein sie hörte nur unverständliche Seufzer, die fürchterlich durch ihr edles Herz zitterten. In einem Nebengemache lag ein frommes Mädchen, welches wegen seiner Liebe zum Glauben aufgegriffen und hingerichtet werden sollte. Chlotilde hörte es mit lauter Stimme beten. Und auch Chlotilde griff nach ihrem Rosenkranz — man hatte es vergessen sie dieses christlichen Zeichens zu berauben — und betete, auf die Knie hingesunken, wie eine Heilige, mit hoher Andacht. Während des Gebetes zog sie das Medaillon hervor, welches sie auf der Brust trug und küßte es mit inniger Rührung. Chlotilde betete für den Vater, für den Onkel und für Edmund. Sie war nach dem Gebete sichtlich gehoben.

Das Gefängniß selbst war ein feuchtes, düsteres Gemach. Dieser traurige Ort, so abgetrennt von aller Welt, hätte jedes gewöhnliche Herz mit Schrecken und Abscheu erfüllt und ein zartfühlendes Gemüth hätte es zur Verzweiflung bringen können; allein Chlotilde sah nicht auf die kahlen Wände, welche mit einem weißen Schimmel bedeckt waren; und sie achtete auch nicht auf die kalten Steinplatten, mit welchen der Boden belegt war. Trotzdem, daß die höchste Zeit des Sommers angekommen war, deckte ein zäher grünlicher Ueberzug die Platten und machte sie glatt und schlüpfrig. Chlotilde mußte sich sehr in Acht nehmen, daß sie nicht niederfiel auf den eckelhaften Boden. Die Fensteröffnungen waren eng und nur ein schwaches Licht drang durch die unreinlichen Scheiben in das elende Gemach. An der Außenseite der Fenster drängten sich Spinnengewebe dicht aneinander und vermehrten noch die unheimliche Dunkelheit des Kerkers. In einer feuchten Ecke stand eine rohe Bettstelle aus Eichenholz, welche mit einem einfachen Strohsacke gefüllt war. Ein grober ärmlich aussehender Ueberzug diente als Bettdecke. Ein Tisch war in dem schauerlichen Gemach nicht zu entdecken, und wäre nicht erst vor ein Paar Tagen durch Zufall ein alter halbzerbrochener Stuhl in den Kerker gekommen,

so wäre die Gefangene genöthigt gewesen, auf dem schwammigen Boden zu sitzen. Es fiel ein Sonnenstrahl durch die trüben Fenster. Chlotilde besah die kahlen Wände. Da erblickte sie an der Wand eine Ueberschrift: Bete für mich! Chlotilde ward von frommer Rührung ergriffen, als sie diese Worte las. Ein heiliger Seufzer drängte sich durch ihre Brust.

Der Wärter der Gefangenen kam des Tages mehrere Male, um nach Chlotilde zu sehen. Man mußte sich's gestehen, er war ein braver nachsichtiger Mann von guten Eigenschaften. Er benahm sich liebevoll gegen seine schöne Gefangene und ließ sich mit ihr in eine Unterhaltung ein. Er versah sie reichlich mit Allem, was zum Leben nöthig war, obgleich er von Durand den Befehl hatte, mit Chlotilde unnachsichtlich zu sein. Wenn der Wärter die schwere Eisenthüre schloß und wenn sich der Schlüssel knarrend in dem verrosteten Schlosse drehte; wenn der Riegel vorgeschoben war und wenn er bemerkte, daß Chlotilde traurig das Haupt auf die Brust sinken ließ; dann seufzte er leise und sein Herz ward ihm schwer. Chlotilde bewegte sich dann im finstern Gemache und suchte sich ihrer Lage recht bewußt zu werden. Sie hatte sich bereits mit dem Gedanken an den Tod vertraut gemacht. Sie wußte, daß ihr Haupt fallen werde. Sie kannte nur noch einen Wunsch, den Vater noch einmal zu sehen, den Onkel an ihr Herz zu drücken und von Edmund zärtlich Abschied zu nehmen. Dieser Gedanke allein machte ihr das Herz schwer. Und doch gab sie sich Mühe, sich mit der Ueberzeugung zu versöhnen, zum Tode geführt zu werden, allein und vom Vater abgeschlossen. Und dann tröstete sie die Hoffnung, den lieben Vater im bessern Jenseits zu finden. Manchmal gab sie sich nur mit Widerstreben in die Möglichkeit, auf lange Zeit eine Gefangene zu sein und langsam in dem Kerker, ein sieches Dasein durchlebend, einem schleichenden Tode entgegen sehen zu müssen. Dieses Bewußtsein fiel schwer auf ihre Seele. Sie wollte lieber einen schnellen Tod, als eine lange Marter im Gefängnisse.

Die Ereignisse der letzten Tage waren so schnell auf einander gefolgt, daß Chlotilde sich nur schwer klar zu

machen mußte, ob sie wirklich so viele Drangsale in so kurzer Zeit durchlebt habe, oder ob die traurigen Gefühle, welche ihr Gemüth erfüllten, nur in der Einbildung beruhten. Aber sobald sie die düstern Mauern sah und keinen Ausweg fand, mußte sie sich nothwendig in ihr trübes Geschick ergeben. Die Zweifel waren von kurzer Dauer. Sie gab sich eitlen Träumen hin, aus welchen sie durch heftige Fußtritte auf dem Gange geweckt wurde. Und wer beschreibt ihr Erstaunen! Der getreue Hund des Grafen drang in ihren Kerker, als der Gefangenwärter eben eintreten wollte! Der Hund war den Häschern nachgefolgt und unter lautem Winseln war er bei dem Gefängniß angekommen. Man wollte ihn vertreiben; allein er fletschte die Zähne und fing an, in allem Ernste zu murren. So ließ man ihn denn gewähren. Der Hund winselte und Chlotilde erkannte das treue Thier sogleich, als die Thüre sich aufthat. Der Hund sprang an seiner Herrin empor und wedelte freundlich mit seinem Schweife; er leckte die Hände des Fräuleins und konnte sich nicht halten, dessen Lippen mit der kalten Schnauze zu berühren. So groß war die Freude des anhänglichen Thieres. Chlotilde sprach freundlich mit dem getreuen Wächter und der Hund schien ihre Sprache und ihre Leiden zu verstehen. Er warf sich nieder zu den Füßen seiner Herrin und winselte laut: das Winseln ging in ein schmerzliches lautes Geheul über. Der Wärter erschrack und Chlotilde gab sich alle Mühe, das Thier zur Ruhe zu bringen. Ihre Anstrengungen schienen fruchtlos zu sein — denn der Hund heulte nur heftiger. Je mehr Chlotilde sprach, desto ungestümer ward das Geschrei des Hundes.

„Der Hund muß entfernt werden, Bürgerin," bat der Wärter sanft, „wenn es Durand erfährt, daß du einen Gesellschafter hast, so könnte es mir schlimm ergehen."

„Der arme Schelm!" jammerte Chlotilde, „er möchte so gerne in meiner Nähe sein. Er ist mir ja in die Gefangenschaft gefolgt."

„Es ist mir sehr leid, Bürgerin, daß ich dir diesen Gefallen nicht erweisen kann," versetzte der Wärter. „Schaffe ihn weg!"

„Wohlan denn!" sprach Chlotilde, „du hast dich bis-

her gegen mich so liebevoll bewiesen, Bürger! ich kann nicht umhin, deiner Bitte zu willfahren."

Und Chlotilde streichelte sanft den Kopf des Thieres. Der Hund wedelte freundlicher als je und gab sich Mühe recht artig zu sein.

„Komm, armer Kamerad!" sagte Chlotilde mit Wehmuth, „du mußt nun fort. Du kannst nicht bleiben. Wenn dich Durand ertappt, kommt am Ende dein krauser Kopf auch unter das Beil."

Allein der Hund ließ sich nicht entfernen. Der Wärter nahm ihn unsanft bei den Ohren. Er setzte sich kräftig zur Wehre. Er vertheidigte sich mit einer rasenden Wuth.

„Was ist anzufangen?" fragte der Wärter voll Verzweiflung.

„Laßt ihn da, Bürger!" bat Chlotilde, „ich will ihn unter die Bettstelle bringen."

„Ich lehne alle Verantwortlichkeit ab," sagte der Wärter, lief nach der Thüre und schloß zu.

Der Schließer hatte ein weiches Herz und ließ sich überreden. Chlotilde nahm eine Seidenschnur, welche sie in ihrer Tasche fand, und band den ehrlichen Wächter an die rohe Bettstelle. Sie ermahnte ihn recht ruhig zu sein und ja sein Versteck nicht zu verlassen. Und das Thier verkroch sich unter die Bettstelle und befolgte Chlotilde's Befehle so gut, als ob es menschlichen Verstand gehabt hätte.

Chlotilde war lange allein. Sie überließ sich ihren Gedanken. Da sie aber traurig werden wollte, fiel sie auf den Boden nieder und betete.

„Mein Gott," sagte sie leise zu sich, „jetzt bin ich mit dir allein. Alle meine Freunde sind verschwunden. Kein Einziger blieb mir übrig, der mir helfen könnte aus dieser schauerlichen Nacht des Kerkers. Doch du, mein Herr, du bist mir getreu geblieben und wirst mich auch bis zum Tode nicht verlassen. Ich werfe mich vor dir nieder in den Staub und bitte dich inbrünstig um Verzeihung meiner Sünden. Ach, vergieb mir, Vater, auf daß ich, dein verwaistes Kind, zu dir kommen kann. Ich bitte dich demüthig um deinen Schutz. Sieh, ich bin eine arme Waise. Ich habe den Vater, der mich so zärt-

lich liebte, verloren, o gieb, daß ich ihn im Himmel oben wieder finde. Ich bin ein verschlagenes Schifflein auf dem stürmischen Meere, führe mich ein in den Hafen der Ruhe und des Friedens. Ich bin ohne Licht, das mich erleuchte in dieser Leidensnacht. O sei du mein Stern, auf den ich hoffe und der meinen Lebenspfad bis an ein glückliches Ende erhellet! Jesus, Jesus, ich flehe dich an um deine Barmherzigkeit!"

Chlotilde mußte lange auf den Knien gelegen sein; denn als sie sich erhob von dem feuchten Boden, da war sie von einer dichten Finsterniß umgeben. Es war Nacht. Sie befand sich allein in der schauerlichen Einsamkeit. Kein Laut ward vernommen. In dieser unheimlichen Stille schien sie ein Gefühl der Furcht anzuwandeln. Da lief sie nach der Bettstelle und warf sich wieder auf den Boden nieder. Die Bettstelle mußte ihr als Stütze dienen. Sie dachte an Maria, die Mutter des guten Rathes. Und mit dem Gedanken fielen ihr auch die schönen Gebete an Maria ein, welche sie in der stillen Grotte in dem Gebirge vom theuern Onkel erlernt hatte. Sie betete alle in schöner Ordnung und klagte der Trösterin der Betrübten ihr Leid. Und wunderbar fühlte sie sich getröstet und erquickt. Wie ein himmlischer Balsam schien ihr eine höhere Erleuchtung in's arme Herz zu fließen.

In diesem Augenblicke hörte sie Tritte auf dem Gange. Es waren zwei Personen, welche sich nach ihrem Gefängnisse bewegten.

„Gott, was ist das, in dieser Stunde!" seufzte sie tief auf.

Der Schlüssel drehte sich in dem rostigen Schlosse. Der Hund fing an zu knurren. Chlotilde klopfte ihn liebreich auf den Kopf und das Thier verstand den Wink und wurde ruhig. Da ging die Thüre auf. Die zwölfte Stunde der Nacht hatte geschlagen. Der Wärter trat mit einem Manne herein, welcher eine Blendlaterne in der Hand hielt. Er war so vollständig vermummt, daß man ihn nicht erkennen konnte. Jetzt fiel das schwache Licht auf Chlotilde's Angesicht. Chlotilde zitterte am ganzen Leibe.

„Lehne die Thüre an!" befahl die vermummte Gestalt, „und komme in einer halben Stunde wieder!"

Der Wärter entfernte sich. Aber der geheimnißvolle Mann lief nach der Thüre und schlug sie zu, ohne sie zu schließen. Chlotilde's Herz pochte laut. Noch einmal fiel das Licht auf Chlotilde's Angesicht, und die Augen dieser vermummten Gestalt haben wahrlich noch kein edleres Gesicht und keine schönern Augen geschaut. Chlotilde sprang auf und verkroch sich in die hinterste Ecke des Gefängnisses zwischen das Bettgestell und den Kamin. Der Hund hatte sich unter das Bett verkrochen, um zu beobachten, was in dem Gefängniß vorgehen möchte. Chlotilde, mit dem Rücken gegen die kalte Wand gelehnt und die Hände zum Gebete gefaltet, erwartete in angstvoller Stimmung, was kommen werde. Der Mann bebte zurück, als er die erhabene Stellung des Mädchens sah und die heldenmüthige Entschlossenheit und die Reize der Tugend auf ihrem Angesichte, die auch ihren Verächtern Achtung und Bewunderung abzwingt. Der Mann faßte Muth und trat näher.

„Kennst du den Marquis von Gerand?" fragte die vermummte Gestalt mit einer tiefen Baßstimme.

„Ich verstehe dich nicht," gab Chlotilde zur Antwort und ließ den Mann nicht aus dem Auge.

„Ich frage, kennst du Edmund von Gerand?" hörte Chlotilde wieder fragen.

„Ich kenne ihn," gab sie zur Antwort und ihr Herz pochte noch lauter. „Aber was soll das bedeuten?"

„Liebst du ihn?" sagte die Gestalt wieder. „Rede die Wahrheit."

„Ich habe hier kein Geständniß zu machen," versetzte Chlotilde kurz.

„Liebst du ihn, frage ich," entgegnete der Mann mit aufgeregter Stimme. „Keine Ausflüchte!"

„Ich weiß nicht, wer du bist," sagte Chlotilde mit bebender Stimme. „Bist du ein Geist? Dann mußt du mein Herz kennen. Und bist du kein Geist, so laß mein armes Herz in Ruhe. Was kann dir daran liegen, ob mein Herz Liebe fühlt und Liebe giebt? Geh, laß mich allein! Ich bitte dich!"

Chlotilde's Angst war so groß, daß sie diese Sätze nur in abgerissenen Worten aussprechen konnte.

„Ich bin ein guter Geist," antwortete der Mann,

„sei deßhalb nicht ängstlich. Es soll dir kein Leid widerfahren. Liebst du Edmund von Gerand?"

„Du bist kein guter Geist," versetzte Chlotilde zaghaft, „dein Athem haucht keinen himmlischen Frieden. Ich brauche deinen Schutz nicht. Gott wird mich beschützen."

„Gott! Gott!" höhnte die Gestalt, „das will ich nicht wissen. Beantworte mir meine Frage und dann höre weiter!"

Chlotilde blickte voll Entschlossenheit nach der Gestalt. Sie griff rasch nach ihrem Busentuch. Die Gestalt kam näher.

„Antworte mir," sagte der Mann mit rauher Stimme.

„Ich liebe Edmund von Gerand!" sprach Chlotilde so bestimmt, daß kein Zweifel mehr obwalten konnte. „Und nun laß mich in Ruhe!"

Die Augen des Mannes rollten wild. Er streckte seine Hände nach seinem Opfer aus. Chlotilde zog schnell ihre spitzige Busennadel hervor und als der Vermummte die Arme nicht zurückzog, so stach sie ihn in die rechte Hand, daß alsogleich das Blut auf den Boden rann und die Steinplatten sich roth färbten.

„Verfluchte Dirne!" rief der Mann wuthentbrannt aus, als er seine schmerzliche Wunde entdeckte. „Gieb Acht, oder ich zerschmettere deinen armseligen Leib an der Mauer dieses Gefängnisses!"

Chlotilde zuckte zusammen. Sie stieß einen lauten Seufzer aus.

Der Vermummte zog sich auf einen Augenblick zurück. Er lief hastig in dem Gemache auf und nieder. Seine Wuth kannte keine Gränzen. Seine Augen rollten wild und sein Herz pochte in lauten fürchterlichen Schlägen. Er nahte sich Chlotilde wieder.

„Und kannst du einem andern Manne deine Hand reichen?" fragte er mit lauter Simme. „Ich will es wissen."

„Nie und nimmer werde ich einen andern Mann lieben," gab Chlotilde zur Antwort. „Quäle mich nicht mit deinen Fragen."

„So, mein feines Kind!" rief der Vermummte voll Unmuth aus, „das ist dein Wille."

„Mein fester Wille!“ versetzte Chlotilde.

„Das ist ja prächtig, Dirne!“ fiel der Mann ein, „das ist ja vortrefflich! So schön sind deine Phantasien! Hm! ich hätt's wahrlich nicht gedacht. Ich glaubte sonst nicht an der Weiber Liebe und Vertrauen, aber mein schönes Kind belehrt mich eines Andern. Da sehe Einer her! Das Grafenkind ist nicht wie andere Menschenkinder! Nein, bei meiner Ehre! Hahaha!“

Und der Mann stieß ein wildes Gelächter aus und kehrte Chlotilde den Rücken zu.

Während dieses geschah, ereignete sich auf dem Gange ein anderer Auftritt so ganz in der Stille, daß man es in Chlotilde's Gefängniß gar nicht bemerkte. Ein junger tollkühner Mann war mit gezücktem Dolche vor das Haus der Gefangenen geeilt und sein Auge hatte so von heftiger Leidenschaft geglüht und er hatte seine Waffe so kühn und verwegen in der Luft geschwungen, daß die Wache scheu zurückwich. Die heldenmüthige Verachtung des Lebens hatte dem Soldaten solche Achtung abgenöthigt, daß er sich nicht rühren und bewegen konnte, und sich nach geschehener That so benahm, als ob Nichts vorgefallen.

„Du bist des Todes, wenn du mich verräthst, Bursche,“ hatte der Jüngling gesagt, „tausend Dolche sind für dich geschliffen.“

Und so drang der Jüngling ein in die finstern Gewölbe. Mit gezücktem Dolche schlich er unsicher von Kerker zu Kerker. Endlich hatte er seinen Zweck erreicht. Er stand am rechten Orte. Er hörte Chlotilde's Seufzen und horchte verwundert auf. Es war Jemand im Gefängnisse, der Uebles von Chlotilde wollte. Der Jüngling hüllte sich in seinen Mantel und lehnte sich an die Wand, um den Verlauf der ausgestoßenen Drohungen abzuwarten. Niemand hätte geahnt, daß in dem düstern Schatten die Rache lauere auf den von Unthaten überhäuften Mann. Der Dolch war sicher in des Jünglings furchtbarer Hand Ein Heldenmuth, der das Leben gering achtet, lebte in seiner Seele.

Da fing der Vermummte im Kerker wieder an zu

reden und der Jüngling legte sein Ohr an die eisenbeschlagene Thüre. Er verstand jedes Wort.

„Du kannst also keinen andern Mann lieben?“ fragte der Mann im Gefängnisse.

„Nie und nimmer!“ versetzte Chlotilde, „o peinige mich nicht mehr!“

„Ist das deine letzte Antwort?“ sprach der Mann mit tiefer Stimme und trat auf Chlotilde zu, welche noch immer in der nämlichen Stellung verharrte.

„Es ist mein entschiedener Wille!“ erhielt er zur Antwort.

„Auch wenn man dir den Vater raubt?“ sprach der Vermummte.

Chlotilde blieb still. Sie kämpfte mit sich selbst. Sie wußte nicht, was sie antworten sollte. Der Jüngling befand sich bei dieser Frage in einer furchtbaren Lage. Er wußte nun, mit wem er es zu thun hatte und seine Wuth erreichte ihren höchsten Grad. Er wußte, Chlotilde liebte den Vater über Alles. Sie that, was sie an seinen Augen sehen konnte; allein sie blieb regungslos und gab keine Antwort. Die Hand des Jünglings zitterte, fast hätte er den Dolch fallen lassen; allein plötzlich fühlte er sich von neuem Muthe entflammt und sein Blut rollte heißer durch seine Adern.

„Du giebst mir keine Antwort, Mädchen?“ fing die Gestalt grollend an. „Du liebst also deinen Vater so wenig, daß du nicht im Stande bist, ihm einen jungen kindischen Mann zu opfern? Das ist schön, Mädchen!“

Der Jüngling wollte in den Kerker eindringen; doch er hielt sich zurück mit einer wundervollen Selbstbeherrschung. Er stand wieder regungslos.

„Ha, Dirne, wenn das dein alter Vater wüßte,“ sprach der Mann, „er müßte einsehen, daß er eine Schlange an seinem Busen genährt! Er müßte den Tag verfluchen, der dich ihm geschenkt. Und die Mutter müßte er verfluchen, welche ihm ein solch' undankbares Kind geboren. Ein Jüngling gilt dem Mädchen mehr, als der Vater! — — — “

„O Gott!“ seufzte Chlotilde, „errette mich aus dieser Stunde!“

Der Mann ließ sich auf den Boden nieder. Er

beugte sich so hin, daß sein Athem Chlotilde's Wangen berührte. Seine Lippen wollten sich auf Chlotilde's Lippen senken. Chlotilde war der Verzweiflung nahe.

„Ein Küßchen, Metze!" sagte der Mann, „es ist nicht zu viel verlangt."

Chlotilde schrie heftig auf und griff nach ihrem Dolche.

„Nun, Mädchen!" sagte der Mann mit leisem Flüstern, „und dein Vater soll frei sein!"

Allein Chlotilde hörte nicht, was die Gestalt sprach.

„Zurück, Verwegener!" rief sie laut, „oder ich stoße dir den Dolch in's Herz! Hinweg, oder du bist verloren!"

Allein der Vermummte ließ sich nicht erschrecken und machte drohende Bewegungen. Chlotilde fuhr mit dem Dolche in die Höhe, um den Elenden zu durchbohren; da stürzte sich der getreue Hund auf den Ruchlosen und riß ihn mit einer solchen Gewalt auf den Boden nieder, daß er alle Besinnung zu verlieren schien.

Im gleichen Augenblicke wurde die Thüre des Kerkers mit aller Gewalt aufgerissen und Edmund von Gerand stürzte voll Wuth herein. Er war es; er hatte die Verbannten in den Bergen verlassen, obgleich das Fieber in seinen Wunden wühlte. Durand, denn Niemand anders konnte der Elende sein, lag auf dem Boden, und als er Edmund erblickte, so fuhr ihm ein kalter Schauer durch sein Gebein. Durand fing an zu zittern und seine Zähne schlugen heftig gegen einander. Er war dem Wahnsinne nahe. Er dachte nicht anders, als daß es um sein Leben geschehen sei. Er warf sich auf die Knie und bat um Schonung seines Lebens.

„Geh, verruchter Schurke!" rief Edmund wild, „es wäre eine Schande, wenn ich meinen Dolch mit dem Blute eines so elenden Buben beflecken würde."

Edmund versetzte ihm einen Stoß auf die Brust, daß er betäubt zurückfiel und kein Lebenszeichen von sich gab. Edmund gab sich keine Mühe, nach dem Ehrlosen umzusehen.

„O Edmund!" flüsterte Chlotilde im Gefühle des höchsten Erstaunens und der größten Freude. „O Edmund, mein Retter!"

Edmund zog Chlotilde an sein Herz und drückte einen heißen Kuß auf ihre Lippen. Dann griff er nach ihrem Mantel und warf ihn schnell um ihre entblößten Schultern.

„Schnell, Chlotilde!" sprach er rasch, „wir haben keine Zeit zu verlieren. Folge mir!"

Er nahm Chlotilde bei der Hand und eilte davon. Er kam glücklich durch die gewölbten Gänge. Er stand am Eingange. Da streichelte er dem getreuen Hunde den Rücken und hielt ihn an sich.

„Den dort fasse!" befahl er dann und ließ den Hund los.

Das Thier hatte den Befehl nur zu gut verstanden. Es warf sich mit einer solchen Wuth auf die Wache, daß der Soldat rücklings niederfiel und im Fallen den Kopf an die Mauer schlug und ohne Besinnung blieb. Nach einer kurzen Zeit kam er wieder zu sich und konnte sich von seinem Schrecken kaum erholen.

Edmund aber war mit Chlotilde zum Thore hinausgerannt. Der Zufall hatte es gefügt, daß der Wärter eben außerhalb Etwas zu thun hatte, und er hatte es vergessen, das Thor zu schließen. Und war die Wache nicht an der Stelle? Die Geretteten flohen davon. Als aber der Wärter der Gefangenen in den Kerker kam, wo Chlotilde eingeschlossen war, fand er Alles leer, und Durand lag in einer Ecke und konnte sich vor Schmerzen nicht erheben. Der Wärter wusch ihm die verwundete Hand und führte ihn nach Hause.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Die Vergeltung.

Elise war am heutigen Tage besonders fröhlich. Sie sang heitere Lieder und sprang die Stiegen des Hauses in eiliger Geschäftigkeit auf und nieder. Dann rannte sie in die Küche und befahl der Magd, ja Alles recht sauber und reinlich zu halten und ein gutes Mahl zu bereiten. Sie untersuchte selbst das Speisegewölbe und

alle Schüsseln, welche heute auf den Tisch kommen sollten.

„Bereite eine würzige Suppe!“ befahl sie, „du weißt, Alfred hat einen feinen Geschmack.“

Und Elise lief an den Herd und lüpfte mit geschäftiger Hand den Braten in die Höhe, um sich von seiner Güte zu überzeugen.

„Er muß noch brauner und weicher werden,“ sagte sie mit Lachen, „Alfred mag kein hartes Fleisch. Kehre ihn nur fleißig um! Verschütte die Brühe nicht!“

Dann ging Elise in das Gewölbe und holte vom besten Wein.

„Dieser wird ihm hoffentlich munden,“ sprach sie selbstzufrieden, „und er wird den Wein im goldenen Löwen vergessen.“

Sie nahm eine Flasche und eilte in das Speisezimmer, um dort Alfred zu erwarten. Sie zählte die Minuten auf der Uhr; sie ließ ihr Auge bald nach dem Zeiger der Uhr, bald nach der Straße hinaus gleiten; ihr Herz pochte laut. Sie fühlte eine unnennbare Sehnsucht in ihrem Herzen. Schon lange hatte sie Alfred nicht an ihrem Tische gesehen. Und heute war sie allein — allein bei ihm. Durand gab Geschäfte außer dem Hause an und ging bald aus.

Endlich kam der Ersehnte. Alfred hatte seine besten Kleider angezogen und Elise wußte diese kleine Aufmerksamkeit wohl zu schätzen. Elise schaute ihm in's Gesicht; er sah freundlich und liebevoll aus. Sie saß am Fenster und machte von hier aus ihre Beobachtungen. Alfred gefiel ihr heute besonders. Als er Elise am Fenster erblickte, zog er seine phrygische Mütze — die ihm nach Elise's eigenem Geständnisse sehr gut stand — und grüßte freundlich nach Elisen. Elise sprang vom Stuhle auf und eilte die Treppe hinab, um Alfred zu empfangen. Mit einer ungeheuren Hast riß sie die Thüre auf und mit freudestrahlenden Augen empfing sie Alfred im Hausflur. Alfred zog Elise — was sonst seine Art nicht war! — herzlich an seine Brust und ergriff dann ihre zitternde Hand, um mit ihr in das Speisezimmer zu treten.

„Deine Hand zittert, Elise!“ sprach Alfred aufrichtig, „du hast schwache Nerven, liebes Mädchen!“

„Ich zittere vor Freude, Alfred,“ versetzte Elise, „denn du weißt nicht, wie sehr ich dich liebe. O Alfred, welche Qualen hast du mir durch dein gleichgültiges Wesen bereitet! Ich hätte oft verzweifeln mögen!“

„Sei ruhig, Elise!“ sagte Alfred im herzlichsten Tone, „mache mir nur heute keine Vorwürfe!“

Elise schwieg. Ihr ganzes Herz jubelte vor Freude und Entzücken. Endlich war er ja bei ihr. Sie führte Alfred mit freudestrahlendem Angesichte an den Tisch und wies ihm ein neues Polster, Elisen's eigene Arbeit, zum Sitze an.

„Mein Bruder kommt nicht,“ flüsterte ihm Elise in's Ohr. „Er ist heute Abend auswärts beschäftigt.“

„Desto besser!“ sprach Alfred gutmüthig, „dann können wir um so besser plaudern.“

„O Alfred, ich hab' dir heute Vieles zu sagen!“ versetzte Elise. „Du bist schon lange nicht mehr da gewesen, lieber Junge!“

Alfred fühlte sich durch Elisens ungeheuchelte Liebenswürdigkeit sehr geschmeichelt.

„Das Mädchen ist am Ende doch nicht ganz ohne Gemüth,“ dachte er, „ich habe am Ende Elise doch falsch beurtheilt.“

Wunderbar! — Alfred konnte ein Mädchen ohne Gemüth nicht ertragen. Was er selber nicht besaß — ein edles warmes Herz, das schätzte und liebte er doch an Andern; besonders sollte ein Mädchen, dem er gewogen sein wollte, ein reiches edles Gemüth haben. So dachte der wilde unbändige Charakter!

Elise setzte sich neben Alfred auf einen einfachen Stuhl.

„Ich bin für mich selbst an Pracht und Aufwand nicht gewöhnt,“ sagte sie im Tone des herzlichsten Vertrauens zu Alfred. „Du darfst mich wohl von dieser Seite kennen lernen — für mich, das setze ich ausdrücklich hinzu, bedarf ich sehr wenig.“

Elise nahm eine Flasche zur Hand. Sie goß von dem köstlichen Inhalt derselben in zwei Gläser. Alfred

mußte aus einem rothen Glase trinken; sie selbst aber nahm für sich ein Glas mit grüner Farbe.

„Diese Farben gehören zusammen," sprach sie mit gewohnter Zungenfertigkeit zu Alfred, „roth ist die Farbe der Liebe und grün ist das Sinnbild des Vertrauens, der Hoffnung -- und in dieses Capitel gehört auch die Liebe."

Und sie goß beide Gläser voll bis zum Rande. Alfred ergriff das Glas, das für ihn bestimmt war und stieß mit Elise an. Elisen's Wangen glühten.

„Dein Wohl Elise!" sprach Alfred mit Ruhe und trank das Glas aus.

„Dein Wohl, Alfred!" entgegnete Elise und nippte zimpferlich vom Weine.

Alfred schien mit dem Weine zufrieden zu sein. Er machte ein vergnügtes Gesicht.

„Ein köstlicher Wein!" rief er aus und leerte ein zweites Glas.

„Du sollst den Rothen im goldenen Löwen vergessen," setzte Elise treuherzig hinzu. „Bei mir sollst du den Wein zudem umsonst haben."

„Du bist zu freundlich, Elise!" setzte Alfred mit ungeheuchelter Theilnahme hinzu.

Nun ward aufgetragen. Mit welcher Sorgfalt suchte Elise den Liebling ihres zerrütteten Herzens zu bedienen! Mit der ihr eigenen Kunst wußte sie stets das Beste für ihn auszuwählen. Und sie gab mit Bitten nicht nach, bis Alfred ihrem Wunsche genug that. Alfred verlebte eine sehr vergnügte Stunde. Er fühlte sich wohl in Elisen's gesprächiger Nähe, und er bereute es in der Stille seines Herzens, so manchen schönen Abend in wilder Freude bei Zechgelagen hingebracht zu haben. Eine zarte Erinnerung fuhr durch sein Herz. Ach, so hatte er einst mit Laura in gemüthlicher Unterhaltung geschwelgt! Und er hatte das brave Mädchen verstoßen! Eine traurige Stimmung wollte in sein Gemüth eindringen; allein Elise ließ ihm keine Ruhe. Sie sprach ihm liebreich zu. Sie nannte ihn mit den süßesten Namen. Sie strich ihm das lange Haar auf dem schöngeformten Scheitel zurecht. Sie hieß ihn den Freund und Trost ihres Herzens. Wer hätte wohl Elise an

diesem Abend wieder erkannt? Ahnte sie, daß sie Alfred das letzte Mal umarmen sollte? Und Alfred — wußte er, daß er das letzte Mal Freude aus dem Becher der Liebe schlürfe? — — —

So hatten sich die Beiden mehr denn eine Stunde unterhalten. Das Mahl war vorüber. Alfred sprach sich sehr befriedigend aus. Elise schwelgte in einem Meere stiller Freuden. Sie hatte ihn ja an der Seite - ihn, den sie bis zur Verzweiflung und Raserei liebte. Sie sprach im Rausche der Liebe mehr, als sie sollte. Aber Alfred war ja anspruchslos und so nachsichtig, daß er alle ihre Liebkosungen und kleinen Aufmerksamkeiten mit einer Geduld ertrug, die rührend genannt werden könnte, hätte er nicht schon oft ganz andere Eigenschaften offenbart. Und Elisen's Thränen und Bitten war es ja gelungen, Alfred einmal auf mehrere Stunden an sich zu fesseln! — Er hatte lange genug gesäumt!

Alfred fühlte sich schon vom Weine erhitzt. Er sprach es nicht undeutlich aus, Elisen's Hand für immer seine eigene zu nennen. Er redete von einer ungeheuchelten Liebe. Er gedachte einen eigenen Herd zu gründen und Elise als geschäftige Hauswirthin in seine Wohnung einzuführen Aber da fiel ein Funke des thörichtesten Mißtrauens in Elisen's Herz: sie erinnerte sich an Alfred's Wankelmuth, und die Nacht, welche sie mit Mutter Rachel in der Nähe des Herrenhauses verlebte, trat lebhaft an ihre Seele. Der Funke hatte augenblicklich gezündet und ihr Gemüth stand in hellen Flammen.

„Ist's dir ernst mit deinen Versicherungen?" fragte Elise mit glühenden Augen, „darf ich auf dich bauen?"

„Gewiß, Elise!" sprach Alfred, vom Wein erhitzt, „ich bereue aufrichtig meinen Wankelmuth und leiste dir feierliche Abbitte!"

Elise war durch diese Worte so hingerissen, daß sie ihre Sinne kaum beherrschen konnte. Alfred's Ton hatte so aufrichtig geklungen, daß sie nicht mehr zweifeln konnte; aber ein böser Geist kam über das Mädchen und der Gleichmuth ihrer Seele war dahin.

„Alfred, wie gut bist du heute!" sagte Elise und neigte ihr Haupt gegen Alfred. „Wie erfreust du mich!"

Alfred antwortete nicht. Er zog Elisen's Haupt an sich. Elise fühlte die Wärme seines Athems; sie war in ein Meer von Seligkeit versetzt.

„Sieh, Alfred, weil du heute so liebenswürdig und gut bist," sprach Elise leise, „so habe ich dir noch eine außergewöhnliche Freude zu machen."

Und Elise erhob sich rasch und lief nach dem Schranke, wo sie den Wein aufzubewahren pflegte; denn nach dem Mahle sollte die Magd nicht mehr in's Zimmer kommen. Sie sollte nicht Zeuge von Elisen's stiller Seligkeit sein. Elise nahm eine Flasche und betrachtete sie von allen Seiten. Sie hob dieselbe in die Höhe; allein sie schien sich zu irren.

„Alfred, bring' mir das Licht," rief sie, „ich könnte sonst irren."

Alfred that es. Er hielt das Licht an die Flasche.

„Es ist die rechte Sorte," sprach Elise freudig, „sie ist von außerordentlicher Güte. Der Wein soll dir munden."

Elise schenkte ein. Der Wein fuhr zischend am Rande des Glases empor. Alfred schlürfte von dem Weine.

„Er ist ausgezeichnet," sprach er und stürzte den Inhalt des Glases hinab.

Elisen's Glas stand noch leer.

„Warum schenkst du dir nicht ein?" fragte Alfred überrascht.

„Er gehört allein dir," gab Elise zur Antwort, schenkte Alfred ein, und stellte die Flasche auf den Tisch.

„Das ist zu viel, Elise!" sprach Alfred voll Freude, „Was ich habe ist dein, und was ich liebe, das sollst du — — — Gieb dein Glas her!"

Elise wollte es nicht dulden; allein sie gab Alfreds Drängen nach und trank von dem Weine. Und nun wurde die Zunge noch lebhafter und Elise konnte sich vor Freude kaum fassen.

„O wie schön wird es sein!" rief Elise nach einer Weile aus; aber sie hielt plötzlich ein, denn sie sah Alfred erblassen.

„Was ist dir, Alfred?" fragte Elise und fuhr betroffen auf.

„O wie wird mir! Elise, ich bin krank, sehr krank!" flüsterte Alfred und eine krampfhafte Bewegung zeigte nur allzu deutlich, was Alfred fehle.

„Ich bin vergiftet," sprach Alfred mit schwacher Stimme und warf sich auf ein Sopha und wälzte sich im heftigsten Schmerz.

„Vergiftet, und durch mich!" rief Elise voll Verzweiflung aus, „o wer wird uns helfen? Auch ich habe von dem Wein getrunken."

„Welch' ein Schmerz!" seufzte Alfred, „Elise, meine gute Elise, wie konntest du so grausam sein!"

Elise warf sich zu Alfred's Füßen nieder und weinte bitterlich. Sie war der Verzweifelung nahe. Ach, die Arme fühlte auch den Brand in ihrem zitternden Körper!

Da trat — wer sollte es glauben — die Alte in das Zimmer, um ihren Lohn für das Pulver zu holen. — Elise fiel voll Wuth über sie her, ergriff sie bei den Haaren und warf sie so lange im Zimmer umher, bis sie halb bewußtlos niedersank. Sie achtete nicht der Schmerzen, die sie in ihrem brennenden Körper empfand. Sie hörte nicht auf das Aechzen und Wehklagen des Weibes. Sie gab ihr vollends einen Schlag auf das Haupt, daß sie in eine Ohnmacht fiel. Dann sprang sie nach dem Tische, ergriff das Glas mit dem Reste des Weines und — unerhört, aber wahr! — öffnete den Mund der Alten und goß ihr den Wein in den Mund. Die Alte stieß ein unverständliches Geheul aus. Sie kam bald wieder zu sich.

„Was ist das für ein Unheil," jammerte sie, „ich bin an Allem Schuld."

„Ihr habt uns vergiftet, Alte!" schrie Elise aus und schon nahmen ihre Augen einen seltsamen Ausdruck an.

„O, ich sehe meinen Fehler ein," stotterte die Alte hervor, „ich gab dir vom unrechten Pulver."

„Es war Gift, Alte!" rief Elise und warf sich neben Alfred auf das Lager.

Sie fühlte Alfred's Wangen. Sie betastete seine Schläfe. Er litt fürchterlich.

„O was ist das," rief Elise aus, „am schönsten Abend meines Lebens muß ich so unglücklich werden!"

Und wiederum blickte sie nach Alfred. Sie drehte sein Haupt. Sie wollte ihm in die Augen sehen. Er hatte die Augen geschlossen.

„O blicke mich an, Alfred!" bat Elise mit schmerzlichem Tone, „sieh', ich sterbe mit dir!"

Allein Alfred blieb ohne Theilnahme. Er lag, von unnennbaren Schmerzen gefoltert, an Elisen's Busen.

Da trat Durand herein. Er ahnte, daß Etwas geschehen sein müsse. Nie war Elise um diese Zeit im Speisezimmer gewesen. Alfred, so hatte er sicher geglaubt, müsse das Haus schon verlassen haben. Er kam eben vom Gefängnisse und er sah verwirrt und angegriffen aus. Die Alte hatte sich in eine Ecke, zusammengekauert, zurückgezogen. Durand sah das trostlose Schauspiel. Er ahnte, was geschehen war. Er machte Lärm im Hause. Schnell mußte ein Arzt kommen; vielleicht war noch Hilfe möglich. Er eilte nach dem Sopha und brach in laute Klagen aus.

„Alfred, mein Freund!" rief er schmerzlich bewegt aus, „Alfred!"

„Durand!" sprach Alfred leise, so daß man es kaum hören konnte, „mit mir ist es aus."

„Welche Worte!" stöhnte Durand und küßte die erhitzte Stirne des Freundes.

„Durand, es ist ein Gott!" sagte Alfred, indem er alle seine Kräfte zusammen nahm, „es ist ein Gott, und dieser Gott hat mich gerichtet. Sorge bei Zeiten dafür, daß du besser werdest."

Und Alfred ließ sein müdes Haupt sinken. Er schöpfte Athem — zum letzten Mal. Sein Auge brach. Seine Wangen fielen ein. Er war nicht mehr.

„Elise, meine Schwester!" rief Durand im Tone des höchsten Schmerzes aus.

„Laß mich sterben!" bat Elise mit schwacher Stimme. „Lebt Alfred noch?"

Durand konnte nicht antworten. Der Schmerz lähmte seine Zunge.

„Lebt Alfred noch?" fragte Elise wieder.

„Er ist gestorben,“ flüsterte Durand und umfing die zitternden Glieder der Schwester.

„Nun sterbe ich gerne,“ sprach sie leise und schloß das Auge.

Nach einer Weile schlug sie die Augen auf und blickte auf Durand.

„Es ist ein Gott, mein Bruder!“ sagte Elise sterbend, „ich habe im Leben nicht an ihn geglaubt und habe ihn nicht geliebt. Du warst Schuld daran, grausamer Bruder! Ich vergebe dir! Thue Buße und Gott wird dir auch verzeihen!“

Durand war vernichtet. Er warf sich auf ein Polster. Seine Stirne glühte. Er kämpfte einen furchtbaren Kampf mit sich selbst. Er schlug sich mit der Faust an die Stirne. Er wollte weinen, er konnte es nicht. Seine Augen kannten keine Thränen: er begriff das Gefühl der Liebe nicht.

Es erschien der Arzt. Alfred und Elise waren todt. Es mußte ein heftiges Gift gewesen sein. Der Arzt zog Mutter Rachel aus der Ecke. Er fühlte ihren Puls. Alles war umsonst. Die Alte hauchte in den Armen des Arztes das Leben aus.

Tief erschüttert verließ der Arzt diesen Schauplatz des Todes.

Durand faßte noch einmal die Leichen in seine Arme.

„Es ist ein Gott,“ fuhr es ihm durch die Sinne, „ein Gott hat gerichtet.“

Er konnte diesen Gedanken nicht ertragen und floh von Dannen. Es hat ihn Niemand wieder gesehen.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Ende gut, Alles gut.

Durand hatte das Gefängniß verlassen. Sogleich ließ er die Akten über den Grafen von Arnaud zusammenstellen und als ob die Sache Eile hätte und keinen Aufschub erlitte, trat auch der Gerichtshof von Marvejols zusammen, und die Richter, Creaturen der herrschen-

den Gewalt, sprachen nach damaliger Sitte ohne lange Untersuchung das Todesurtheil aus dem Grunde über den Gefangenen aus, weil er trotz der Einführung der allgemeinen Gleichheit seinen Adelstitel nicht ablege, mit der Emigration im Auslande eine unpatriotische Verbindung unterhalte und sich sehr verdächtig gemacht habe, gegen die untheilbare französische Republik zu arbeiten. Unzählige Personen wurden damals nach dieser allgemeinen Formel verurtheilt und unter das scharfe Messer der Guillotine gebracht, wo sie eines unschuldigen Todes starben. Sogleich, nachdem das Urtheil gefällt war, ward es auch dem Angeklagten verkündigt.

Mit dem Prior machte man sich noch viel weniger zu schaffen. Nach den Grundsätzen der Träger der Schreckensherrschaft war es nicht gebräuchlich, eine lange Untersuchung anzustellen. Das Messer der Guillotine hätte sonst ruhen müssen und man mußte sich der rohesten Gewalt bedienen, um die unzufriedenen Gemüther einzuschüchtern. Der Prior war ein unbeeidigter Priester Er hatte den Eid auf die Verfassung nicht geleistet, auf eine Verfassung nämlich, welche den Untergang der Kirche in Aussicht stellte und auf deren Verderben abzielte. Der Prior hatte sich dem Eide durch die Flucht entzogen. Das war Grund genug, ihn zum Tode zu verurtheilen. Er war ja ein Priester — und das allein wäre vielleicht hinreichend gewesen, den Unglücklichen dem Beil des Henkers zu überantworten.

Als die Reihe an Chlotilde kam, kämpften mehrere Richter mit sich selbst. Sie wollten das junge Leben schonen; allein sie war ja mit einem Abenteurer, der im höchsten Grade verdächtig war, aus dem Gefängniß entwichen und der Abenteurer hatte sogar den Bezirkspräsidenten gröblich beleidigt und angegriffen. Es half Nichts; Durand verlangte den Tod und so wurde auch Chlotilde, obgleich abwesend, zum Tode verurtheilt. Das Gericht ging – wie es damals gar oft geschah! — mit solch unbegreiflicher Gleichgültigkeit über eine Sache weg, die uns jetzt in gerechte Verwunderung versetzt. Ein Todesurtheil galt wie Nichts; gar viele Personen wurden verurtheilt ohne Verhör; manchmal stellte es sich sogar heraus, daß man die unrechten Personen gemor-

det hatte. So weit war es in Frankreich mit dem Regiment der Schreckensherrschaft gekommen. Allein die Zeiten ändern sich und das Gute bricht sich immer, wenn auch langsam, Bahn in dieser Welt. So geschah es auch in Frankreich!

Lange war die Sonne nicht mehr so heiter über den alterthümlichen Mauern von Marvejols aufgegangen. In blendender Schönheit zog sie von Osten herauf und warf ihr rosiges Licht hin über die Fluren, welche mit dem üppigsten Grün bekleidet waren. Kein Wölklein war am Himmel, welches das milde Licht hätte verschleiern können. Die Wellen des Baches schienen heute ruhiger zu fließen, und über dem Gebirge ruhte das blaue Firmament. Die Berge glänzten so lieblich mit dem saftigen Grün bekleidet, und die Hörner der Hirten jubelten heute fröhlicher denn sonst. Es mußte ein neues Leben über die Menschen gekommen sein!

Und so war es auch. Der heutige Tag war ein Jubeltag nicht bloß für die Bewohner von Marvejols, sondern für alle Frommen und Guten in Frankreich. Es war ein Jubeltag, an welchem die Menschen wieder sein konnten was sie waren. Es war dem Betrug und der Heuchelei im Lande ein Ende gemacht. Und dies war ein Tag, der Marvejols seinen Wohlthäter und seinen aufrichtigsten Freund wieder gab.

Es war ein ungeheures Leben in den Straßen von Marvejols. Alles sprang durch einander in anhaltendem Gewühle. Man sah nur heitere Gesichter. Alt und Jung drängte sich um das Rathhaus, das mit großen überdruckten Papierstücken bedeckt war, auf welchen zolllange Buchstaben zu sehen waren. Jünglinge und Männer eilten herzu und die Kinder mußten Acht haben, daß man sie in dem Gewühle der Menschen nicht erdrückte. Weiber und Mädchen verließen das Haus. Es mußte etwas ganz Außerordentliches vorgefallen sein. Denn schon von frühester Morgenstunde an zogen heitere Musikbanden durch die Stadt unter rauschenden Klängen und wo sie stille hielten, da ertönten die Lieder des Friedens und erschollen die Weisen der Lust. Man blickte sich fragend an, und man sah so erfreute Gesichter, wie man sie schon lange nicht mehr erblickt hatte. Denn Frankreich

hatte den Frieden wieder: die Schreckensherrschaft unter Robespierre war gestürzt. Erst vor einer Stunde war diese Nachricht in der Stadt angelangt und sie hatte die Volksmenge in das unermeßliche Entzücken versetzt, welches nur jene begreifen und würdigen konnten, welche unter der Herrschaft der Schreckensmänner gelebt und — — — gezittert hatten. Es war das selige Gefühl des Friedens nach langen Sturmestagen, das die Bewohner von Marvejols erfüllte. Die Guten feierten heute ihren Triumph. Es war die höchste Zeit.

„Jetzt können wir wieder athmen," flüsterten sich Greise in's Ohr, „jetzt kann man wieder leben."

Und die guten Bekannten umarmten sich vor Freude auf der offenen Straße.

„Jetzt kann man auch wieder ein ehrliches freies Wort sprechen," sagten die Männer, „es lauern nicht mehr die Spürhunde der Gewalt."

Und die Männer reichten sich freudig die Hände.

„Und die Zeit wird kommen, wo wir wieder mit Andacht beten dürfen," riefen die Frauen aus, „Gott sei gelobt!"

Und Alles blickte sich an mit der freudigsten Stimmung im Herzen.

„Und wir dürfen wieder christliche Bräute sein," sprachen die Jungfrauen.

Und die Kinder jubelten mit, obgleich sie die Freude des Tages nicht verstanden.

Aber die Bösen mußten schweigen; sie getrauten sich nicht einmal mehr, nur verdrießliche Gesichter zur Schau zu tragen. So schnell war der Umschlag der Stimmung in der Stadt, als die Fesseln gebrochen waren.

Von dem Rathhause eilte die entzückte Menge nach dem Gefängnisse, um die Gefangenen, welche wegen eines politischen Verbrechens von den Schreckensmännern eingekerkert waren, zu befreien. Da sah mancher Verlassene die liebe Sonne wieder und stürzte freudetrunken in die Arme der Eltern und Freunde, die ihn schon verloren gaben. Und es flossen die Thränen des Entzückens, wie wenn ein verurtheilter oder ein unglücklicher Sohn seinen Eltern wieder gegeben wird. Mit Küssen wurden diejeni-

gen empfangen, welche aus dem großen Gebäude traten und ein Jubelruf erfüllte heute die Luft.

Doch plötzlich erhob sich ein so rauschender Jubel, wie er bisher nicht gehört worden war — ein Jubel, der nicht endigen wollte. Aus der Volksmenge heraus trat ein schöner junger Mann, der eine Dame am Arme führte. Er lief die Treppe hinauf, welche in das Gebäude führte, in welchem die politisch-Verurtheilten zu schmachten gezwungen waren. Er zog die Dame in sichtbarer Aufregung nach sich. Wir kennen den kühnen unerschrockenen Mann und die Dame. Edmund und Chlotilde waren es. Die Kunde des Friedens hatte auch ihr Ohr erreicht, als sie schon auf der Flucht waren, und sie kehrten schnell um, um ihre Lieben in Empfang zu nehmen.

Edmund trat mit Chlotilde in das Gebäude. Sie suchten den Vater und den Onkel. Der Onkel nahte sich ihnen mit männlicher Haltung und führte den Grafen an seiner Hand. Chlotilde konnte vor Freude kein Wort sprechen.

„Mein Vater!" rief sie bloß aus in dem Tone der höchsten Freude.

„Mein Kind!" sagte der gerührte Vater und schloß Chlotilde in seine Arme.

Chlotilde hätte Thränen der Freude weinen mögen; allein sie gab sich alle Mühe, ihre große Rührung inmitten des allgemeinen Jubels und der hochherzigen Begeisterung aller Volksklassen zu verbergen. Sie hielt den Vater lange sprachlos umfangen, und mit einem herzlichen Kusse wandte sich endlich der entzückte Vater von der gerührten Tochter. Er faßte Edmund's Hand.

„Geliebter Sohn!" sprach er leise nnd eine Thräne fiel auf Edmund's Haupt.

„Theurer Vater!" antwortete Edmund und küßte die eingefallenen Wangen des edlen Grafen.

Da trat der ehrwürdige Priester hinzu. Sein Antlitz war von einem holdseligen Lächeln verklärt, aus welchem Freude und Rührung zugleich sprachen: die Freude, weil er und seine Lieben so unerwartet errettet wurden, und die Rührung, weil er in seinem Herzen Gott für die Gnade der Errettung dankte.

Edmund und Chlotilde traten zu gleicher Zeit auf den Priester zu. Er nahm die rechte Hand eines Jeden und drückte sie herzlich.

„Wir sind gerettet," sprach er, „dafür wollen wir Gott zu einer gelegenern Stunde danken, wenn der Jubel des Volkes verstummt ist und das Herz in Ruhe mit Gott verkehren kann. Alles Leid sei vergessen! Gott hat Alles wohl gemacht. Er hat das Flehen seiner schwachen Kinder erhört und seinem Volke geholfen. Sein großer Name sei gepriesen in Ewigkeit!"

„Amen!" sprach der Graf mit tiefer Empfindung.

Chlotilde ergriff den Arm des Vaters; Edmund führte den greisen Priester an seiner Hand. Und so traten sie hinaus zum Volke und blieben auf der Höhe der Treppe unter dem Portale stehen. Ein Jubel, der nicht enden wollte, erscholl aus der Menge. Man schwang die Hüte. Die Mütter hoben die Kinder auf die Arme und zeigten auf den Grafen und auf Jene, welche ihn umstanden; die Personen, welche klein von Statur waren und weit vom Eingange in das Gebäude entfernt, erhoben sich auf den Zehen, um Den zu sehen, dem der gute Theil des Volkes so ungetheilt und warm entgegen jauchzte. Die Greise, welche mit dem Grafen ihre Jugendzeit verlebt, vergossen Thränen, welche über die wetterharten Wangen auf die gebleichten Vollbärte herabfielen. Die alten Mütter, diese Zeugen einer guten Zeit, falteten die Hände. Es war ein Jubel, ganz aus dem aufrichtigen Herzen des braven Volkes heraus.

„Hoch lebe der Graf von Arnaud!" rief Jan, der in den vordersten Reihen des Volkes stand und den Augenblick kaum erwarten konnte, die Hände seines Herrn mit Küssen zu überschütten.

„Hoch, abermal hoch!" erscholl es aus dem Haufen.

„Chlotilde hoch!" rief Anton, der in Jan's Nähe stand und in lautem Jubel sich zu überbieten schien.

„Hoch, dreimal hoch!" erwiederte das entzückte Volk.

„Ein Hoch dem Priester!" rief ein Greis bewegt. „Er gehört uns!"

„Hoch, er gehört uns!" antworteten tausend Stimmen.

Da ließen sich die Jünglinge nicht mehr halten; sie flogen aus den Reihen des Volkes, Anton und Jan

voran, nahmen den Grafen in ihre Mitte und trugen ihn wie im Triumphe nach dem Schlosse. Alle, welche versammelt waren, folgten nach. Chlotilde konnte die Thränen nicht mehr zurückhalten. Und aus der Mitte drängten sich zwei Mädchen, die sich zärtlich um Chlotilde schlangen. Ihre Herzen schlugen laut; ihre Pulse bewegten sich rascher. Mit ungeheuchelter Theilnahme nahten sie sich Chlotilden und lachten voll Innigkeit.

„O gnädiges Fräulein," sprach Klara, „jetzt sind Sie wieder unser guter Engel."

„Liebes Mädchen!" flüsterte Chlotilde und drückte Klara's Hand an ihr Herz, das von Wonne und Entzücken glühte.

„Mein Alles!" sprach Laura voll der tiefsten Rührung, „mein Alles ist wieder mein!"

„Auf immer, Laura!" sagte Chlotilde mit gehobener Stimme und schlang den Arm um den Nacken des Mädchens.

Als das die Umstehenden sahen, daß Chlotilde keinen Stolz kannte und mit den armen Mädchen so vertraulich und herzlich that, erhoben sie einen lauten Jubel. Sie drangen auf Chlotilde ein und überschütteten sie mit den Zeichen einer aufrichtigen Hochachtung.

Der Zug war bei dem Schlosse angekommen. Der Graf dankte gerührt für die freundlichen Gesinnungen, welche ihm heute bezeugt worden waren. Er sprach dem Volke zu, sich wacker zu halten und dazu beizutragen, daß die wahre Freiheit sich Bahn breche, und nicht mehr zuzugeben, daß Willkühr und Gewaltthat das schöne Vaterland in Trauer versetze.

„Ich werde diesen Tag nie vergessen," sprach der Graf, „bleibt gute Bürger des Vaterlandes! Das Vaterland lebe hoch! Es lebe hoch die Freiheit, die nur mit Tugend und Christenwürde bestehen kann!"

„Hoch, hoch! Es lebe das Vaterland!" riefen tausend Stimmen.

Der Sturm hatte sich gelegt. Die Jubelrufe waren verstummt. Da ergriff Edmund das Wort und dankte den Bewohnern von Marvejols für alle Treue und Theilnahme, welche sie der edlen Familie des Gra-

fen, besonders Chlotilden, während der langen schweren Zeit bewiesen.

„Es leben die Bewohner von Marvejols!“ rief Edmund begeistert aus.

„Hoch, das Haus Arnaud!“ wiederholte die Volksmenge und tausend Herzen schlugen mit vor Begeisterung und Freude.

Die Volksmenge zog sich in die Stadt zurück.

„Wie gut ist das Volk,“ sprach der Graf gerührt, „wenn man das Volk christlich sein läßt und wenn man es weise regiert!“

Und er trat mit den Seinigen in das Schloß, um an dem Grabe seiner Gattin für seine Befreiung Gott zu danken. Seine Andacht war heiß.

„Gott hat Alles wohlgemacht,“ sprach Edmund, als sich Alle vom Boden erhoben hatten.

„Sein heiliger Name sei gepriesen!“ versetzte Chlotilde mit Andacht.

„Er hat sein Volk heimgesucht, und die Unglücklichen und Schwachen zu unendlichem Glück erhoben,“ sagte der Priester. „Er ist der Treue und Barmherzige, der die Seinen nicht zu Schanden werden läßt. Darum richten wir unsere Hoffnung auf ihn. Denn es ist Niemand, der erretten kann aus der Bedrängniß und aus der Nacht des Todes, als er.“

„Ehre sei Gott in der Höhe!“ sagte Edmund gerührt.

„Jetzt und in Ewigkeit,“ fügte der Graf mit aufgehobenen Händen hinzu.

„Amen!“ schloß der greise Priester.

Auf dem Schlosse aber kehrten seit diesem Tage Ruhe und Friede ein. Und wenn im vertraulichen Familienkreise die Unterhaltung auf die Ereignisse in der Schreckenszeit hingelenkt wurde, so gedachte man auch mit dankendem Herzen der wunderbaren Rettung.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Ein prosaisches Ende.

„Ich wünschte, Edmund!“ sprach eines Morgens der Graf zu Edmund von Gerand, „daß du mit deinem

Versprechen, das du Chlotilde gegeben, einmal Ernst machtest."

„Was meinen Sie wohl, mein Vater?" fragte Edmund, „wie soll ich Sie verstehen?"

„Da sehe mir Einer den Junker an," rief der Graf lachend aus, „wie er sich verstellen kann!" Du kannst mich nicht verstehen? Nun so will ich dir reinen Wein einschenken. Die Zeiten werden mit jedem Tage besser und man kann seiner stillen gemüthlichen Häuslichkeit mit Muße pflegen. Ich wünschte, daß du und Chlotilde sich jetzt ehelichen."

Edmund's Angesicht entfärbte sich ein wenig. Obgleich er schon längst in sich diesen stillen Wunsch genährt hatte, so hatte er doch nicht den Muth, ihn offen und frei dem Grafen mitzutheilen. Es kam ihm also gerade recht, als der Graf mit dieser Frage ohne Umwege herausrückte.

„Wie Sie meinen, mein Vater!" gab Edmund nach einer Pause zur Antwort. „Ich stelle mich ganz unter Ihren Befehl."

„Nein, nicht unter meinen Befehl," sagte der Graf, „du mußt in diesem Stücke frei handeln. Was sagt denn Chlotilde dazu? Hast du noch nie mit ihr über diesen Punkt gesprochen?"

Da trat Chlotilde mit dem Frühstück in's Zimmer. Sie mochte wohl ahnen, was gesprochen worden war; denn noch nie hatte Edmund so vergnügt und heiter ausgesehen. Sie trat hinter den Vater, als sie das Frühstück auf den Tisch gestellt hatte, und that recht schüchtern. Ihr Herz schlug heftig. Da trat auch der Prior in's Gemach.

„Chlotilde," sprach der Graf, „warum thust du so erschrocken?"

„Mein Vater," flüstert Chlotilde leise.

„Setze dich zu uns," befahl der Graf und rückte Chlotilde einen Stuhl an seine Seite, „ich hab' dir ein ernstes Wort zu sagen. Dein Onkel hat mit mir über deine Angelegenheit schon gesprochen. Er ist meiner Meinung."

Chlotilde setzte sich. Ihr Angesicht ward abwechselnd

roth und blaß. Ihre Hände zitterten, als sie den warmen Kaffee in die hübschen Tassen goß.

„Darfst nicht bange werden, mein Kind!" sprach der Graf lächelnd, „es ist Nichts, was dich betrüben wird, — es soll dir im Gegentheile Freude machen. Du sollst nun Edmund von Gerand heirathen. Was sagst du dazu, Kind?"

Chlotilde warf sich an die Brust ihres Vaters und verbarg ihr Angesicht. Der Graf rückte aber ihr lockiges Haupt sanft zurück.

„Laß das, Chlotilde," bat er mit sanfter Stimme, „ich weiß, daß du Edmund liebst, daß eure Liebe durch die letzten Ereignisse nur noch inniger und fester geworden ist; denn sie ist erprobt worden im Feuerofen der Trübsal und der Leiden. Deßhalb wünsche ich, daß eure Liebe sich zum schönsten Bunde gestalte durch die Hand des Priesters. Und ich wünsche, daß es bald geschehe."

„Auch mein Wunsch ist es," versetzte der Prior, „ich freue mich schon längst auf diesen Tag. O wie wird dieser Freudentag mein alterndes Gemüth erfrischen!"

„Chlotilde wird jedenfalls eine glückliche Frau," sprach der Graf. „Ich kenne Edmund's gutes Herz."

„Das will ich meinen," versetzte der Priester, „deßhalb soll sich ihr Herz freuen."

Alle schwiegen. Edmund schaute Chlotilde zu wiederholten Malen an. Chlotilde erwiederte seinen Blick mit solcher Innigkeit, daß Edmund's Herz vor Entzücken hätte aufjubeln mögen. Der Graf sah diese Zeichen des Einverständnisses mit stiller Zufriedenheit.

„Aber die Hochzeit muß bald gehalten werden," fing der Graf wieder an.

„Hat es solche Eile?" fragte Edmund überrascht.

„Ja, mein Freund," versetzte der Graf. „Der Onkel wird uns bald verlassen, und ich wünsche, daß er euern Bund einsegne."

„Das ist auch mein Wunsch," antwortete Edmund freudig.

„Wie lange wirst du noch bei uns bleiben?" fragte der Graf, zum Prior gewendet.

„Vierzehn Tage, längstens drei Wochen!" gab der Prior zur Antwort.

„Also in vierzehn Tagen,“ sagte der Graf bestimmt, „Edmund, einverstanden?“

„Es sei,“ versetzte Edmund bescheiden.

„Chlotilde, du hast es gehört,“ sprach der Graf, „einverstanden?“

Chlotilde gab keine Antwort. Sie ergriff mit sichtlichem Erröthen die Hand des Vaters und führte sie mit hoher Freude an ihren Mund, um sie zu küssen. Diese einfache herzliche Bewegung sagte Alles, was sie dachte und fühlte.

„Also in vierzehn Tagen!“ sprach der Graf bestimmt und erhob sich.

Und so geschah es auch. Nach vierzehn Tagen feierte Edmund von Gerand seine Vermählung mit Chlotilde von Arnaud. Der Prior segnete ihren Bund. Der Graf freute sich sehr an diesem festlichen Tage. Es ist wohl nicht nöthig zu sagen, daß Edmund und Chlotilde ein glückliches Paar wurden — fromm und ehrbar zu Hause, ein Trost für des Grafen Alter, ein Muster ihrer Umgebung und eine Zuflucht für die Armen. Und so hatte es der Graf gewünscht; das hatte der Prior mit seinem Segen erfleht, und Alle waren fröhlich bei dem Gedanken, das edle hochherzige Paar auch glücklich zu wissen.

Noch ehe aber der Mond nach Chlotilden's Vermählung seine Gestalt einmal wechselte, so schlugen mehrere glückliche Herzen auf der Anhöhe, auf welcher das Schloß erbaut war. Jan heirathete die schöne Laura, und der Graf, eingedenk seiner treuen Dienste, wies ihm am Hochzeitstage ein hübsches Häuschen im Parke an und erhöhte sein Einkommen um das Doppelte. Anton verband sich mit Klara, dem lachenden Hirtenmädchen, und Alle waren ein Herz und eine Seele.

Auch die irdischen Ueberreste des Marquis von Gerand wurden nicht vergessen: sie wurden aus den Ruinen herbeigeholt und in der Schloßkapelle neben dem Grabmal der seligen Gräfin beigesetzt.

So hatte denn Alles glücklich geendet und das Schloß des Grafen von Arnaud war der schönste Wohnsitz durch die Liebe und Herzlichkeit, welche hier ihre freundliche Stätte gefunden.

		kr.	ngr.
28s Bdchn.	Die Familie von Bernstein	36	12
29 "	Junker Bernhard Sturmschwert . . .	36	12
30 "	Maria hilft. Johann der Findling .	36	12
31 "	Schicksale eines Waisenknaben . . .	36	12
32 "	Mutter und Sohn	36	12
33 "	Eine merkwürdige Bettlerin	27	9
34 "	Paul Frühmann. Eine Dorfgeschichte .	36	12
35 "	Die Stiefbrüder, oder wie der Same, so die Frucht	36	12
36 "	Amalie Corsini, od. Gott schützt die Unschuld	36	12
37 "	Neue Ostereier	36	12
38 "	Leiden und Freuden armer Leute. Das Tyroler-Annerl	36	12
39 "	Der neue Goliath	36	12
40 "	Agathe und Corona. Lieb Caro . .	36	12
41 "	Die Hinterbliebenen des Enthaupteten .	36	12
42 u. 43	Adolph u. Walburg, od. die Tannenmühle	54	18

Zweite Folge!

1s u. 2s Bdchen.	Ritter Gerold von Helfenstein . .	54	18
3 „ 4 "	Aus dem Leben eines Vielgeprüften	54	18
5s Bdchn.	Aurelius und Cäsonia	36	12
6 "	Wolfrat von Veringen	36	12
7 "	Thomas Morus	36	12
8 "	Der Thaljunker	36	12

☞ Die **Abendunterhaltungen** werden ganz in der bisherigen Art fortgesetzt, so daß jährlich mehrere neue Bändchen davon erscheinen, an deren regelmäßige Abnahme jedoch Niemand gebunden ist. Wer aber **alle Bändchen zusammen auf einmal** nimmt, erhält **jedes Bändchen** für **27 kr.** oder **9 ngr.** Spätere Bändchen werden jedoch nur zu den gewöhnlichen Ladenpreisen geliefert.

Der **innere Werth** und die **äußere hübsche Ausstattung** der bisher in **unserm Verlage** erschienenen **Jugendschriften**, sowie der **billige Preis** derselben haben bereits **nach allen Seiten** hin **gerechte Anerkennung** gefunden. Wir werden daher eifrigst bemüht sein, **diesen wichtigen Zweck** unserer Literatur auch in der Folge mit aller Liebe und Umsicht zu fördern, und rechnen dabei auf die kräftigste Unterstützung geehrter Jugendschriftsteller geistlichen und weltlichen Standes.

Ueber unsern **Jugendschriftenverlag** ist ein eigener Katalog unter dem Titel:

„Der Jugendbildner"

erschienen und in jeder Buchhandlung unentgeltlich zu haben.

Augsburg, im August 1858.

Lampart & Comp.

Neueste Jugendschriften!

In **gleichem Verlage** sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Chlotilde von Arnaud, oder **der Sieg des Glaubens über die Sünde.** Eine Erzählung aus der Zeit der französischen Revolution. Der reiferen Jugend, vorzüglich aber heranwachsenden Jünglingen und Jungfrauen gewidmet von **M. Lehmann,** Lehrer an der Stadtschule zu Hechingen. Verfasser der Erzählung: „Ritter Gerold von Helfenstein“ ꝛc. Mit einem Stahlstich. Brosch. Preis 36 kr. oder 12 ngr.

(Der Abendunterhaltungen zweite Folge 9s Bändchen.)

Großvaters Liebling. Sühnung. Der Sohn des Trunkenboldes. Drei lehrreiche und unterhaltende Erzählungen nach wahren Begebenheiten. Für die Jugend und Erwachsene, sowie für Schul- und Volksbibliotheken, Preisebücher ꝛc. Von **Franz Erven,** Oberlehrer in Porz am Rhein. Mit einem empfehlenden Vorwort von **Dr. Joh. Evang. Stadler,** Domdecan ꝛc. ꝛc. in Augsburg. Mit einem Titelkupfer. Broschirt. Preis 36 kr. oder 12 ngr.

(Der Abendunterhaltungen 50s Bändchen.)

Neue Auflagen!

Der Morgen in der Wallfahrtskirche. Das doppelte Kapital. Zwei lehrreiche Erzählungen für die Jugend und für Eltern, welchen ihr und der Ihrigen Wohl am Herzen liegt. Nach wahren Begebenheiten erzählt von **Johann Georg Waitzmann. Vierte Auflage.** Ganz neu bearbeitet von **Ottmar Lautenschlager,** Verfasser der Erzählungen des Priesters Ottmar ꝛc. ꝛc. Mit bischöflicher Approbation und zwei Stahlstichen. Brosch. Preis 36 kr. oder 12 ngr.

(Der Abendunterhaltungen 49s Bändchen.)